

**CHRONIK '96**

**AKADEMIE DER DIÖZESE  
ROTTENBURG-STUTTGART**

# Inhalt

Vorwort	3
Überblick	
– Offene Tagungen	4
– Fachtagungen	9
– Abendveranstaltungen	21
– Feste	26
– Ausstellungen	27
– Gastveranstaltungen	28
– Zahlen zur Chronik '96	30
– Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	32
Ausgewählte Arbeitsschwerpunkte und thematische Reihen	
– Rußland-Kontakte	34
– Sommerakademie	45
– Religionen der Welt im Spiegel großer Dichtung	57
– Zäsur	59
– Kirchenvolksbegehren	64
– Theologische Seminare	69
Berichte von Tagungen nach Themenbereichen	81
Symposium „Dialog als Selbstvollzug der Kirche“ – Zum 200. Geburtstag von Johann Adam Möhler – Galileo Galilei „Und sie bewegt sich doch!“ – Hirntod - Tod des Menschen? – Kirche zwischen Theologie und Ökonomie – Chancen für Frauen - Chance für Kirche – Kreuzifix und Crucifixus – Die biblische Bilderwelt von Emil Wachter – Europäische Kirchenmusik Schwäbisch Gmünd – Concerto Pastorale – Ein Eremitenorden aus Ungarn: Die Pauliner – Der Dominikanerorden – Historische Kriminalitätsforschung – Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur – Aschermittwoch der Künstler – Vernissagen/Finissagen der „Kunst-Raum-Akademie“ – Zwang zur Kultur! – Zum wunden Verhältnis der Künste und der Kirche – Das Alte Testament „nach“ Leo Kirch – Was ist das: Kunst? – Der Camus der fünfziger Jahre – Dokumentarischer Film und inszenierte Öffentlichkeit – 17. Hohenheimer Mediengespräch – 19. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik – 4. Weingartener Journalistentag – Kinderwunsch - Kind	

nach Wunsch – Allianzen von Frauen in der Einen Welt – Leit- und Gerechtigkeitsvorstellungen der Sozialpolitik – Herbstakademie Wirtschafts- und Unternehmensethik – Ravensburger Waaghausgespräche: Neue Lust auf Werte? – Betreutes Wohnen im Alter – Entschädigung von NS-Zwangsarbeit – Menschenrechte im Sudan – Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht – Abschiebungshaft – Studienreise: Migration in der Ukraine – „Kirchenasyl“

Festliche Anlässe	
– Sommerfest Hohenheim	204
– Akademiefest Weingarten	205
– Alexandr-Men-Preis	206
Jahresrückblick des Direktors: Bilanz des Unternehmens Akademie	216
Akademie im Internet	218
Halbjahresprogramm mit neuem Outfit	221
Publikationen aus dem Jahr 1996	222
Architektenwettbewerb Erweiterungsbau Tagungshaus Hohenheim	224
In memoriam Hans Starz, Camilla Härlin, Johannes Binkowski	226
Promotionen von Dr. Rainer Öhlschläger und Dr. Heinz-Hermann Peitz	229
Verabschiedung von Franz Josef Klehr und Karl-Heinz Kunzmann	230
Dr. Manfred Lallinger neu an der Akademie	232
Akademieverein	233
Kuratorium – Liste der Kuratoriumsmitglieder	234
Kooperationspartner 1996	236
Mitgliedschaften der Akademie	237
Katholische Akademien in Deutschland	238
Impressum	242

# Die Akademie macht sich fit für 2001

Am 17./18. Februar im Jahr 2001 wird die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart ein halbes Jahrhundert bestehen und ihr 50jähriges Jubiläum feiern können. Die interdisziplinäre Dialogarbeit der Akademie, mit der die Kirche und ihre Botschaft in der öffentlichen Kultur präsent sein will, wird sich dann in noch schwierigerem Umfeld zu bewähren haben. Bereits heute müssen deshalb die richtigen zukunftsorientierten Akzente gesetzt werden. Die Zukunft hat für die Akademie schon begonnen. Der Rückblick auf das Jahr 1996 zeigt, daß wir 2001 fest im Blick haben.

## *Das Bauprojekt Tagungshaus Hohenheim*

Die seit 1990 laufenden planerischen Vorbereitungen, das Tagungshaus Hohenheim für die zukünftigen Anforderungen an „Dialog und Gastfreundschaft“ – die zentralen Leitideen der Akademie – fit zu machen, konnten 1996 abgeschlossen werden. Ein Architektenwettbewerb führte zum Planungsauftrag an das Architekturbüro Lederer, Ragnarsdotter, Oei. Die notwendigen finanziellen Mittel für die baulichen Maßnahmen sind inzwischen vom Diözesanrat bereitgestellt. Im Frühjahr 1998 wird mit dem Bau des neuen Gästehauses und der Renovation des 1964 erbauten Tagungshauses begonnen werden können (vgl. S. 224).

## *Die Akademie im Internet*

Der Dialog wird zukünftig nicht nur von Mund zu Mund und von Angesicht zu Angesicht geführt, sondern mehr und mehr auch über elektronische Datennetze, die ungeahnte Möglichkeiten eröffnen und unsere Lebenswelt verändern werden. Nur wer sich neuer Kommunikationstechnologien zu bedienen weiß, wird die herausziehende Multimedia-Welt bestehen. Im ersten Drittel des Jahres ging die Akademie mit ihren Programmen deshalb ins Internet, in die weltweit möglich gewordene Kommunikation. Ihr Selbstverständnis, ihre Tagungs- und Veranstaltungsangebote sowie ihre Buchpublikationen und aktuellen Informationen zu diskutierten „heißen Themen“ können seit April 1996 im Internet abgerufen werden unter <http://www.kirchen.de/akademie/rs> (vgl. S. 218).

## *Das Programm der Akademie in neuer Form präsentiert*

Seit dem zweiten Halbjahr 1996 erscheint das Programm in neuer, origineller Form. Einer auffaltbaren Landkarte ähnlich, informiert es künftig über alles Wissenswerte der Akademie, ermöglicht die Anforderung von Einzelprogrammen, informiert über die aktuellen Publikationen und kann mit seinem kalendarischen Überblick und der Zusammenstellung des offenen Programmangebots auf einer Seite als Plakat und/oder als Terminkalender genutzt werden.

## *Gründung des Akademievereins*

In den kirchlichen Haushalten wirken sich die wirtschaftlichen Schwierigkeiten in Deutschland zunehmend aus. Die notwendig gewordenen Sparmaßnahmen gingen an den finanziellen und personellen Ressourcen der Akademie in den letzten Jahren nicht spurlos vorüber. Personalstellen mußten abgebaut und erhebliche finanzielle Mittel eingespart werden. Einfacher werden die Zeiten gewiß nicht. 18 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gründeten deshalb 1995/96 die „Vereinigung von Freunden und Förderern der Akademie“. Neben der ideellen Unterstützung hat sich der Akademieverein besonders die finanzielle Förderung der Akademie zum Ziel gesetzt. Mit nahezu 100 beigetretenen Mitgliedern hatte die Vereinigung einen glänzenden Start (vgl. S. 233).

## *Innovationen im Interesse von „Dialog und Gastfreundschaft“*

Diese eingeleiteten oder bereits verwirklichten Innovationen dienen dem einen Ziel, jeweils die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen für die Förderung der intellektuellen, ethischen, sozialen, religiösen und ästhetischen Kultur von Kirche und Gesellschaft in unserer Zeit. Wie dies durch die zeitgenössische Dialogarbeit der Akademie 1996 verwirklicht wurde, ist in der Jahreschronik wieder dokumentiert.

Dr. Gebhard Fürst  
Akademiedirektor

## **34 Offene Tagungen mit 3279 Teilnehmerinnen und Teilnehmern**

### **Weingarten, 5.–6. Januar**

69 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Die Heiligen Drei Könige in Schrift, Frömmigkeit und Ikonographie**

*Tagungsleitung:*

Dr. Gebhard Fürst

Dr. Verena Wodtke-Werner

*Referentinnen/Referenten:*

Dr. Annemarie Brückner, Würzburg

Prof. Dr. O. Engels, Köln

Dr. Thomas Kaut, Bonn

Dr. Beatrice Söding, Gerbrunn

### **Stuttgart-Hohenheim, 2.–4. Februar**

160 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Soziale Sicherheit und sozialer Schutz von Ausländerinnen und Ausländern in Deutschland**

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht 1996

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

Klaus Lörcher, Mannheim

Dr. Christoph Schumacher, Bonn

siehe Seite 189

### **Stuttgart-Hohenheim, 26. Februar**

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Kirchenvolks Begehren**

Ratlos vor dem „Glaubenssinn der Gläubigen“?

*Tagungsleitung:*

Dr. Abraham Peter Kustermann

siehe Seite 64

### **Weingarten, 1.–3. März**

43 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Wachsen in der Stille**

*Tagungsleitung:*

Franz Josef Klehr

Dr. Brigitte Furche, Bad Boll

*Referentinnen/Referenten:*

Walter Baumann, Friedrichshafen

Meike Bischoff, Stuttgart

Angelika Eberspächer, Stuttgart

Sabine Freund, Stuttgart

Ursula Herchenbach, Friedrichshafen

Alfred Hinz, Friedrichshafen

Manfred Neuhäüßer, Göppingen

Herbert Rumpf, Stuttgart

Hermann Speth, Stuttgart

### **Stuttgart-Hohenheim, 30.–31. März**

126 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Kruzifix und Crucifixus Symbol – Bekenntnis – Nachfolge**

*Tagungsleitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 109

### **Stuttgart-Hohenheim, 24. April**

42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Wiedergelesen**

#### **Thomas Mann: „Buddenbrooks“**

*Tagungsleitung und Referentin:*

Elisabet Plünnecke, Stuttgart

### **Ravensburg, Schwörsaal, 2.–5. Mai**

144 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

724 Teilnehmerinnen und Teilnehmer an Einzelvorträgen

#### **Neue Lust auf Werte**

Ravensburger Waaghausgespräche, veranstaltet von:

Ökumenische Ausbildungsstelle für Beratende Seelsorge/Telefonseelsorge Oberschwaben-Allgäu, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Pädagogische Hochschule Weingarten, Kultur- und Schulamt Ravensburg

*Tagungsleitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

Dr. Jürgen Blattner, Ravensburg

Dr. Thomas Knubben, Ravensburg

Prof. Dr. Edgar Thaidigsmann, Weingarten

siehe Seite 175

### **Weingarten, 3.–5. Mai**

72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Von A (Almosen) bis Z (Zins)“**

Kirche zwischen Theologie und Ökonomie  
In Zusammenarbeit mit dem Südwestdeutschen  
Förderkreis der Ökumenischen Entwicklungsge-  
nossenschaft (EDCS)

*Tagungsleitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger  
Gebhard Böhm, Aalen  
Michael Hagelstein, Wernau  
siehe Seite 100

### **Stuttgart-Hohenheim, 17.–19. Mai**

54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Johann Adam Möhler (1796–1838)

#### **„... da überhaupt das Christentum eine Sache des Lebens ist“**

Zum 200. Geburtstag eines „Kirchenvaters“ der  
Moderne

*Tagungsleitung:*

Dr. Abraham Peter Kustermann  
siehe Seite 88

### **Stuttgart, Studio der Landesgirokasse, 18. Mai**

65 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **KlangWelt GottesDienst**

Kompositionswettbewerb für zeitgenössische  
liturgische Musik

Preisverleihung an Ulrich Wolf, Tübingen

*Leitung:*

Franz Josef Klehr  
Dr. Eberhard Amon, Tübingen  
Dr. Stefan Klöckner, Rottenburg

*Begrüßung:*

Prof. Dr. Peter Hünermann, Tübingen

*Referent:*

Prof. Dr. Albert Gerhards, Bonn

*Musikalische Gestaltung:*

Domkapelle St. Eberhard, Stuttgart  
Leitung: Martin Dücker, Stuttgart

### **Weingarten, 1.–2. Juni**

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Der Heilige Geist in Liturgie, Kunst, Musik**

*Tagungsleitung:*

Dr. Abraham Peter Kustermann  
*Referentin/Referenten:*  
Prof. Dr. Jakob Baumgartner, Immensee  
Detlef Dörner, Stuttgart  
Dr. Genoveva Nitz, Regensburg

### **Stuttgart-Hohenheim, 7.–9. Juni**

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Der Camus der fünfziger Jahre**

*Tagungsleitung:*

Franz Josef Klehr  
siehe Seite 154

### **Weingarten, 7.–9. Juni**

45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Euch sollen sie zur Nahrung dienen ...“ Ethik des Lebens zwischen Vegetarismus und Rinderwahn**

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz  
Dr. Regine Kather, Freiburg  
*Referentinnen/Referenten:*  
Dr. Immanuel Birmelin, Freiburg  
Dr. Antoine F. Goetschel, Zürich  
Dr. Regine Kather, Freiburg  
Prof. Dr. Klaus Loeffler, Stuttgart  
Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff, Freiburg  
Prof. Dr. Ruth Steinmetz, Weingarten

### **Stuttgart-Hohenheim, 14.–16. Juni**

76 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Kinderwunsch – Kind nach Wunsch**

Verantwortetes Handeln angesichts der Entwick-  
lung vorgeburtlicher Medizin

*Tagungsleitung:*

Dagmar Mensink  
siehe Seite 165

### **Weingarten, 14.–15. Juni**

48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Erziehung und Bildung in Kindergarten und Grundschule**

*Tagungsleitung:*

Franz Josef Klehr

Dr. Renate Heinsch, Boxberg

*Referentin/Referenten:*

Manfred Bühlmeier, Tübingen

Dr. Wolfgang Ettrich, Bad Mergentheim

Prof. Dr. Arnold Grömminger, Freiburg

Prof. Dr. Norbert Huppertz, Freiburg

Ralf Landwehr, Kornwestheim

Richard Resch, Ulm

Dr. Manfred Saller, Stuttgart

Jean Elizabeth Williams, Karlsruhe

### **Weingarten, 15.–19. Juli**

71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Kunst und Kultur im Bodenseeraum Frauengeschichte(n)**

Sommerakademie

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Dr. Abraham Peter Kustermann

siehe Seite 45

### **Schwäbisch Gmünd, 19. Juli**

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Karl Michael Komma:**

##### **„Herr ist Jesus Christus“ (1996)**

Musikforum im Rahmen der EUROPÄISCHEN  
KIRCHENMUSIK SCHWÄBISCH GMÜND

*Leitung:*

Franz Josef Klehr

siehe Seite 116

### **Schwäbisch Gmünd, 1. September**

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Dieter Schnebel: „Quintessenz“ (1994)**

Musikforum im Rahmen der EUROPÄISCHEN  
KIRCHENMUSIK SCHWÄBISCH GMÜND 1996

*Tagungsleitung:*

Franz Josef Klehr

siehe Seite 116

### **Stuttgart-Hohenheim, 5. September**

140 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Was die Tore des Himmels öffnet“**

Eine Einführung in das jüdische Gebet

*Tagungsleitung:*

Dagmar Mensink

*Referent:*

Peter Lehnhardt M.A., Jerusalem

### **Schwäbisch Gmünd, 8. September**

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Eberhard Jörg: „Missa“ (1985)**

Musikforum im Rahmen der EUROPÄISCHEN  
KIRCHENMUSIK SCHWÄBISCH GMÜND 1996

*Tagungsleitung:*

Franz Josef Klehr

siehe Seite 116

### **Weingarten, 11. September**

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Wiedergelesen**

##### **Thomas Mann: „Buddenbrooks“**

*Tagungsleitung und Referentin:*

Elisabet Plünnecke

### **Stuttgart-Hohenheim, 18. September**

47 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Wiedergelesen**

##### **Iwan Turgenjew: „Väter und Söhne“**

*Tagungsleitung und Referentin:*

Elisabet Plünnecke

### **Stuttgart-Hohenheim, 20.–21. September**

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Meine Zuflucht nehme ich zu Dir, Herr“ (Ps 143,9)**

Zur Problematik des „Kirchenasyls“

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

Hermann Uihlein, Freiburg i. Br.

siehe Seite 202

### **Stuttgart-Hohenheim, 21.–22. September**

77 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Zigeuner am Rande des Universums“?**

Der Mensch zwischen geschöpflicher Geborgenheit und kosmischer Einsamkeit

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

*Referenten:*

Prof. Dr. Friedrich Cramer, Göttingen

Prof. Dr. Alexandre Ganoczy, Würzburg

### **Stuttgart-Hohenheim, 1. Oktober**

68 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Schöpfung im Märchen**

Ein erzählerischer Zugang zu Einklang und Mißklang zwischen Mensch und Natur

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

*Referentin:*

Dr. Ursula Heindrichs, Essen

*Musik:*

Prof. Dr. Heinz-Albert Heindrichs, Essen, Flügel

### **Stuttgart-Hohenheim, 2. Oktober**

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Wider die Banalität**

Kirche und zeitgenössische Kultur

Werkstattgespräch in Kooperation mit dem Ausschuß für Erwachsenenbildung und Kultur des Diözesanrats der Diözese Rottenburg-Stuttgart

*Tagungsleitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referentin/Referenten:*

Dr. Iris Gniosdorsch, Frankfurt

Franz Josef Klehr, Stuttgart

Dr. Michael Krämer, Stuttgart

Rainer Steib, Stuttgart

Alfred Peter Wolf, Schwäbisch Gmünd

### **Stuttgart-Hohenheim, 4.–6. Oktober**

101 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Der Sudankonflikt – ein verdrängter Konflikt**

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

Dr. Otmar Oehring, missio Aachen

siehe Seite 184

### **Langenargen, 6. Oktober**

70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Concerto pastorale**

Gesprächskonzert mit Musik von C. Ph. E. Bach, J. Haydn und B. Krol in Zusammenarbeit mit dem Museum Langenargen

*Tagungsleitung:*

Franz Josef Klehr

siehe Seite 120

### **Stuttgart-Hohenheim, 18.–20. Oktober**

211 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Was ist das: Kunst? –**

#### **Ein interdisziplinäres Symposium**

Zusammenhänge – Positionen – Kriterien

*Tagungsleitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 148

### **Stadthaus Ulm, 23. Oktober**

71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Akademieforum Ulm

#### **Hirntod – Tod des Menschen?**

Menschenbild und Transplantationsgesetz in interdisziplinärer Perspektive

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

siehe Seite 97

### **Weingarten, 16.–17. November**

130 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Neuer Streit um Jesus**

Was wir wissen – was wir glauben

*Tagungsleitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referenten:*

Prof. Dr. Jürgen Becker, Kiel

Olaf Freienstein, Stuttgart

### **Stuttgart-Hohenheim, 23.–24. November**

90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Ars moriendi**

Die Kunst des Sterbens als Kunst des Liebens

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

*Referentin/Referenten:*

Susanne Kränzle, Stuttgart

Prof. Dr. Franz-Josef Nocke, Duisburg

Dr. Thomas Schlunk, Tübingen

### **Weingarten, 23.–24. November**

107 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Fastnacht und Karneval – ungleiche Geschwister!?**

*Tagungsleitung:*

Dr. Abraham Peter Kustermann

Martin Blümcke, Stuttgart

*Referenten:*

Prof. Dr. Gottfried Korff, Tübingen

Prof. Dr. Werner Mezger, Freiburg

Prof. Dr. Josef Mooser, Basel

Werner Schick, Stuttgart

Hans-Joachim Schumacher, Kitzingen

Roland Wehrle, Furtwangen

### **Stuttgart-Hohenheim, 27.–28. Dezember**

144 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„So hat er verheißen von alters her“ (Lk 1,70)**

Biblische Verheißungen im jüdisch-christlichen Kontext heute

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Anneliese Hecht, Stuttgart

Ingrid Weiß, Stuttgart

*Referentin/Referenten:*

Prof. Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich, Bern

Hannelore Goldschmidt, Bad Orb

Dr. Reinhold Mayer, Tübingen

Prof. Dr. Erich Zenger, Münster

## 84 Fachtagungen mit 3402 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

### Weingarten, 12.–14. Januar

69 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Lateinamerikas internationale Situation in der Mitte der 90er Jahre**

*Tagungsleitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Referenten:*

Dr. Klaus Bodemer, Mainz

Prof. Dr. Andreas Boeck, Tübingen

Wolf Grabendorff, Madrid

Prof. DDDr. Waldemar Hummer, Innsbruck

Dr. habil. Raimund Krämer, Potsdam

Prof. Dr. Manfred Mols, Mainz

Prof. Dr. Hartmut Sangmeister, Heidelberg

### Stuttgart-Hohenheim, 31. Januar

136 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Menschenorientiert initiativ werden**

Paul Dingwerth zum Abschied

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Moderation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Rainer Öhlschläger

*Musik:*

Michael Kiedaisch

Eberhard Hahn

### Stuttgart-Hohenheim, 1.–2. Februar

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Die Regierungskonferenz 1996 („Maastricht II“) und die europäische Einwanderungs- und Asylpolitik**

Gesprächskreis Ausländer- und Asylrecht

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

*Referent:*

Dr. Gisbert Brinkmann, Bonn

### Stuttgart-Hohenheim, 16. Februar

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Einführungstagung für den Ausländeraus- schuß der Landeshauptstadt Stuttgart**

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

*Referentin/Referenten:*

Herbert Babel, Stuttgart

Wolfgang Forderer, Stuttgart

Bürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbusch, Stutt-  
gart

### Stuttgart-Hohenheim, 21. Februar

215 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Aschermittwoch der Künstler**

Veranstaltung für Künstlerinnen und Künstler aus  
der Diözese

*Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 131

### Stuttgart-Hohenheim, 7.–9. März

44 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Interdisziplinäre Ansätze in der Hexen- forschung**

Fachtagung mit dem Arbeitskreis Interdisziplinäre  
Hexenforschung (AKIH)

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

*Referentinnen/Referenten:*

Renate S. Klinnert, Düsseldorf

Ursula-Maria Krahl, Wuppertal

Prof. Dr. Edward Potkowski, Warschau

Prof. Dr. Wolfgang Schild, Bielefeld

Dr. Albert Schnyder, Basel

Dr. Katharina Siefert, Karlsruhe

Werner Tschacher, Aachen

### **Weingarten, 8.–10. März**

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Leit- und Gerechtigkeitsvorstellungen der Sozialpolitik**

Kolloquium

*Tagungsleitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

siehe Seite 170

### **Stuttgart-Hohenheim, 9. März**

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Frühjahrsitzung des Kuratoriums**

*Tagungsleitung:*

Prof. Dr. Günther Bien, Neuhausen

### **Stuttgart-Hohenheim, 11.–14. März**

91 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Dialog als Selbstvollzug der Kirche**

Dimensionen einer Theologie und Ekklesiologie des Dialogs

Symposium des Leiterkreises der Katholischen Akademien in Deutschland

*Tagungsleitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 81

### **Stuttgart-Hohenheim, 15.–16. März**

123 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Der Schöne und das Biest**

#### **Mediale Rollenbilder und Klischees**

19. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik

*Tagungsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Heidi Büchler-Krienke, Stuttgart

Dr. Helga Jud-Krepper, Stuttgart

Claudia Saupe, Stuttgart

siehe Seite 162

### **Stuttgart-Hohenheim, 21.–22. März**

59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Unschuldig“ im Gefängnis? Zur Problematik der Abschiebehaft**

Tagung für Richterinnen und Richter in Zusammenarbeit mit der Zentralen Dokumentationsstelle der Wohlfahrtsverbände im Flüchtlingsbereich (ZDWF)

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

Prof. Dr. Peter Knösel, Berlin

Manfred Kohler, Siegburg

siehe Seite 193

### **Weingarten, 19.–20. April**

89 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Medienregion Bodensee**

#### **4. Weingartener Journalistentag**

in Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule Weingarten

*Tagungsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Michael-Cornelius Hermann, Weingarten

siehe Seite 163

### **Stuttgart-Hohenheim, 25.–27. April**

43 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Neuere Forschungen zu hagiographischen Fragen**

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Priv.-Doz. Dr. Klaus Herbers, Tübingen

*Referentinnen/Referenten:*

Dr. Peter Burschel, Freiburg i. Br.

Priv.-Doz. Dr. Edith Feistner, München

Torsten Fremer, Duisburg

Dr. Stephan Freund, Jena

Dr. Stephanie Haarländer, München

Dr. Martin Heinzelmann, Paris

Astrid Krüger, Frankfurt a. M./Münster

Priv.-Doz. Dr. Andreas Meyer, Zürich/Rom

### **Stuttgart-Hohenheim, 2.–4. Mai**

46 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Gerichtliche und außergerichtliche Formen der Rechtsfindung**

Historische Kriminalitätsforschung in der Vormoderne (6)

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Dr. Andreas Blauert, Halle

Dr. Gerd Schwerhoff, Bielefeld

siehe Seite 127

### **Weingarten, 10.–12. Mai**

33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Ein Eremitenorden aus Ungarn: die Pauliner**

Studententagung in Zusammenarbeit mit der Bodensee-Festival GmbH

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Kaspar Elm, Berlin

Elmar L. Kuhn, Markdorf

siehe Seite 122

### **Stuttgart-Hohenheim, 15. Mai**

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Energie und Ethik**

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Dr. Heinz-Ulrich Nennen, Stuttgart

*Referent:*

Prof. Dr. Ortwin Renn, Stuttgart

### **Kiew, 18.–23. Juni**

54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Migration in der Ukraine**

Studienreise des Gesprächskreises Ausländer- und Asylrecht in Zusammenarbeit mit UNHCR Kiew

*Leitung:*

Klaus Barwig

Christoph Bierwirth, Kiew

siehe Seite 195

### **Stuttgart-Hohenheim, 20. Juni**

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Energie und Ethik**

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Dr. Heinz-Ulrich Nennen, Stuttgart

*Referent:*

Prof. Dr. Ortwin Renn, Stuttgart

### **Weingarten, 21.–22. Juni**

56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Das Medium ist die Bühne Dokumentarischer Film und inszenierte Öffentlichkeit**

*Tagungsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Rolf M. Bäumer, Stuttgart

siehe Seite 156

### **Stuttgart-Hohenheim, 26. Juni**

21 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Kamingespräch mit den Professoren der kath.-theol. Fakultät der Universität Tübingen**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

Prof. Dr. Albert Biesinger, Tübingen

### **Stuttgart-Hohenheim, 1. Juli**

42 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Pressekonferenz zur Aleksandr-Men-Preisverleihung**

*Gesprächsleitung:*

Klaus Barwig

### **Weingarten, 5.–6. Juli**

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Gesprächskreis zur Landesgeschichte**

In Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

### **Stuttgart-Hohenheim, 15. Juli**

76 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Chancen für Frauen – Chance für Kirche**

Erfahrungen aus der Wirtschaft als  
Herausforderung für die Diözese

*Tagungsleitung:*

Dagmar Mensink  
Eva Sorg, Stuttgart  
siehe Seite 107

### **Stuttgart-Hohenheim, 13.–14. September**

30 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Herbstsitzung des Kuratoriums**

*Tagungsleitung:*

Prof. Dr. Günther Bien, Neuhausen

### **Weingarten, 18.–22. September**

80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Der Dominikanerorden**

Geschichte – Theologie – Seelsorge  
Studientagung in Zusammenarbeit mit dem Ge-  
schichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
und dem Kirchengeschichtlichen Verein des Erz-  
bistums Freiburg

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer  
Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg i. Br.  
Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen  
siehe Seite 124

### **Stuttgart-Hohenheim, 23.–24. September**

43 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Boom des Religiösen – Krise des Glaubens**

Theologisches Seminar der Region III

*Tagungsleitung:*

Dr. Gebhard Fürst  
Dagmar Mensink  
siehe Seite 69

### **Stuttgart-Hohenheim, 27.–28. September**

45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **4. Fortbildungstagung für Verwaltungs- richterInnen**

Fachtagung in Zusammenarbeit mit UNHCR

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig  
Walter Brill, Bonn  
*Referentinnen/Referenten:*  
Veronika Arendt-Rojahn, Bonn

Walter Brill, Bonn  
Wolfgang Dick, Bonn  
Hilmar Ferner, Kassel  
Michael Funke-Kaiser, Mannheim  
Dr. Jochen Hayungs, Bonn  
Dr. Peter Körner, Hamburg  
Katharina Lumpf, Bonn  
Donatella Rovera, London

### **Weingarten, 4.–5. Oktober**

49 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Wer ist Jesus Christus?**

Christusbilder im anthroposophischen und kirch-  
lichen Religionsunterricht  
Studientagung in Zusammenarbeit mit dem Deut-  
schen Katecheten-Verein und der Schweizer Ka-  
techeten-Vereinigung

*Tagungsleitung:*

Franz Josef Klehr  
Gabriele Häußler, Rottenburg  
Joachim Müller, Balgach (CH)  
*Referentin/Referenten:*  
Otfried Dörfler, Basel  
Prof. Dr. Bernd Jochen Hilberath, Tübingen  
Gudrun Müller-Staffelstein, Ulm  
Herbert Rumpf, Stuttgart

### **Stuttgart-Hohenheim, 7. Oktober**

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Energie und Ethik**

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

### **Stuttgart-Hohenheim, 9.–11. Oktober**

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Geschlecht in der Frühen Neuzeit**

Konstruktionen, Projektionen, Perspektiven

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Dr. Susanna Burghartz, Basel

Dr. Ulrike Gleixner, Berlin

Dr. Olivia Hochstrasser, Basel

*Referentinnen/Referent:*

Ursula Bender-Wittmann, Bielefeld

Anja Huovinen, Hasel

Dr. Sabine Kienitz, Tübingen

Dr. Annemarie Kinzelbach, Heidelberg

Dr. Johannes Wahl, Stuttgart

### **Stuttgart-Hohenheim, 11.–13. Oktober**

56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Allianzen von Frauen in der Einen Welt“**

Der Kampf gegen (Frauen-) Armut ein Jahr nach der Weltfrauenkonferenz von Peking

*Tagungsleitung:*

Dr. Verena Wodtke-Werner,

Dr. Claudia Lücking-Michel, Tübingen

siehe Seite 168

### **Weingarten, 14.–15. Oktober**

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Boom des Religiösen – Krise des Glaubens**

Christliche Lebenskultur und vagabundierende Religiosität

Theologisches Seminar der Region X

*Tagungsleitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

siehe Seite 69

### **Stuttgart-Hohenheim, 16. Oktober**

14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Mit Würfel und Mausclick in die virtuelle Umwelt**

Ökologische, ethische und pädagogische Fragen an Computersimulationen und Brettspiele

Studientag in Zusammenarbeit mit dem Bischöflichen Schulamt und dem Umweltbeauftragten der Diözese

*Gesprächsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

### **Stuttgart-Hohenheim, 17.–18. Oktober**

76 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Virtuelle Seel-Sorge?**

Lebensberatung in elektronischen Medien

17. Hohenheimer Mediengespräch

*Tagungsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Hella Tompert M.A., Bonn

siehe Seite 158

### **Stuttgart-Hohenheim, 24.–25. Oktober**

38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Verkündigung und Öffentlichkeitsarbeit**

Tagung für MitarbeiterInnen in der Medien- und Öffentlichkeitsarbeit der Diözese

*Tagungsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Michael Broch, Mössingen

Eckhard Raabe, Stuttgart

Rainer Steib, Stuttgart

*Referenten:*

Prof. Dr. Michael N. Ebertz, Freiburg i. Br.

Dr. Herbert Haslinger, Rottenburg

Manfred Zach, Stuttgart

### **Stuttgart-Hohenheim, 25.–27. Oktober**

50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Gerechtigkeit – nach 50 Jahren?

#### **Entschädigung von NS-Zwangsarbeit**

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

Dr. Karl Brozik, Frankfurt/Main

Dr. Christoph Schumacher, Bonn

siehe Seite 181

### **Weingarten, 26.–27. Oktober**

40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Kommunikation – Kompetenz – Kooperation**

Perspektiven auf dem Weg zu einer Communio-Ekklesiologie

Wissenschaftliches Symposium in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Dogmatik der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen und dem Institut für Ökumenische Forschung Tübingen

*Tagungsleitung:*

Dr. Gebhard Fürst

Prof. Dr. Bernd Jochen Hilberath, Tübingen

*Referentin/Referenten:*

Prof. Dr. Franz Xaver Bea, Tübingen

Dr. Berthold Becher, Bonn

Bruno Ernsperger, Rottenburg

Dr. Alfred Dubach, St. Gallen

Prof. Dr. Albert Franz, Radebeul

Prof. Dr. Ottmar Fuchs, Bamberg

Prof. Dr. Josef Hainz, Frankfurt a. M.

Max Himmel, Rottenburg

Prof. Dr. Peter Inhoffen, Graz

Sr. M. Basina Kloos, Neuwied

Prof. Dr. Otto König, Graz

Mag. Harald Meindl, Graz

Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Prof. Dr. Jürgen Roloff, Erlangen

Prof. Dr. Matthias Scharer, Innsbruck

Johannes Smykalla, Mainz

Prof. Dr. Michael Theobald, Tübingen

Dr. Peter-Otto Ullrich, Mainz

Prof. Dr. Josef Virnich, Rottenburg

Regens Dr. Ulrich Werbs, Erfurt

### **Weingarten, 28. Oktober–1. November**

36 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Herbstakademie Wirtschafts- und Unternehmensethik**

Stipendiatentagung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Netzwerk Wirtschaftsethik

*Tagungsleitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

siehe Seite 173

### **Weingarten, 4.–5. November**

41 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Boom des Religiösen – Krise des Glaubens**

Theologisches Seminar der Region VIII

*Tagungsleitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

siehe Seite 69

### **Bad-Boll, 6.–7. November**

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Was uns gemeinsam angeht**

Begegnungstagung der Evangelischen Akademie Bad Boll und der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

*Tagungsleitung:*

Albrecht Esche, Bad Boll

Dr. Hermann-Josef Schmitz

### **Stuttgart-Hohenheim, 6.–8. November**

68 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Die Rückkehr von Flüchtlingen aus Bosnien-Herzegowina**

Tagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der süddeutschen Caritas-Sozialdienste

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

Christiane Schindler, Stuttgart

*Referentinnen/Referenten:*

Dr. Günter Bonnet, Bonn

Milan Cesjarevic, Stuttgart

Ralf Göbel-Zimmermann, Wiesbaden

Dr. Jochen Hayungs, Bonn

Dorothea Koller, Stuttgart

Dr. Walter Krämer, Stuttgart

Bernd Rupp, Biberach

Christiane Schindler, Stuttgart

Manfred Weidmann, Tübingen

### **Stuttgart-Hohenheim, 11. November**

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Integrale Kunstbetrachtung mit neuen Medien**

Fachgespräch

*Gesprächsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

### **Stuttgart-Hohenheim, 13.–14. November**

172 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Betreutes Wohnen im Alter**

Konzeptionen auf dem Prüfstand

Forum innovative Altenpolitik

*Tagungsleitung:*

Monika Bobbert, Tübingen

Dr. Manfred Lallinger

siehe Seite 178

### **Ellwangen, 17.–18. November**

48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Boom des Religiösen – Krise des Glaubens**

Theologisches Seminar der Region VI

*Tagungsleitung:*

Franz Josef Klehr

siehe Seite 69

### **Stuttgart-Hohenheim, 18.–19. November**

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Boom des Religiösen – Krise des Glaubens**

Theologisches Seminar der Region I

*Tagungsleitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 69

### **Stuttgart-Hohenheim, 21.–22. November**

48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Interkulturelle Beratungskompetenz**

Fachtagung in Zusammenarbeit mit der Liga der freien Wohlfahrtspflege (Kreisausschuß Stuttgart / Fachausschuß Migration / AG Ausländersozialdienste)

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

*Referentin/Referent:*

Bertold Eilenberger, Stuttgart

Valentina Veneto Scheib, Frankfurt/M.

### **Stuttgart-Hohenheim, 25.–28. November**

65 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Medien im pastoralen Dienst**

Tagung für Vikare, Diakone, GemeindeferentInnen, PastoralreferentInnen

*Tagungsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Rainer Steib, Stuttgart

*Referentinnen/Referenten:*

Bärbel Deifel-Vogelmann, Calw

Dr. Judith Faul-Burbes, Mainz

Elmar Haas, Stuttgart

Dr. Michael Hermann, Weingarten

Winfried Klein, Stuttgart

Dr. Peter Kottlorz, Rottenburg

Dr. Klaus Koziol, Stuttgart

Markus Löw, Ulm

Uwe Mönninghoff, Stuttgart

Uwe Renz, Stuttgart

## **Stuttgart-Hohenheim, 28. November – 1. Dezember**

24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### **Asyl in Deutschland**

Tagung für Mitarbeiter der ukrainischen Flüchtlingsverwaltung in Zusammenarbeit mit UNHCR Kiew

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

Christoph Bierwirth, Kiew

*Referentinnen/Referenten:*

Henry von Bose, Stuttgart

Birgit Dinzinger, Stuttgart

Michael Funke-Kaiser, Leinfelden-Echterdingen

Dorothea Koller, Stuttgart

Martin Pfeiffer, Stuttgart

Thomas Reuther, Stuttgart

Herr Schmelzle, Reutlingen

Herr Stegmeier, Reutlingen

Doris Trabelsi, Stuttgart

Manfred Weidmann, Tübingen

Fritz Weller, Stuttgart

## **Stuttgart-Hohenheim, 28.–30. November**

40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### **Kirche – Staat – Gesellschaft:**

#### **Wohin verändern sich die Beziehungen?**

Religiöser Pluralismus und die Zukunft der „balancierten Trennung“ im religionsneutralen Staat

*Tagungsleitung:*

Dr. Abraham Peter Kustermann

Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

*Referentin/Referenten:*

Robert Antretter, MdB, MDPVE (SPD)

Hans-Michael Bender, MdL Baden-Württemberg (CDU)

Prof. Dr. Michael N. Ebertz, Freiburg i.Br.

Dieter Kleinmann, MdL Baden-Württemberg (F.D.P.)

Winfried Kretschmann, MdL Baden-Württemberg (DIE GRÜNEN)

Prof. Dr. Jörg Müller-Volbehr, Marburg

Prof. Dr. Dietrich Pirson, München

Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Dr. Rolf Raum, Dresden

Prof. Dr. Ilona Riedel-Spangenberg, Mainz

## **Stuttgart-Hohenheim, 2.–6. Dezember**

52 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### **Sozialarbeit mit Deutschen und Migrantinnen**

Orientierungswoche für Studierende der Sozialarbeit der FHS Freiburg und Weingarten

*Tagungsleitung:*

Klaus Barwig

Prof. Dr. Hans-D. Walz, Weingarten

*Referentinnen/Referenten:*

Gabriele Abrell, Heilbronn

Klaus Barwig

Ralph Göbel-Zimmermann, Aarbergen

Gordana Golubovic, Stuttgart

Karl-Hans Kern, Stuttgart

Dorothea Koller, Stuttgart

Gari Pavkovic, Stuttgart

Prof. Dr. Hans-D. Walz, Weingarten

Manfred Weidmann, Tübingen

## **Weingarten, 6. Dezember**

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### **Oberschwaben 1848/49**

Fachtagung in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Dr. Peter Eitel, Ravensburg

*Referentinnen/Referent:*

Dr. Sonja-Maria Bauer, Tübingen

Dr. Paula Lutum-Lenger, Stuttgart

Dr. Thomas Schnabel, Stuttgart

## Stuttgart-Hohenheim, 6.–8. Dezember

16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### **Das 20. Jahrhundert – eine Epoche?**

Einheit und Wandel in Politik, Wirtschaft und Kultur

Wissenschaftliches Kolloquium mit dem Historischen Institut der Universität Stuttgart

*Tagungsleitung:*

Dieter R. Bauer

Hochschuldozent Dr. Andreas Gestrich, Stuttgart

*Referentin/Referenten:*

Prof. Dr. Hermann Haken, Stuttgart

Prof. Dr. Ulrich Herrmann, Ulm

Prof. Dr. Carsten Herrmann-Pillath, Duisburg/  
Witten-Herdecke

Prof. Dr. Harald Kleinschmidt, Tsukuba/Japan

Prof. Dr. Gudula Linck, Kiel

Prof. Dr. Rudolf zur Lippe, Oldenburg

Prof. Dr. Gert Mattenklott, Berlin

Prof. Dr. August Nitschke, Stuttgart

Prof. Dr. Lutz Raphael, Trier

Prof. Dr. Jürg Stenzl, Salzburg

## Stuttgart-Hohenheim, 12.–13. Dezember

55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### **Der Fernnahe**

Annäherungen an Weihnacht –  
Literarische Erkundungen

Tagung für BO-MitarbeiterInnen

*Tagungsleitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referent:*

Dr. Paul Konrad Kurz, Gauting

## Stuttgart-Hohenheim, 13. Dezember

48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### **Rotary-Weihnachtsfeier**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

## Seminarprogramm

### **Weingarten, 8.–12. Januar**

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Organisations- und Personalentwicklung im Kloster**

Klostermanagement II für benediktinische  
Frauenklöster

*Tagungsleitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Referent:*

Dr. Bernd Maelicke, Kiel

### **Weingarten, 29. Januar – 1. Februar**

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Zielplanung, Zeitmanagement und Kreativität**

Seminar für Führungskräfte

*Organisation:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Seminarleitung:*

Udo Cramer, Essen

### **Weingarten, 1.–3. Februar**

4 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Arbeitsziele – Lebensziele**

Aufbauseminar für Führungskräfte

*Tagungsleitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

### **Weingarten, 28. Februar – 1. März**

31 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen**

Seminar für KrankenpflegeschülerInnen des  
Katharinenhospitals Stuttgart

*Programmverantwortung:*

Monika Bobbert, Tübingen

*Referentin/Referent:*

Renate Müller, Tübingen

Joachim Harner, Ludwigsburg

### **Weingarten, 22.–26. April**

21 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Führen und Verändern**

*Organisation:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Seminarleitung:*

Michael Braune-Krickau, Basel

Barbara Langmaack, Hamburg

### **Weingarten, 8.–10. Mai**

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen**

Seminar für KrankenpflegeschülerInnen des Katharinenhospitals Stuttgart

*Programmverantwortung:*

Monika Bobbert, Tübingen

*Referentin/Referent:*

Magdalena Fischer, Tübingen

Renate Müller, Tübingen

### **Weingarten, 2.–5. September**

10 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen**

Seminar für Krankenschwestern und Krankenpfleger des Kreiskrankenhauses Böblingen

*Programmverantwortung:*

Monika Bobbert, Tübingen

*Seminarleitung:*

Karin Berhalter, Kisslegg

Reiner Kussmann, Ludwigsburg

### **Weingarten, 9.–12. September**

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Gesprächsführung und Konfliktlösung**

Seminar für Führungskräfte

*Organisation:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Tagungsleitung:*

Peter Genkel-Flamm, Hamburg

Barbara Langmaack, Hamburg

### **Weingarten, 7.–11. Oktober**

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Führen und Verändern**

Seminar für Führungskräfte

*Organisation:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Seminarleitung:*

Michael Braune-Krickau, Basel

Barbara Langmaack, Hamburg

### **Stuttgart-Hohenheim, 22. Oktober**

7 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Kennenlern- und Reflexionstreffen der Referentinnen und Referenten des Seminarprogramms**

*Tagungsleitung:*

Monika Bobbert, Tübingen

### **Weingarten, 28.–30. Oktober**

27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen**

Seminar für Krankenschwestern und Krankenpfleger

*Programmverantwortung:*

Monika Bobbert, Tübingen

*Seminarleitung:*

Renate Müller, Tübingen

Magdalene Fischer, Tübingen

### **Weingarten, 6.–8. November**

23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Umgang mit schwerkranken und sterbenden Menschen**

Seminar für KrankenpflegeschülerInnen des Katharinenhospitals Stuttgart

*Programmverantwortung:*

Monika Bobbert, Tübingen

*Seminarleitung:*

Karin Berhalter, Kisslegg

Margot Renz-Breitmeyer, Herrenberg

### **Weingarten, 11.–15. November**

11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Als Frau in leitender kirchlicher Stellung**

Seminar für leitende Mitarbeiterinnen im kirchlichen und sozialen Bereich

*Organisation:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Seminarleitung:*

Barbara Langmaack, Hamburg

### **Weingarten, 2.–5. Dezember**

16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Pflegedienstleitung: Verändern, gestalten, führen**

Seminar für Pflegedienstleitungen in Krankenhäusern

*Organisation:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Seminarleitung:*

Edeltraud Ahlert, Esslingen

### **Weingarten, 9.–12. Dezember**

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Zielplanung, Zeitmanagement und Kreativität**

Seminar für Führungskräfte

*Organisation:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Tagungsleitung:*

Udo Cramer, Essen

## **Seminarprogramm Journalismus**

### **Weingarten, 26. Februar – 1. März**

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Basiskurs: Einführung in den praktischen Journalismus**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Dr. Rudi Holzberger, Weingarten

### **Weingarten, 4.–8. März**

15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Schreibpraxis I: Journalistische Darstellungsformen**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Dr. Rudi Holzberger, Weingarten

### **Weingarten, 11.–15. März**

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Schreibpraxis II: Intensivtraining mit Einzelcoaching**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Dr. Rudi Holzberger, Weingarten

### **Weingarten, 18.–22. März**

11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Politischer Journalismus**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Andreas Hacker, Konstanz

### **Weingarten, 25.–29. März**

23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Wissenschaftsjournalismus**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Dr. Rudi Holzberger, Weingarten

### **Weingarten, 1.–4. April**

20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Öffentlichkeitsarbeit**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Bernd Feldmann, Bregenz

### **Weingarten, 9.–13. April**

11 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Bildjournalismus**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Ernst Fessler, Weingarten

### **Weingarten, 22.–26. Juli**

16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Hörfunk- und Fernsehjournalismus**

*Seminarleitung:*

Dr. Markus Barnay, Dornbirn

### **Weingarten, 19.–23. August**

22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Basiskurs: Einführung in den praktischen Journalismus**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Dr. Rudi Holzberger, Weingarten

### **Weingarten, 26.–30. August**

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Schreibpraxis I: Journalistische Darstellungsformen**

*Seminarleitung:*

Dr. Rudi Holzberger, Weingarten

### **Weingarten, 2.–5. September**

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Reportage**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Dr. Rudi Holzberger, Weingarten

### **Weingarten, 9.–13. September**

16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Textdesign und Zeitungsgestaltung**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Hans-Jürgen Bucher, Tübingen

### **Weingarten, 16.–20. September**

9 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Lokaljournalismus**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Andreas Hacker, Konstanz

### **Weingarten, 7.–11. Oktober**

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Öffentlichkeitsarbeit**

*Organisation:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Seminarleitung:*

Bernd Feldmann, Bregenz

## **Sozialpädagogischer Arbeitskreis für junge Untersuchungsgefangene an der Akademie**

- 10 Kurstermine in der JVA Stuttgart-Stammheim mit 142 Teilnehmern
- 2 Konferenzen der KursmitarbeiterInnen mit 22 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

## 45 Abendveranstaltungen mit 4624 Teilnehmerinnen und Teilnehmern

### Stuttgart-Hohenheim, 26. Januar

317 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Was nun – Kirche?**

#### **Zur Situation nach dem KirchenVolks- Begehren**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 64

### Stuttgart-Hohenheim, 27. Januar

254 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Pinguine**

#### **Kabarett-Abend**

*Texte:*

Wolfgang P. Blanz

Fritz Philipp Döringer

Dieter Groß

César Keiser

Wolfgang Ramminger

Franz Rief

Hans Scheibner

Gerhard Schmidt

Klaus Peter Schreiner

Manfred Seifert

Henning Venske

*Musik:*

Hans Kraut

### Stuttgart-Hohenheim, 14. Februar

93 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Wann kommt die Einheit der Kirchen?**

Evangelische und katholische Perspektiven zum  
Stand der Ökumene

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referenten:*

Prof. Dr. Peter Hünermann, Tübingen

Prof. Dr. Ulrich Kühn, Leipzig

### Stuttgart-Hohenheim, 6. März

32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Zwang zur Kultur!**

Über die Notwendigkeit, für einen pluralistischen  
Kulturbegriff zu streiten

*Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 145

### Stadthaus Ulm, 23. April

51 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Akademieforum Ulm**

#### **Ökosystem vor Sozialsystem?**

Das Umweltgutachten 1996 provoziert mit  
mutigen Thesen

*Leitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

*Referentin/Referent:*

Bettina Mankel, Berlin

Dr. Markus Vogt, München

### Weingarten, 25. April

25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Das Alte Testament „nach“ Leo Kirch**

Eine theologische, film- und kulturwissen-  
schaftliche Bestandsaufnahme

*Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 147

### Stuttgart-Hohenheim, 17. Juli

28 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Das Frauenbild in der modernen palästin- sischen Literatur**

*Leitung:*

Dagmar Mensink

*Referentin:*

Prof. Dr. Ilham Nayef Abu Ghazaleh, Jerusalem

### **Weingarten, 18. September**

94 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Die Dominikaner**

Die Grundlegung des intellektuellen Profils des Predigerordens in seinen Anfängen

*Leitung:*

Dieter R. Bauer

*Referent:*

Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg i.Br.

### **Stuttgart, St. Eberhard, 19. September**

190 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Emil Wachter**

König David – Biblische Portraits  
Buchpräsentation und Ausstellung  
in Zusammenarbeit mit dem Schwabenverlag

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 112

### **Stuttgart, Foyer der Landeskreditbank, 10. Oktober**

208 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Der ganze Osten atmet Religion“**

Hermann Hesses Ringen mit den Religionen Asiens

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 57

### **Stuttgart, Foyer der Landeskreditbank, 17. Oktober**

180 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Alle Künste tragen bei zur Lebenskunst“**

Bertold Brecht und die Weisheit Chinas

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 57

### **Stuttgart-Hohenheim, 21. Oktober**

52 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **In memoriam Hans Starz**

Zum 20. Todestag von Akademiedirektor

Msgr. Hans Starz

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 226

### **Stuttgart, Foyer der Landeskreditbank, 24. Oktober**

173 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Die Juden haben der Welt das Grundgesetz des Menschenanstandes gegeben“**

#### **Thomas Manns Auseinandersetzung mit dem Judentum**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 57

### **Weingarten, 4. November**

83 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Rußlands ökonomische und politische Zukunft**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

Dr. Rainer Öhlschläger

siehe Seite 34

### **Stuttgart-Hohenheim, 5. November**

75 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Rußlands ökonomische und politische Zukunft**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 34

### **Weingarten, 13. November**

23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Ohne Stachel geht es nicht!**

Zum wunden Verhältnis der Künste und der Kirche

*Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 146

### **Weingarten, 19. November**

154 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Kurt Tucholsky**

Gedichte, Prosatexte, Chansons

*Leitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Präsentation:*

Walter Frei, Herrlingen

Wolfgang Gentner, Herrlingen

## Beiträge aus der Forschung

### Stuttgart-Hohenheim, 18. März

56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Empfängnisverhütung als Instrument zur Bevölkerungsregulierung?**

Medizinethische Betrachtungen der Kontrazeptionspraxis in Brasilien

*Leitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

*Referentin:*

Dr. Leidimar Pereira-Murr, Tübingen

*Musik:*

Roberto Deimel, Chile

Fernando Dias Costa, Portugal

(Grupo Sal)

### Stuttgart-Hohenheim, 11. Dezember

81 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Kriterien für den Dialog zwischen Naturwissenschaft und Theologie**

*Leitung:*

Franz Josef Klehr

*Referent:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

*Musik:*

Detlef Dörner, Stuttgart, Klavier

## Samstagabende in Hohenheim „Ruhestörerinnen und Ruhestörer im Christentum“

### Stuttgart-Hohenheim, 20. Januar

63 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Marguerite Porete († 1310):**

#### **Die „vernichtete Seele“ von „Gott erleuchtet“**

*Leitung:*

Dieter R. Bauer

*Referent:*

Prof. Dr. Günter Stachel, Mainz

### Stuttgart-Hohenheim, 24. Februar

68 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Gertrud Luckner (1900–1995):**

#### **„Gerechte unter den Völkern“ in dunkler Zeit**

*Leitung:*

Dagmar Mensink

*Referent:*

Prälat Dr. Georg Hüssler, Freiburg i. Br.

### Stuttgart-Hohenheim, 23. März

99 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Waldes († nach 1200) und die Waldenser in Württemberg**

*Leitung:*

Dr. Abraham Peter Kustermann

*Referent:*

Dr. Theo Kiefner, Calw

### Stuttgart-Hohenheim, 20. April

30 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Sebastian Franck (1499–1542/43):**

#### **„Die Wahrheit ist eine aufwiegelnde Sache“**

*Leitung:*

Dieter R. Bauer

*Referent:*

Prof. Dr. Otto Langer, Bielefeld

### **Stuttgart-Hohenheim, 22. Juni**

82 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Giordano Bruno (1548–1600)**

**„Es gibt zahllose Sonnen und Erden“**

*Leitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

*Referent:*

Prof. Dr. Rainer Koltermann SJ, Frankfurt a. M.

### **Stuttgart-Hohenheim, 14. September**

99 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Galileo Galilei (1564–1624)**

**„Und sie bewegt sich doch!“**

*Leitung:*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

siehe Seite 93

### **Stuttgart-Hohenheim, 26. Oktober**

45 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Christoph Blumhardt d.J. (1842–1919)**

**„Wir kommen nicht vorwärts  
mit dem Reiche Gottes“**

*Leitung:*

Dr. Abraham Peter Kustermann

*Referent:*

Albrecht Daur, Bad Boll

### **Stuttgart-Hohenheim, 7. Dezember**

37 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Moderata Fonte, Lucretia Marinella,**

**Arcangela Tabarotti (16./17. Jahrhundert)**

*Leitung:*

Dr. Verena Wodtke-Werner

*Referentin:*

Prof. Dr. Dr. Elisabeth Gössmann, Tokyo/München

## **Veranstaltungsreihe „Zäsur“**

### **Stuttgart-Hohenheim, 28. März**

123 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Prof. Dr. Johannes Gründel**

**Unterwegs mit einer Verheißung**

Theologische Ethik im Kreuzfeuer der Kritik

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referent:*

Prof. Dr. Johannes Gründel, München

siehe Seite 59

### **Stuttgart-Hohenheim, 23. April**

107 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Von der Erlösung des Glaubens und der  
Versuchung der Kirche, verzweifelt zu  
sich selbst zu sein**

Ein Rückblick auf rund 50 Jahre theologische  
Arbeit

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referent:*

Prof. Dr. Peter Hünemann, Tübingen

siehe Seite 59

### **Stuttgart-Hohenheim, 22. Mai**

72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Biblische Exegese zwischen Religionswissen-  
schaft und Theologie**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referent:*

Prof. Dr. Karl Kertelge, Münster

siehe Seite 59

### **Stuttgart-Hohenheim, 4. Juni**

94 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Theologiegeschichtliche Frauenforschung –  
eine Bedrohung für die etablierte Theologie?**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referentin:*

Prof. Dr. Dr. Elisabeth Gössmann, Tokyo/München

siehe Seite 59

### **Stuttgart-Hohenheim, 19. Juni**

85 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Glauben lernen zwischen zunehmender Theorie und abnehmender Praxis**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referent:*

Prof. Dr. Günter Biemer, Freiburg i.Br.

siehe Seite 59

### **Stuttgart-Hohenheim, 11. Juli**

96 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Theologie in ökumenischer Verantwortung**

Zur Gegenwart und Zukunft ökumenischer  
Theologie

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referent:*

Prof. Dr. Otto-Hermann Pesch, Hamburg

siehe Seite 59

## **Clubabende**

### **Weingarten, 18. April**

26 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Bernhard Krol**

*Leitung:*

Franz Josef Klehr

*Gast:*

Prof. Bernhard Krol, Ostfildern-Kemnat

### **Weingarten, 9. Mai**

39 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Die Pflicht eines Überlebenden**

*Leitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Gast:*

Kurt Rosenkranz

### **Weingarten, 12. Juni**

37 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Am Vorabend der Wahl des russischen Präsidenten**

*Leitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Gast:*

Dr. Gassan Gussejnov, Bremen/Moskau

### **Weingarten, 12. September**

34 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Eritrea**

#### **Ein Land aus Krieg geboren**

*Leitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Gast:*

Dr. Toni Locher, Wettingen (CH)

### **Weingarten, 2. Oktober**

60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **Wir sind Kirche**

*Leitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Gast:*

Bischof Thomas Gumbleton, Detroit (USA)

### **Weingarten, 7. November**

40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### **„Unterwegs“**

**mit Fjodor M. Dostojewskij  
und Anna Grigorjewna**

*Leitung:*

Dr. Abraham Peter Kustermann

*Gäste:*

Ulrike Goetz, Stuttgart

Rudolf Guckelsberger, Stuttgart

### **Weingarten, 28. November**

19 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Theologie und Kirche  
im multireligiösen Kontext**

*Leitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

*Gast:*

Prof. Dr. Felix Wilfred, Madras (Indien)

## **Festliche Anlässe**

### **Stuttgart, Foyer der Landeskreditbank, 1. Juli**

498 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Aleksandr-Men-Preisverleihung  
an Professor Dr. Lew Kopelew**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 206

### **Stuttgart-Hohenheim, 5. Juli**

336 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Sommerfest**

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referent:*

Dr. Wolfgang Kaden,

Chefredakteur „manager magazin“

siehe Seite 204

### **Weingarten, 2. November**

215 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Akademiefest**

*Begrüßung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referent:*

Lothar de Maizière, Berlin

*Musik:*

Eberhard Hahn

Michael Kiedaisch

siehe Seite 205

## **8 Ausstellungen/Vernissagen/ Finissagen mit 866 Teilnehmerinnen und Teilnehmern**

### **Stuttgart-Hohenheim, 7. Februar**

125 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Kirsten Lampert**  
**Malerei**

Ausstellungsende: 17. Mai

*Einführung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 135

### **Weingarten, 31. März**

61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Klaus Simon**  
**Skulpturen und Arbeiten auf Papier**

Ausstellungsende: 16. Juni

*Einführung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 136

### **Weingarten, 20. April**

64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Die neuen Lebens(un)tüchtigen**  
**Fotografische Szenen aus Rußland**  
**von Michael R. Pshennov, Moskau**

*Leitung:*

Dr. Rainer Öhlschläger

Dr. Hermann-Josef Schmitz

*Einführung:*

Prof. Dr. Prim, Weingarten

### **Stuttgart-Hohenheim, 12. Juni**

199 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Georg Meistermann**  
**zu Ehren seines 85. Geburtstags**  
**Graphiken, Zeichnungen, Glasfenster,**  
**Kartons und Malerei**

Ausstellungsende: 20. Oktober

*Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 139

### **Weingarten, 13. Juni**

18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Klaus Simon – Finissage und Präsentation**  
**des neuen Kapellenführers**

Werkstatt- und Ateliergespräch

*Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 137

### **Weingarten, 30. Juni**

111 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Andreas Grunert**  
**Malerei und Zeichnung**

Ausstellungsende: 4. Oktober

*Einführung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 143

### **Stuttgart-Hohenheim, 5. November**

123 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Eva-Maria Reiner**  
**Garderobe – Installation und textile Objekte**

*Einführung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 140

### **Weingarten, 1. Dezember**

65 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

**Maria Lehnen**  
**Arbeiten auf Papier, Plastiken und Malerei**

*Einführung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

siehe Seite 142

# Gastveranstaltungen

## **83 Gastveranstaltungen in Stuttgart-Hohenheim mit 2845 Teilnehmerinnen und Teilnehmern**

Akademie für Lehrerfortbildung, Esslingen  
Akademie für Technikfolgenabschätzung, Stuttgart  
Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen und Verbände in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart  
Arbeitsgemeinschaft Missionarischer Dienste, Stuttgart  
Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart  
Berufe der Kirche, Freiburg  
Berufsgemeinschaft der Pfarrhaushälterinnen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart  
Berufsverband Hauswirtschaftlicher Fach- und Führungskräfte e.V., Kernen i. R.  
Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart  
Bischöfliches Konvikt, Rottweil  
Bischöfliches Ordinariat, Altenarbeit, Stuttgart  
Bischöfliches Ordinariat, Domkapitular Bour, Rottenburg  
Bischöfliches Ordinariat, Erwachsenenpastoral, Stuttgart  
Bischöfliches Ordinariat, Medienreferat, Rottenburg  
Bischöfliches Ordinariat, Schulamt, Rottenburg  
Bischöfliches Ordinariat, Weihbischof Rieger, Rottenburg  
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Referat für Flüchtlinge, Stuttgart  
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Referat für Migration, Stuttgart  
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V., Referat Sozialstationen, Stuttgart  
Deutscher Caritasverband, Freiburg

Deutschherrenbund, Göppingen  
Diözesane AG der Mitarbeitervertretungen der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Schelklingen  
Diözesane AG der Mitarbeitervertretungen der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart  
Diözesanrat Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart  
Diözesanstelle Führungs- und Akademikerseelsorge, Stuttgart  
Eberhard-Karls-Universität, Tübingen  
Ehemalige Synagoge Freudental  
Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Tübingen  
Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur Landesgruppe Baden-Württemberg, Stuttgart  
Gewerbliche Schule für Farbe und Gestaltung, Stuttgart  
Historisches Institut, Universität Stuttgart  
Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart  
Institut für Fort- und Weiterbildung, Rottenburg  
Jugendamt, Stuttgart  
Katharinenhospital, Stuttgart  
Katholische Akademie, Schwerte  
Kath. Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung, Bonn  
Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart  
Katholisches Hauspflegewerk, Stuttgart  
Katholisches Pfarramt St. Antonius, Stuttgart  
Landesstelle gegen die Suchtgefahren in Baden-Württemberg, Stuttgart  
Landesverband für Körperbehinderte, Stuttgart  
Landeswohlfahrtsverband, Stuttgart  
Lehrplankommission evangelische Religion – Gymnasien  
Malteser-Hilfsdienst, Stuttgart

Referat für Technik- und Wissenschaftsethik an den  
Fachhochschulen des Landes Baden-Württemberg,  
Karlsruhe  
St. Gerhardswerk e.V., Stuttgart  
Sozialministerium, Stuttgart  
Universität Hohenheim, Osteuropazentrum, Stuttgart  
Verband der Religionslehrer, Reutlingen  
Verband deutsch-amerikanischer Clubs e.V., Zell  
Verband Katholischer Tageseinrichtungen für  
Kinder, Bundesverband e.V., Freiburg  
Wilhelm-Hauff-Schule, Stuttgart  
Württembergische Genossenschaftsakademie,  
Stuttgart

#### **46 Gastveranstaltungen in Weingarten mit 1583 Teilnehmerinnen und Teilnehmern**

Albert-Einstein-Gymnasium, Ravensburg  
Arkade e.V., Ravensburg  
BDKJ, Friedrichshafen  
Berufsverband für Pfarramtssekretärinnen,  
Sindelfingen  
Bischöfliches Ordinariat, Altenarbeit, Stuttgart  
Bischöfliches Ordinariat, Seelsorgereferat, Rottenburg  
Bundesvereinigung Logistik e.V., Bremen  
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.,  
Sozialdienst für ausländische Mitbürger, Stuttgart  
Caritasverband für Stuttgart e.V., Flüchtlingshilfe,  
Stuttgart  
Diakonisches Werk, Stuttgart  
Diözesane AG der Mitarbeitervertretungen der Diözese  
Rottenburg-Stuttgart, Scheklingen  
Diözesanstelle Berufe der Kirche, Rottenburg  
Diözesanstelle Führungskräfte- und Akademiker-  
seelsorge, Stuttgart  
Europäische Märchengesellschaft

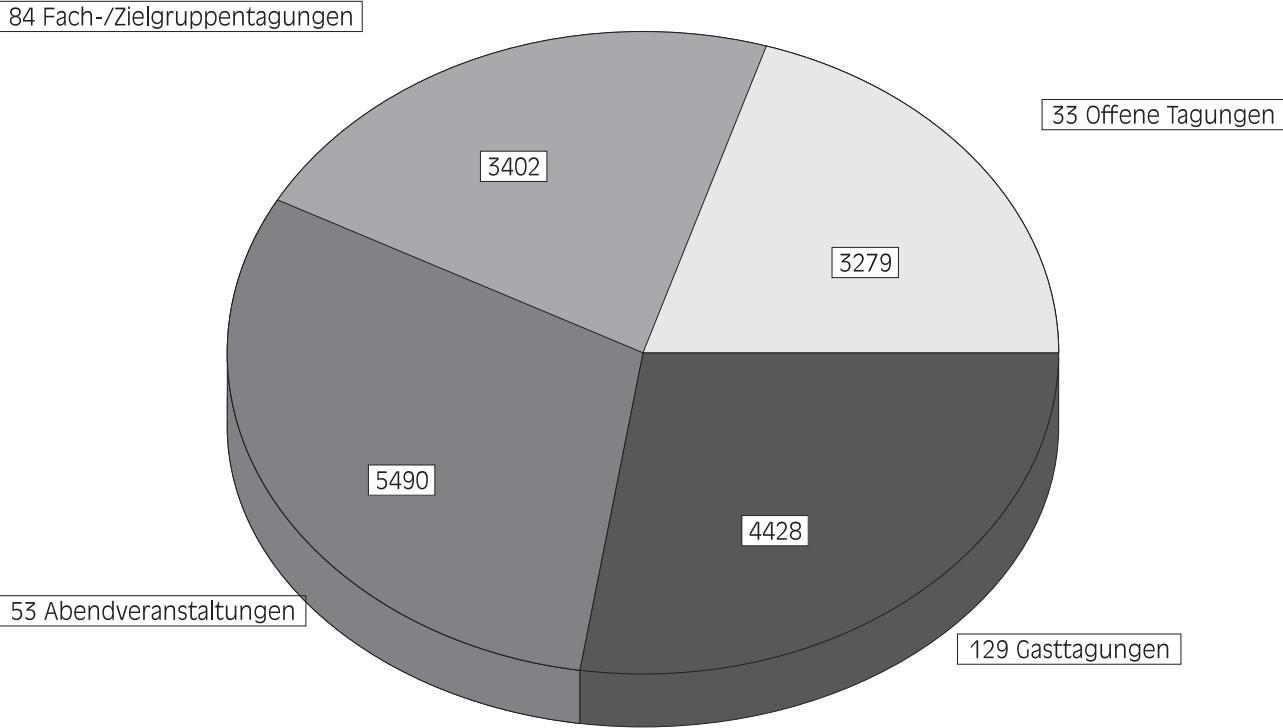
Forum Grabkultur, München  
Hermann- und Marianne-Stranika-Stiftung, Sarnen  
Historische Sektion der Bayerischen Benediktinerabtei,  
Hildesheim  
Hymer AG, Bad Waldsee  
Industrie- und Handelskammer, Weingarten  
Innenministerium Baden-Württemberg, Stuttgart  
Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart  
Justizministerium Baden-Württemberg, Stuttgart  
Katholische Hochschulgemeinde, Weingarten  
Katholische Kirchengemeinde Mochenwangen  
Katholisches Bildungszentrum, Darmstadt  
Katholisches Dekanat, Ravensburg  
Landesverband Katholischer Kindertagesstätten e.V.,  
Wangen im Allgäu  
Malteser-Hilfswort, Stuttgart  
Ministerium für Kultus und Sport Baden-Württemberg,  
Stuttgart  
Oberfinanzdirektion, Stuttgart  
Oberschulamt, Tübingen  
Pädagogische Hochschule Weingarten  
Priesterseminar, Rottenburg  
Realschule, Weingarten  
Referat für Technik- und Wissenschaftsethik an den  
Fachhochschulen des Landes Baden-Württemberg,  
Karlsruhe  
Religionspädagogisches Institut, Weingarten  
Staatliche Akademie für Lehrerfortbildung (Wirtschaft  
und Technik), Esslingen  
Universität Hohenheim, Stuttgart-Hohenheim  
Verein zur beruflichen Förderung kirchlich caritativ  
tätiger Mitarbeiter in der Diözese Rottenburg-  
Stuttgart, Stuttgart  
Voith-Sulzer, Ravensburg  
Zahnradfabrik Friedrichshafen AG, Friedrichshafen  
Zonta-Club, Stuttgart

# Zahlen zur „Chonik 96“

	Stuttgart-Hohenheim		Weingarten		auswärtige Veranstaltungen		insgesamt	
	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer
Offene Tagungen	18	1572	9	1393	6	271	33	3236
Fachtagungen, Tagungen für Zielgruppen	37	2035	15	654	2	102	54	2791
Seminarprogramm	1	7	14	250			15	297
Seminarprogramm Journalismus			14	229			14	229
Sozialpädagogische Kurse für junge Untersuchungsgefangene					13	204	13	204
Gastveranstaltungen	83	2845	46	1583			129	4428
Einzelgäste		503		529			0	1032
Zwischensummen	139	6962	98	4638	21	577	258	12177
Tagungen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll			1	43	1	25	2	68
Summe Tagungen	139	6962	99	4681	22	602	260	12245
Abendveranstaltungen	7	797	5	379	7	1375	19	2551
Samstagabend	8	523					8	523
Beiträge a.d. Forschung	2	137					2	137
Zäsur Ho, Clubabend Weingarten	6	577	7	255			13	832
Akademiefeste Ho, Wg	1	366	1	215			2	581
Eröffnung Kunstaustellungen	3	547	5	319			8	866
<b>Summe Veranstaltungen</b>	<b>166</b>	<b>9909</b>	<b>117</b>	<b>5000</b>	<b>29</b>	<b>602</b>	<b>312</b>	<b>17735</b>

Die Besucher der Ausstellungen sind statistisch nicht erfaßt

# Teilnehmer und Teilnehmerinnen



# Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie

## **Geschäftsstelle**

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Im Schellenkönig 61, 70184 Stuttgart  
Telefon: 0711 / 1640 – 6  
Telefax: 0711 / 1640 – 777  
email: AkademieRS@t-online.de  
homepage: <http://www.kirchen.de/akademie/rs>

*Direktor der Akademie*  
Dr. Gebhard Fürst

*Geschäftsführer*  
Karl-Heinz Kunzmann

Akosua Baah-Bellmann, Helmut Barsch, Walter Bay, Edith Bieg, Renate Füller, Gertrud Hoffmann, Elisabeth Koch, Amalia Korel (bis 20.10.), Elisabeth Kreimer (bis 31.12.), Gudrun Krull, Cäcilie Maniura, Ines Meseke, Elke Müller, Ingrid Rössler, Andrea Sigmann-Rigon, Gudrun Soika, Gertrud Stürzl, Sieghild Zikesch

## **Tagungshaus Stuttgart-Hohenheim**

Paracelsusstraße 91, 70599 Stuttgart  
Telefon: 0711 / 45 31 93  
Telefax: 0711 / 45 86 49 5

*Leiterin von Haus und Hauswirtschaft*  
Anni Weiß  
Susanne Knöll (bis 30.09. / Stellvertreterin)

## **Tagungshaus Weingarten**

Kirchplatz 7, Postfach 1139, 88250 Weingarten  
Telefon: 0751 / 56 86 – 0  
Telefax: 0751 / 56 86 – 222

*Leiter und Referent*  
Dr. Rainer Öhlschläger

*Sekretariat*  
Anne Hurst, Waltraud Neidlinger

*Leitung der Hauswirtschaft*  
Manfred Martin (bis 31.12.)  
Gabriele Heizmann (Stellvertreterin)

## **Bereiche der Akademiearbeit und Schwerpunktbildung der Akademie- referentinnen und -referenten**

### **Theologie – Kirche – Religion**

Dr. Gebhard Fürst

Aktuelle Fragen von Christentum und Kirche in moderner Gesellschaft; Hermeneutik der Bibel und die Bedeutung des Wortes Gottes für Kirche, Gesellschaft und Kultur; Reflexion auf das Selbstverständnis der Akademie.

Dr. Abraham Peter Kustermann

Kirche als Institution und gesellschaftliche Größe; Judentum und Christentum; Historische Theologie – Theologiegeschichte; Ökumenische Theologie.

#### *Referat Frau in Kirche und Gesellschaft*

Dagmar Mensink

Dr. Verena Wodtke-Werner

Frauenfragen in Kirche und Gesellschaft; Frauenfragen im Dialog der Religionen; Theologische, historische und literaturwissenschaftliche Frauenforschung; Soziologische und psychologische Implikationen von Theologie, Kirche und Religion; Zeitgenössisches Glaubensverständnis.

#### *Referat Theologie und Naturwissenschaft*

Dr. Heinz-Hermann Peitz

Ökologie und Ethik; Gentechnik und Ethik; Naturphilosophie (Weltanschauungsfragen); Technikfolgenabschätzung.

### **Kultur- und Geisteswissenschaften**

#### *Referat Geschichte*

Dieter R. Bauer

Geschichte von Religiosität und Frömmigkeit; Historische Frauenforschung bzw. Erforschung der Geschlechterrollen; Zeitgeschichte unter besonderer Berücksichtigung kirchlicher Zeitgeschichte und der Zeit des „Dritten Reiches“.

#### *Referat Kunst*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

Bildende Kunst unter besonderer Berücksichtigung des Dialogs von Kirche und zeitgenössischer Kunst; Zeitgenössische Literatur; Aktuelle Fragen der Kultur.

#### *Referat Philosophie*

Franz Josef Klehr (bis 31.12.)

Philosophie, besonders Philosophinnen und Philosophen des 20. Jahrhunderts; Hohenheimer Musikforen: Gespräche über zeitgenössische Musik; Pädagogik.

### **Gesellschaft und Politik**

Klaus Barwig

Ausländer- und Asylfragen; Referent für Öffentlichkeitsarbeit und Publikationen.

Dr. Manfred M. Lallinger M.A. (seit 1.9.)

Wirtschaft und Arbeitswelt; Medizinethik und Gesundheitspolitik; Soziales und Politik.

Dr. Rainer Öhlschläger

Arbeitswelt/Wirtschaftsethik; Internationale Beziehungen; Ost-West-Dialog; Fragen des Friedens; Management; Sozialmanagement.

Dr. Hermannn-Josef Schmitz

Medienethik und -politik; Jugendfragen; Stadtentwicklung.

# Interkultureller Dialog mit Kultureinrichtungen Rußlands

Einen besonderen Schwerpunkt der Dialogarbeit der Akademie bilden seit 1990 Veranstaltungen zur interkulturellen Begegnung zwischen Rußland und Deutschland.

## Erstes deutsch-russisches Literatursymposion 1990

Diese Aktivitäten begannen mit dem ersten deutsch-russischen Literatursymposion im Jahre 1990. Die Zeitschrift *Inostranaja Literatura* (Zeitschrift für ausländische Literatur, Moskau) suchte einen Partner in Deutschland, um zusammen mit deutschen Schriftstellern ein Symposion durchzuführen über die Situation der Literatur in der Phase der durch Präsident Gorbatschow eingeleiteten ‚Perestroika‘. Bei diesem Symposion waren namhafte Persönlichkeiten der damaligen sowjetischen Literaturszene anwesend. Dschingis Aitmatow, Granin, der derzeitige Kultusminister Sidorow. Von deutscher Seite waren anwesend: z.B. Martin Walser, Hans Küng etc. (vgl. hierzu den Bericht in der Chronik '90). Dokumentiert ist dieses Symposion im Band 39 der Hohenheimer Protokolle: „Wechselbekenntnisse“. Da dieses Symposion von inhaltlicher wie von atmosphärischer Seite her außerordentlich gut verlief, unterhält die Akademie seither ausgezeichnete Kontakte zu namhaften Intellektuellen und Kulturschaffenden in Moskau und ganz Rußland. Valentin Granin war mehrere Male zu Besuch an der Akademie, hielt Vorträge und verbrachte einige Wochen der Erholung im Tagungshaus Weingarten. In dieser Zeit schrieb er unter dem Titel „Die Weinrebe“ eine reizende kleine Geschichte über Weingarten. Sie ist der erste Teil einiger Essays über seine Reisen und Studien in Deutschland im Jahr 1991 und wurde in der renommierten Moskauer Monatszeitschrift „Snamja“ (Heft 2/1992) abgedruckt. Die deutsche Übersetzung von Friedrich Hitzer findet sich in unserer Chronik '92, S. 153–155.

## Weitere Veranstaltungen und Begegnungen

- Ein zweites deutsch-russisches Journalisten-Symposion 1995 in Deutschland und
- Russisch-deutsches Journalisten-Symposion 1996 in Rußland (Wolgareise)
- Mehrmalige Besuche des Vorsitzenden der Jabloko-Partei, Dr. Jawlinskij, und der Duma-Abgeordneten Frau Dr. Jagygina
- Partnerschaftliche Treffen zwischen Modelleinrichtungen der Jugendhilfe und Rehabilitation in Moskau und der Stiftung Liebenau
- Regelmäßige Treffen mit Kontaktleuten der einzelnen Einrichtungen
- Zweimalige Verleihung (1995 und 1996) des Aleksandr-Men-Preises für die Förderung der interkulturellen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland.

## Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart im staatlichen russischen Fernsehen

Im Juni 1995 drehte ein russisches Fernsehteam einen halbstündigen Film über die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der im Juli 1996 innerhalb der Reihe „Unsere Nachbarn“ im staatlichen russischen Fernsehen landesweit ausgestrahlt wurde.

## Der Aleksandr-Men-Preis Für eine Ökumene der Kulturen

Beim deutsch-russischen Literatursymposion 1990 lernte Direktor Fürst den russisch-orthodoxen Erzpriester Aleksandr Men kennen. Überraschenderweise war Aleksandr Men auf ausdrücklichen Wunsch der russischen Dichter zu diesem Symposion nach Deutschland eingeladen worden. Der hochgebildete, mit der deutschen evangelischen und katholischen Theologie bestens vertraute Priester, der religionsphilosophische Werke verfaßt hatte, in der Gorbatschow-Zeit Fernsehprediger war, plante, ein ökumenisches Bibelinstitut in Moskau zu gründen. Die Akademie vermittelte ihm deshalb die Möglichkeit, die evangelischen und katholischen Bibel Institute der Weltbibelhauptstadt Stuttgart zu besuchen. In diesen Gesprächen waren bereits feste Absprachen mit dem Katholischen Bibelwerk und der Evangelischen Bibelan-

stalt getroffen worden zur Unterstützung der Pläne von Aleksandr Men. Zum Entsetzen aller, die ihn kannten und schätzten, wurde er wenige Wochen nach seiner Rückreise in seine Gemeinde vor den Toren Moskaus vor seinem Pfarrhaus von bis heute unbekanntem Tätern ermordet.

Aleksandr Men genießt in Kreisen von Intellektuellen, Kulturschaffenden und Reformpolitikern Rußlands hohes Ansehen. Geschätzt wird sein hoher Bildungsgrad, seine weltoffene Einstellung. Zahlreiche Kulturschaffende sind fasziniert von der Art und Weise seines Verständnisses des Christentums: nämlich als kulturschaffende und aktiv am Aufbau einer humanen und gerechten Gesellschaft mitwirkende Religion, die ethisches Bewußtsein bewirkt und verantwortliches Handeln in den Menschen erzeugt. Manche haben sich von ihm taufen lassen.

Zwischen Akademiedirektor Fürst und dem Kontaktmann der Akademie zu Moskau und Rußland, Herrn Boris Chlebnikow, Germanist, Übersetzer zeitgenössischer deutscher Literatur und Verleger, ist inzwischen eine freundschaftliche Beziehung entstanden. Gemeinsam entwickelten sie die Idee eines Preises, der Person und Ideen, Werk und Andenken Aleksandr Mens wachhalten und zugleich die Begegnung der Kulturen und Religionen, insbesondere zwischen Deutschland und Rußland im Interesse der Völkerverständigung fördern sollte. Unter dem – eine Formulierung Aleksandr Mens nachempfindenden – Titel „Für eine Ökumene der Kulturen“ fand sich ein Trägerkreis zusammen, der heute besteht aus der Zeitschrift für Ausländische Literatur, Moskau, der Bibliothek für Ausländische Literatur, Moskau, dem Freundeskreis Aleksandr Men, Moskau, der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und dem Institut für Osteuropakunde der Universität Tübingen.

### **Die Intention der Preisverleihung**

*„Der Preis wird an eine Person verliehen, die sich um die interkulturelle Vermittlung zwischen Rußland und Deutschland im Interesse des friedlichen und humanen Aufbaus des Europäischen Hauses verdient gemacht hat. Der Begriff Kultur – hier weit gefaßt – beinhaltet auch die Bereiche der sittlich religiösen Werte, der Ökumene der Religionen, der Philosophie und der Theologie.“*

Erste Preisträgerin: Dr. Kathinka Dittrich van Wehring

1995 verlieh das Preiskomitee den Preis zum erstenmal an die Gründerin und erste Direktorin des Goetheinstituts Moskau, Frau Dr. Kathinka Dittrich van Wehring (vgl. Chronik '95, S. 223–231).

Zweiter Preisträger: Prof. Dr. Lew Kopelew

Unter großer Beteiligung namhafter Persönlichkeiten aus Baden-Württemberg und Rußland sowie in Anwesenheit des Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Prof. Dr. Roman Herzog, erhielt 1996 der Schriftsteller Prof. Dr. Lew Kopelew den Aleksandr-Men Preis.

Die Preisverleihung ist ausführlich dokumentiert auf den Seiten 206 ff.

## **Journalistensymposien 1995 und 1996**

Für 18 Journalisten aus Rußland veranstaltete die Akademie ein erstes deutsch-russisches Symposium zum Thema: Markt und publizistisches Anliegen – ein Widerspruch? (vgl. Chronik '95, S. 172 f.). Zusammen mit weiteren 15 Journalisten aus Deutschland besuchten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf Einladung von Intendant Fünfgeld den Süddeutschen Rundfunk und konnten dort mit den entscheidenden Verantwortungs-trägern diskutieren. Neben Besuchen bei den beiden großen Stuttgarter Zeitungen kamen lange und ergebnisreiche Gespräche mit dem Reutlinger Generalanzeiger, der Leonberger Zeitung, dem Südkurier (Konstanz) und dem Vorarlberger Boten zustande. Bei der Schifffahrt auf dem Bodensee von Konstanz nach Bregenz sprachen russische Journalisten die Einladung zu einer Fortsetzung des Symposiums im nächsten Jahr auf der Wolga aus. So kam das unvergessene Journalistensymposium 1996 zustande, über das die folgenden Zeilen berichten.

**Russisch-deutsches Journalistensymposium  
Regionalismus und Medien  
Nishnij Novgorod, Tscheboksary, Kasan  
17.–25. Juli**

## **Wolga, Wodka, Tatarstan**

Impressionen einer Reise.

Von Ernst Munzinger

Als der Bus am letzten Tag der Reise vor dem Flughafengebäude in Nishnij Novgorod hielt, stellte sich bei mir ein vielleicht typisches Reisegefühl ein: Ist dies hier wirklich das graue Flughafengebäude, das uns bei der Ankunft seine so trist und unvorteilhaft empfundene Seite gezeigt hatte? Und ist dies der Platz, an dem wir neun Tage zuvor Anton Fortunatow, den rührigen Organisator unseres Aufenthaltes an und auf der Wolga, getroffen hatten? Alles sah auf den ersten Blick irgendwie anders aus.

Am letzten Tag dieser vielleicht nicht ganz alltäglichen Reise machte sogar der Flughafen einen anderen Eindruck. Und das lag nicht nur daran, daß er diesmal in der Sonne lag. Wir hatten, denke ich, in den vergangenen Tagen so viel gesehen, daß wohl manches Koordinatensystem neu vermessen, manches schnelle Urteil revidiert und mancher Eindruck in ein anderes Licht gerückt werden mußte. Das Blickfeld hatte sich erweitert, Konturen waren deutlicher geworden, Farben waren intensiver geworden in dieser interessanten Woche.

Doch fangen wir von vorne an, eins nach dem andern. „Presse und Regionalismus“ war der Titel der gut einwöchigen Veranstaltung, die als Seminar mit etwa 20 deutschen und 20 Teilnehmern aus der Rußländischen Föderation konzipiert war und sich aus verschiedenen Diskussionsrunden, Vorträgen, Pressekonferenzen und natürlich etlichen touristischen Programmpunkten zusammensetzte. Unser Besuch folgte einer ähnlichen Reise der russischen Teilnehmer letztes Jahr durch Süddeutschland. Die Gruppe war damals auch Gast in unserem Hause gewesen. Beide Reisen wurden von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart organisiert, die viel für den Austausch zwischen Rußland und Deutschland tut.

Die erste ganz auffällige Farbe war die des Blaulichts auf dem Dach des Polizeifahrzeugs, das uns eine gute halbe Stunde auf der Fahrt zum Hotel leitete. Die Polizei fuhr in der Mitte der Straße, vertrieb die Langsamen und Entgegenkommenden, setzte rote Ampeln außer Kraft und jagte mit uns durch die einbrechende Dämmerung. Man schwankte wohl in seiner Empfindung des Vorgangs zwischen Stolz auf sich selbst und wie wichtig man sei, über Belustigung hin zu der Einsicht, daß dies vielleicht gar nichts Besonderes sei und nur ein anderes Verhältnis zu Macht und Ordnung demonstriere.

Solche Wechselbäder der Betrachtung, solche Unsicherheit in der Bewertung von Eindrücken sollten noch öfter kommen im Laufe der Tage. Auch davon will ich ein wenig erzählen.

Haben Sie schon einmal von der Republik Tschuwaschien gehört? Oder sind Sie schon einmal auf einem Wolgасhiff gefahren, einem Schiff, gebaut vor vierzig Jahren in Rostock, als die DDR gerade mal sieben Jahre alt war? Die DDR, die so alt wie das Schiff wurde und dann unterging. Deren Einwohner mit uns zusammen ein Volk sind. Denen nach Ende des Sozialismus ein anderer Staat einheitsvertraglich zugewiesen und deren Geld damals zu festem, gutem Kurs in hartes Westgeld getauscht wurde. Die heute zwar zu 15 % arbeitslos sind, die aber doch nicht schlecht leben und in der Mehrheit nicht zurückgehen würden in eine DDR.

Warum sage ich das so holzschnittartig? Weil mein Eindruck ist, daß in Rußland, besser der Rußländischen Föderation, alles doch ganz anders ist. Daß die Entwicklung in unseren neuen Bundesländern sicher schwierig, aber überhaupt nicht zu vergleichen ist mit der Entwicklung in Rußland. Weil ich glaube, daß vieles sehr viel mühsamer ist und vieles differenzierter gesehen werden muß.

In der Rußländischen Föderation, die vielleicht gar keine mehr ist, sondern auch – aber nicht nur – eine Konföderation souveräner Staaten ist (so sähen es gerne die Taren), da leben nicht nur Russen, sondern eben auch Tataren, Ukrainer, Tschuwaschen, Baschkiren und Belarussen, auch Deutsche und Angehörige von über 100 weiteren Völkern, beispielsweise die Inguschen und die Tschetschenen. Ein Blick auf die entsprechende Karte zeigt die Situation.



*Überall freundschaftlich empfangen  
... vom Leiter des russisch-orthodoxen Priesterseminars in  
Nishnij Novgorod  
... von einem hohen muslimischen Würdenträger vor der  
Moschee in Kasan, Republik Tatarstan  
... mit Brot und Salz durch eine Delegation der Stadt  
Tsheboksary, Republik Tschuwaschien*



Neben den Verwaltungseinheiten, den Gebieten und Republiken entstehen heute auch als Assoziationen bezeichnete Wirtschaftsgebiete, die über Grenzen der Föderationssubjekte hinweg regionale wirtschaftliche Zusammenarbeit organisieren und aus denen nach der Vorstellung von Grigori Martschenko, Mitarbeiter des Präsidentschaftsbewerbers Jawlinskij in dessen Institut, große russische Länder werden könnten. Dieser Prozeß wird auch als Regionalisierung bezeichnet, die Idee dahinter als Regionalismus, Thema unserer Reise.

So trafen wir in Nishnij Novgorod, der großen Stadt am Zusammenfluß von Oka und Wolga, zunächst mit dem 38jährigen Gouverneur des Gebiets Nishegorod (etwas größer als Bayern, 3,7 Mio. Einwohner, 95 % Russen) zusammen, der zunächst einen desinteressierten Eindruck machte. Offensichtlich ist er, der von Jelzin eingesetzt und dann in einer Wahl eindrucksvoll bestätigt worden war, aber ein geschickter, durchsetzungsfähiger Mann, der lediglich der zahllos an ihm vorbeiziehenden Wirtschaftsdelegationen müde ist, die in der Regel kein Geld liegenlassen. Ist er aber überzeugt, daß sein Auftritt seinem Gebiet helfen kann, so ist er sich auch nicht zu schade, dem Pressetermin einer ehemals russischen Wodka-firma beizuwohnen, die die Präsentation ihrer Marke mit der Anwesenheit einer echten und schon über 80jährigen Großfürstin garniert.

Solche Parteinahme kommt uns schon merkwürdig vor. Sie ist aber wohl ebenso üblich wie die massive Beeinflussung der Presse durch die Staatsorgane im Präsidentenwahlkampf.

Die Schwierigkeiten, mit denen der junge Gouverneur im Gebiet Nishegorod seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion belastet ist, sind in einem Aufsatz von Adolf Karger im Heft „Rußland“ der Landeszentrale für Politische Bildung aufgezählt, aus dem die wichtigsten Punkte zitiert seien: starke Belastung mit derzeit auftragsloser Rüstungsindustrie; damit Notwendigkeit der Konversion, für die es weder ein Konzept noch die entsprechenden Mittel gibt; Überindustrialisierung, die eine Ernährung aus dem eigenen Raum nicht möglich macht, für den Ankauf von Nahrungsgütern gibt es aber keine ausreichenden marktfähigen Produkte; Migration der Bevölkerung innerhalb der Region aus der Stadt aufs Land, auch Wegzug aus der Region; Großbetriebe lassen sich nur schwer privatisieren; auch sind sie in ihrer Tech-

nik veraltet; steigende Rohstoff- und Energiepreise; Städte mit industriellen Monostrukturen bieten Arbeitslosen kaum Alternativen.

Auf der anderen Seite räumt man dem Gebiet auch große Chancen ein, weil es ernsthaft versucht, gute Entwicklungsbedingungen zu schaffen, um Reformen und Umstrukturierung der Wirtschaft bemüht ist, relative politische, soziale und wirtschaftliche Stabilität aufweist, die es seinem Gouverneur zu danken hat.

Selbst Atomkraftwerke bekommen neue Aufgaben und werden konvertiert. In der nahe bei Nishnij liegenden und in der Umbruchzeit nicht mehr durchsetzbaren Anlage wird heute fleißig produziert. Aber nicht Strom, sondern Wodka.

Beim Besuch der Industrie- und Handelskammer von Nishnij Novgorod fallen zunächst die drei bekannten Köpfe auf, die oben am Gebäude prangen: Marx, Engels und Lenin. Früher saß hier die Kommunistische Partei mit ihrem Gebietssekretariat. Der Präsident der IHK zählt Programme auf, die verabschiedet seien, er zählt Maßnahmen auf, die ergriffen worden seien. Er spricht lange und fordert schließlich auf, Fragen zu stellen. Auf die naheliegende Frage, wie hoch die Arbeitslosigkeit im Gebiet Nishnij Novgorod sei, hat er keine Antwort, er habe die Zahlen nicht dabei. Was soll man da noch fragen?

Offiziell liegt die Zahl im Jahr 1995 bei 2,3 %, inoffiziell ist die Rede von einer ganz anderen Zahl: mindestens 50 %. Dennoch hat man im Vorbeifahren nicht den Eindruck, daß es den Leuten besonders schlecht geht. Was wohl wirklich fehlt, ist die Möglichkeit, persönliche Sicherheit zu erwerben. Sparen lohnt sich nicht, der hohen Inflation wegen. Versicherungen gibt es nicht oder nicht in ausreichendem Maße. Früher war der Staat die einzige Versicherung, die aber sozusagen für alles garantierte. Mangelnde persönliche Sicherheit zieht vieles nach sich. Man lebt von der Hand in den Mund. Schnelles Geld ist gefragt, und es wird auch schnell wieder ausgegeben. Kein Wunder, daß die Korruption blüht und mafiose Organisationen entstehen.

Ein paar Tage später erfahre ich, daß der IHK-Präsident zu Sowjet-Zeiten KP-Chef des Gebiets war. Da werden neue Fragen aufgeworfen, auf die es keine Antwort gibt. Man fragt sich, ob vielleicht alle IHKs aus der Organisation der KP hervorgegangen sind, ob die alten Betonköpfe noch herrschen, oder ob diejenigen am Ruder sind,

die vielleicht gerade keine Betonköpfe waren und nun mit ihrem Wissen, ihren Erfahrungen und ihrer Macht aus der alten Zeit die einzigen sind, die Reformen auch durchsetzen können. Wo sollen die gut ausgebildeten Leute auch herkommen?

Andere Fragen tauchen auf, als wir den Metropoliten von Nishnij Novgorod und Arsamias treffen und er auf die Vergangenheit angesprochen wird. Kommunistsches Regime und russisch-orthodoxe Kirche haben sich irgendwie arrangiert in der langen Zeit, Verbindungen der Kirche zum KGB sind bekannt, mancher ist wohl schuldig geworden. Eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, eine Bewältigung dieser Fragen findet aber nicht statt. „Was war, das war“, sagt der Metropolitan, weitere Fragen sind da nicht angebracht. Rückgabe der Kirchen und Klöstern und ihre mühsame Instandsetzung scheint die Hauptaufgabe derzeit zu sein. Damit hat man jetzt genug Probleme. Was war, das war.

Einiges wird dann erhellt durch den Vortrag von Tatjana Jarygina, die zur JABLOKO-Fraktion Jawlinskijs gehört, also Abgeordnete des Parlaments ist und eine Analyse der Situation nach der Wahl gibt, der sie Rechtmäßigkeit und eine positive Wirkung attestiert. Gezeigt habe die Wahl, daß die Restaurierung des Kommunismus nicht mehr möglich sei. Allerdings ist festzuhalten, daß auf dem Land, so im Gebiet Nishnij Novgorod und Tschuwaschien, beispielsweise die Kommunisten gesiegt haben, in der Stadt Nischnij oder in der Republik Tatarstan lag Jelzin vorn. Abzulesen ist daran, daß die Bevölkerungsschichten, denen es schlechter geht, die alte Zeit wieder zurückhaben wollen.

Frau Jarygina bemängelt, daß eine klare Konzeption für die Legislative fehle. Das Potential dazu werde durch die Präsidentsmacht geschwächt.

*Pressegespräch mit Boris Nemzow, Gouverneur von Nishnij Novgorod (rechts)*

*Empfang durch den Metropoliten von Nishnij Novgorod und Arsamias Nikolaj*

*Dr. Fürst im Gespräch mit Metropolitan Nikolaj*



Problematisch seien derzeit die Staatsfinanzen zu sehen. Nur 70 % der Steuern seien eingetrieben, 75 bis 80 % der Staatsausgaben seien finanziert. Das Defizit wirke sich vor allem sehr stark in den Regionen aus. Selbst in sicheren Regionen fehlen die Mittel. Der Geldumlauf stockt. Nur 40 % der Geschäfte laufe mit Geld, das meiste werde über Tauschhandel erledigt. Das führe zu Verlangsamung der Investitionstätigkeit und damit insgesamt zu wirtschaftlicher Trägheit. Das Bankwesen sei kaum überschaubar.

Der soziale Bereich werde zunehmend vernachlässigt, was dazu führe, daß die Linke Aufwind bekomme (siehe oben). Die latente Arbeitslosigkeit sei sehr hoch. Löhne würden nicht ausgezahlt, man denke an die Bergarbeiter, die Rentenzahlungen seien mit 3 bis 8 Monaten im Rückstand. 20 bis 25 % der Bevölkerung lebten unterhalb der Armutsgrenze, was zu einer Schwächung der allgemeinen Lebensaktivität führe. Es gäbe keine Konzeption für einen Mittelstand, es fehle an einer nationalen Idee, und die Kirche nehme die Funktion nicht wahr, die sie haben könne, nämlich für den Zusammenhalt der Gesellschaft in so schwieriger Lage beizutragen.

Das Schiff legt ab in Richtung Tscheboksary, der Hauptstadt der Republik Tschuwaschien, wo wir mit dem Präsidenten der Republik zusammentreffen sollen. Doch zunächst taucht wie aus einer anderen Welt am linken Ufer das Makarjewski-Kloster auf, das aus einem Dornröschenschlaf erwacht ist. 5 Nonnen leben wieder an diesem Ort, der über Jahrhunderte ein Handelsplatz war, bis diese Funktion von Nishnij und seiner berühmten Messe ab 1817 eingenommen wurde.

In Tscheboksary, der Hauptstadt der Republik Tschuwaschien (ca. 1,4 Mio. Einwohner, 68 % Tschuwaschen, 27 % Russen, ungefähr so groß wie Sachsen) erwartet uns am Anleger eine Gruppe von Menschen, die für Pressefreiheit demonstrieren. Vor dem Sitz des Präsidenten wieder eine Demonstration älterer Menschen. Fjodorow, der Präsident und frühere Justizminister Rußlands, geht in der Pressekonferenz auch darauf ein. „Wenn ich auf diese Leute schaue“, und er meint die alten, die die alten Zeiten wieder herbeisehnen, „freue ich mich“. Er meint damit, daß die Zeit der Sowjetunion mit diesen Alten sterben wird. „Es wird alles gut werden“, ist sein Credo, und er listet auf, was seine Regierung alles schon erreicht hat. 500.000 qm Wohnfläche seien im letzten Jahr ge-

baut worden, 7 Sportler habe sein Land zu den Olympischen Spielen schicken können usw. Aber er verschweigt auch nicht, daß die Konversion der Rüstungsbetriebe sehr schwierig sei und zu hoher Arbeitslosigkeit führe. Auch der allgemeine Maschinenbau liegt zum Teil brach. Die Traktorenfirma, die zu Sowjetzeiten 20.000 Stück produzierte und in den ganzen Ostblock liefern durfte, kann heute vielleicht noch 500 Stück absetzen. In der eigenen Republik ist der Bedarf gleich null.

Angesprochen auf Tschetschenien und den Ex-General Lebed und dessen zukünftige Chancen, sagt Fjodorow, er habe kürzlich mit Lebed persönlich gesprochen und einen besseren Eindruck als erwartet mitgenommen, er sei angenehm überrascht und wünsche Lebed viel Erfolg. Der Krieg in Tschetschenien sei einer der größten Fehler der neueren Geschichte. Die Tschetschenen hätten Pech gehabt mit Dudajew und litten unter der Eindimensionalität der Generäle. Kein anderer Weg als Verhandlungen führe zum Ziel. Die tschetschenischen Stämme müßten an einen Tisch, aber es würde wahrscheinlich noch jahrzehntelang geschossen, selbst wenn eine politische Lösung gefunden würde. Es sei eine lange Geschichte und werde eine lange Geschichte bleiben.

„Wir versuchen, die Sowjetstädte zu normalen Städten für normale Menschen umzubauen“, sagt Fjodorow, und er will unumkehrbare Bedingungen für ein normales Leben schaffen. Der Sowjetmensch in seinen Sowjetstädten habe ausgedient und der homo sowjeticus müsse wieder dem homo sapiens weichen. Und der Reformier Fjodorow tut offensichtlich einiges dafür.

Am Wolgakai sind Hochzeitsgesellschaften, die sich von wartenden Fotografen ablichten lassen. Zwei unserer russischen Kollegen baden in der Wolga und das Eis schmeckt wunderbar. Am Abend geht es weiter nach Kasan, der Hauptstadt der Republik Tatarstan.

Tatarstan ist in der Rußländischen Föderation ein Sonderfall, und ich will deshalb auf die politische, wirtschaftliche und religiöse Situation ein wenig, eingehen. Tatarstan ist von Größe und Einwohnerzahl direkt vergleichbar mit dem Gebiet Nishnij Novgorod. Aber die Bevölkerungsstruktur ist anders. 48 % der Bevölkerung stellt die Titularnation, die Tataren. 43 % sind Russen, 4 % Tschuwaschen. Und die Tataren sind Muslime. Christentum und Islam stehen sich also hier direkt gegenüber.

So werden in der Pressekonferenz mit Mintimer Schai-

mijew, dem Präsidenten, auch Fragen nach diesem Verhältnis und nach islamischem Fundamentalismus gestellt. Die Religionen seien ein wichtiger Stabilisierungsfaktor im Land, und das Vorhandensein zweier Religionen schütze vor islamischem Fundamentalismus. Nährboden für islamischen Fundamentalismus sehe er in Tatarstan auch nicht. Wichtig ist ihm, daß die Bevölkerung nicht verarmt. Deshalb ist er stolz darauf, daß der gesetzliche Mindestlohn in Tatarstan viel höher als im übrigen Rußland ist. Er beklagt, daß die Zentralregierung keine strategischen Pläne für die Reform habe. „Zur Zeit leidet die ganze Wirtschaft an die Mangelheit von Geldmasse“, sagt uns der nette Dolmetscher, der aber, wenn's komplizierter wird, oft an die Grenze seines Wortschatzes kommt. Dann springt Boris Chlebnikow ein, Germanist und Übersetzer, Teilnehmer unserer Reise, der Gespräche lenkt, Kontakte vermittelt, im Hintergrund organisiert.

Wirtschaftlich gesehen steht Tatarstan trotz Korruption einigermaßen passabel da, da die Republik eines der Zentren der petrochemischen Industrie im Wolga-Ural-Erdölgebiet ist und über Maschinen- und Lkw-Kombinate sowie Nahrungs- und Textilindustrie verfügt. Im März 1996 wurde der durchaus populäre Schaimijew mit rund 90 % der Stimmen wiedergewählt.

Die Republik Tatarstan hatte im Zuge der beginnenden Erosion der Sowjetunion nach einem Status als Unionsrepublik gestrebt und im August 1990 ihre Souveränität erklärt. Die Unterzeichnung des Unionsvertrages Gorbatschows knüpfte Tatarstan an die Anerkennung des Status als Unionsrepublik. Der Unionsvertrag kam aber nicht mehr zustande, die Sowjetunion zerfiel. Das Land boykottierte dann das Referendum vom März 1991 über die Einführung des Präsidialsystems in der Russischen Föderation sowie die Präsidentenwahl in der damaligen RSFSR (Wahl Jelzins), weil es sich nicht mehr als Teil der RSFSR ansah.

Statt dessen wurde am selben Tag Mintimer Schaimijew als einziger Kandidat mit 75 % zum Präsidenten Tatarstans gewählt. Folgerichtig lehnte Schaimijew Jelzins neuen Föderationsvertrag ab und pokerte um größtmögliche Selbständigkeit. Es gelang ihm auch, erhebliche Sonderrechte im Vergleich zu anderen Teilen der Russischen Föderation durchzusetzen. 1994 schließlich wurde dann nach langem Tauziehen die weitgehende, vor allem finanzielle Autonomie vertraglich besiegelt.

Der Vertrag steht nach Meinung Schaimijews über den Verfassungen der Russischen Föderation und Tatarstans. Das muß er auch. Er verstößt nämlich ganz offensichtlich gegen beide Verfassungen. Aber dies gehört wohl zum Weg Tatarstans und Schaimijews, der einen geschickten Kurs gegenüber der Zentrale in Moskau steuert.

Die eigenartigste Begegnung ist die mit dem Mufti von Kasan, dem religiösen Oberhaupt der Tataren. Als wir den Sitz des Mufti betreten, erklärt uns sein Stellvertreter, der Mufti sei noch auf dem Weg von Moskau hierher. Der Stellvertreter in seinem schönen Gewand und Turban zeigt uns die Moschee und lädt uns dann zum Gespräch ein. Das geht so eine Weile, bis ein unscheinbarer Mann in dunkler Hose, weißem Hemd und schwarzer Kopfbedeckung den Raum betritt.

Das ist der Mufti. Und er erklärt uns, die Regierung habe ihn nicht in Kenntnis gesetzt über unser Kommen. Er sei jetzt zufällig da. Einmal mehr, daß man die Situation nicht sicher einschätzen kann. Der Mufti nutzt die Situation und nimmt uns für sich ein, bestätigt auch gleich die Information, daß er beklagt sei, von einem kriminellen Geld angenommen zu haben. Er wisse nicht, woher das Geld komme und könne das auch nicht prüfen. Ganz anders als der Metropolit in Nischnij versteht er sein Amt durchaus politisch. Er steht auch einer Bewegung vor, für die er politische Macht reklamiert. Deutlich wird er ganz zum Schluß, als er sagt, warum solle seine Bewegung nicht auch einmal den Präsidenten stellen können. Oder einen Minister, schwächt er gleich wieder ab. Die Zielrichtung seines Handelns ist klar geworden. Das führt natürlich zu Rangeleien mit dem Präsidenten. Das ist auch der Grund für die Klage gegen ihn, meint er. Wenn eben nicht doch die tags darauf von einem russischen Journalisten geäußerte Behauptung stimmt, der Mufti von Kasan sei das Haupt einer kriminellen Vereinigung.

Auf der Rückfahrt legen wir noch einmal an und betreten den Boden der Republik Mari Ei. Die Stadt Kazmodemjansk mit 25.000 Einwohnern ist übel dran. Zwei große Elektronikwerke stehen still. Die Hälfte der Bevölkerung ist arbeitslos. Der Bürgermeister bittet uns um Rat, was er tun soll. Betretenes Schweigen und Achselzucken ist die Antwort.

In der Straße stehen wunderbare alte Holzhäuser, die von vergangenem Reichtum zeugen. Wer soll sie besuchen, wo doch der Tourismus auf der Wolga auch nicht mehr

floriert? Die schnellen Tragflügelboote vom Typ Raketa liegen mehrheitlich in den Trockendocks.

Und dem Weg, den Lenin am Ende der Straße mit der ausgestreckten Rechten weist, kann man nicht mehr folgen. Wie zum Trotz ist der Lenin erst kürzlich mit silberner Ofenrohrfarbe angemalt worden. In dieser Montur sieht er erst recht aus, als komme er von einem anderen Stern.

Zurück in Nishnij, bleibt uns noch ein Tag zu Besichtigungen und Gesprächen. Das Hotel, dessen ungleich hohe Treppenstufen mich schon gar nicht mehr zum Stolpern und zu kritischen Überlegungen zur Baukunst in Rußland bringen, wirkt nach der Rückkehr aus Kasan nun schon heimisch.

Am nächsten, dem letzten Tag der Reise finden wir uns also wieder am Flughafen ein, warten auf den Flieger aus Samara, der uns aufnehmen soll, lassen die Eindrücke Revue passieren, stellen fest, daß vieles klarer ist, die Mosaiksteinchen des Bildes feiner sind. Manches erscheint auch undeutlicher, als wäre man zu nahe dran gewesen oder immer noch zu weit weg.

Als wolle sich das Flugzeug noch richtig von Nishnij und der Wolga verabschieden, hebt es später unter heftigem Flügelschlagen von der Piste ab. Daß die Ursache für die ungewöhnliche Flügelbewegung in der allzu welligen Startbahn liegt, mag die richtige Erklärung sein, das Bild vom großen Vogel, der auf seine Weise „Auf Wiedersehen“ sagt, paßt zu einer Reise nach Rußland besser.

## Rußlands ökonomische und politische Zukunft

4. November  
Weingarten  
83 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

5. November  
Stuttgart-Hohenheim  
75 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Gebhard Fürst  
Dr. Rainer Öhlschläger

*Referentin/Referent:*  
Dr. Tatjana Jarygina, Moskau  
Dr. Grigorij Jawlinskij, Moskau

Nach seinem ersten Besuch im Jahre 1993 besuchte der Kandidat der Jabloko-Partei im russischen Präsidentschaftswahlkampf 1996 die Akademie zum zweiten Male. Auf dem Programm stand eine von der Akademie ver-



mittelte Vereinbarung zwischen dem Behindertenzentrum Stiftung Liebenau und entsprechenden Einrichtungen in der russischen Stadt Pensa.

Anläßlich dieses Besuches fanden mehrere von der Akademie veranstaltete Treffen statt.

Südkurier, 6. November 1996

## „Ich wünsche dem Präsidenten alles Gute“

### Der Demokrat Grigori Jawlinski über Jelzins Schwächen und seine Ambitionen

Von Südkurier-Redakteur Dieter Löffler

Grigori Jawlinski gehört nicht zu jenen Erbschleichern, die sich um das Krankenbett Boris Jelzins scharen, Anteilnahme heucheln und insgeheim auf ihre Stunde warten. Der Frontmann der russischen Demokraten hat es vorgezogen, in diesem dramatischen Augenblick Moskau zu verlassen und die Herzoperation des Präsidenten von Deutschland aus zu verfolgen. Das ist keine Flucht und erst recht keine Kapitulation: Seinen Wunschtraum, eines Tages der Russischen Föderation als Präsident vorzustehen, hat der 44jährige Reformier noch nicht aufgegeben – auch wenn er bei den Wahlen am 16. Juni mit 7,4 Prozent der Stimmen abgeschlagen auf dem vierten Platz landete.

„Ich wünsche dem Präsidenten alles Gute“, bemerkt der Jelzin-Kontrahent denn auch kurz und bündig – viel mehr will er zu diesem Thema nicht sagen. Die Zuhörer im oberschwäbischen Weingarten, wo Jawlinski auf Einladung der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart sprach, nehmen ihm ab, daß er den Genesungswunsch ehrlich meint. Der Mann vorne am Rednerpult mag ein knallharter Politiker sein, vielleicht sogar ein ausgefuchster Taktiker. Ein Lügner und Ränkeschmied indessen, wie viele andere im Moskauer Machtzirkus, ist er keinesfalls.

Weitere Nettigkeiten hat Jawlinski für den kranken Präsidenten nicht übrig. Einerlei, wie die Operation verlaufe – Jelzins Zeit sei längst vorüber, befindet er nüchtern. Rußland sei seit den Wahlen ein Staat ohne Oberhaupt, alle drängenden Probleme blieben liegen und harren ihrer Lösung. „Jelzin macht nichts gut und nichts schlecht, sondern überhaupt nichts“, lautet sein giftig-treffendes Fazit.

Und an unerledigten Aufgaben mangelt es wahrlich nicht in Jawlinskis Heimat. Der Gast aus Moskau, von Haus aus Volkswirt, nennt nur die wichtigsten: Ein Ende der wirtschaftli-

chen Depression ist nicht in Sicht, die politischen Eliten sind unfähig und korrupt, Rentner und Staatsbedienstete warten monatelang auf ihr Geld, die Unzufriedenheit in der Armee wächst bedenklich. Und schließlich – Jawlinski hebt seine Stimme – habe Jelzin das Land in einen Krieg gestürzt, den das russische Volk vom ersten Tag an gehaßt habe. „Unsere Führung hat mit Demokratie nichts gemein“, sagt Jawlinski mit warnendem Unterton in der Stimme.

Das ist auch als Seitenhieb auf jene Politiker im Westen zu verstehen, die in Jelzin den Garanten für Demokratie und Marktwirtschaft sehen. Die Wahlkampfhilfe für seinen politischen Rivalen nimmt Jawlinski vor allem dem deutschen Bundeskanzler übel. Jelzin bedingungslos zu unterstützen, sei ein Fehler gewesen, der sich nun bitter räche. Nicht einmal zu Tschetschenien habe Helmut Kohl mit Rücksicht auf den angeschlagenen Amtsinhaber etwas gesagt – „und das ist keine Hilfe für Rußland“.

Solche Worte verfehlen vor westlichem Publikum ihre Wirkung nicht. Jawlinski kommt an in Weingarten. Seine Analysen, Schlußfolgerungen und leisen Vorwürfe stoßen bei den Zuhörern kaum auf Widerspruch.

Doch Deutschland ist nicht Rußland, Oberschwaben nicht der Ural. Warum will es einem klaren Kopf wie Jawlinski nicht gelingen, die Mehrheit seiner Landsleute hinter sich zu scharren? Der Wortführer der russischen Demokraten hat keine befriedigende Antwort auf diese Frage. „In unserem Land gab es nie einen gesellschaftlichen Dialog“, erläutert er und sucht die Gründe seines Scheiterns nicht bei sich, sondern bei den Wählern.

Doch vielleicht sind die Ursachen seiner Wahlniederlage viel profaner. Auch das Rußland von heute ist eine Fernsehdemokratie, in der Oberflächliches oft mehr zählt als Tiefgründiges. Jawlinski, das zeigt sein Auftritt in Weingarten, ist kein Politiker, der eine Menschenmenge mitzureißen vermag. Sein Redefluß plätschert ohne Höhepunkte dahin – kein Vergleich zu Alexander Lebed, dessen vollröhnender Baß aus den Kniekehlen zu kommen scheint. Frustrierte Wähler, da macht Rußland keine Ausnahme, verlangen schlichte Antworten. Und die kann ein Kopfmensch wie Jawlinski nicht bieten.

Dennoch gibt sich Moskaus einziger Demokrat von Rang nicht geschlagen. Die junge Generation wolle im Kreml endlich andere, unverbrauchte Gesichter sehen, meint Jawlinski und redet sich selber Mut zu: „Uns gehört die Zukunft.“ Folglich will er eine abermalige Kandidatur um das höchste Amt im russischen Staat nicht ausschließen. Auf einen Erfolg wird er vermutlich noch lange warten müssen.

## **Grigori Jawlinski und der andere Weg, Reformen in Rußland herbeizuführen**

### **Geld vom Westen löst nicht alle Probleme**

#### **Der 44jährige Wirtschaftsexperte kritisiert in Stuttgart mangelnde Kontrolle im atomaren Bereich**

Von unserem Redaktionsmitglied Sabine Klotzbücher

STUTT GART – Vergangene Woche nahm sich der Direktor des russischen Atomzentrums in Tscheljabinsk-70 das Leben. Seit drei Jahren hat die Einrichtung in der streng abgeriegelten Wissenschaftsstadt im Ural keine Mittel mehr bekommen, um die Sicherheit aufrechtzuerhalten. Für die letzten sechs Monate konnte der Chef seinen Mitarbeitern nur noch 50 Dollar Lohn auszahlen. „Man kann sich vorstellen, was aus einer solchen Lage entstehen kann“, sinniert der Reformpolitiker Grigori Jawlinski. „Mangelnde Kontrolle im atomaren Bereich, unbekannte Lage bei den biologischen und chemischen Waffen: Das weckt Zweifel an jenen, die behaupten, Rußland werde automatisch reformiert.“

Der 44jährige renommierte Ökonom, zur Zeit Gast der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, ist sich sicher: „Der Selbstmord geschah, um die Aufmerksamkeit auf die Probleme zu lenken.“ Und derer gibt es genug im sich wandelnden Riesenreich. Neben fehlender Kontrolle im Sicherheitsbereich sind die hohe Arbeitslosigkeit, Armut und Inflation die bekanntesten. Ganze Branchen – vom Arzt bis zum Bergarbeiter – arbeiten über Monate, ohne daß sie dafür Geld sehen. Doch die vielbeschworenen Reformen interessierten die heutigen Machtkreise im Kreml schon lange nicht mehr, nachdem sie zu eigenen Gunsten umgesetzt worden seien. Längst hätten die Politiker vergessen, über die Probleme des Volkes nachzudenken. Jawlinski sieht denn auch eine große Gefahr, daß sich die „korrupten, überkriminalisierten Elemente im Land durchsetzen“.

Nach Einschätzung des 44jährigen, der die Duma-Fraktion „Jabloko“ anführt und bei den Präsidentschaftswahlen im Juni 7,42 Prozent der Stimmen erhielt, herrscht an der Moskwa keine Bürgerregierung. „Jelzin modelliert die Macht um sich herum, bestehend aus einer Mannschaft, deren Mitglieder sich gegenseitig die Waage halten.“ Dies fördere allerdings keineswegs die Lösung von Problemen. Im August habe der wiedergewählte Präsident als stärkste Person in der Föderation die Möglichkeit gehabt, eine „politisch unabhängige“ Regie-

rung berufen zu können. Nun wäre es „sehr schwer, da wieder rauszukommen“.

Aber auch der Westen verschließe die Augen vor der Realität. „Kein Russe hat jemals von einem westlichen Führer gehört, daß man auch seine Sorgen versteht“, kritisiert Jawlinski. Dabei höre man gerade auf die Worte der Deutschen sehr genau. Doch Jelzin spreche nur davon, „daß sie Geld bereitstellen“. Wohin die Summen flössen, wisse indes niemand. Jawlinski: „Wir brauchen Kontakte und Gespräche mit Europa. Eine reine Leasing-Beziehung ist keine Basis.“ Schließlich sei Rußland sehr reich, allein die Erlöse an Öl- und Gasverkäufen genüchten, um den Aufschwung herbeizuführen. Doch diese Gelder würden „zwischen drei, vier Klans verteilt“. Jawlinski, Leiter des „Zentrums für ökonomische und politische Studien (Epicenter)“ – das Institut beliefert Firmen und die Politik mit Dossiers zur politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lage in Rußland –, zeigt sich bereit, erneut für die Präsidentschaft in Rußland zu kandidieren. „Aber nur, wenn wir eine Koalition eingehen können, ohne daß wir unsere Wertvorstellungen aufgeben müssen“, versichert er. Das klingt glaubwürdig. Bei den Verhandlungen über eine Regierungsbeteiligung von „Jabloko“ nach Jelzins Wahlsieg bestand Jawlinski auf neuen Strukturen. Sie waren nicht erwünscht. „Was daraus wird, wenn eine Koalition prinzipienlos wird, hat man an Lebed gesehen: Jelzin hat ihn nur benutzt, um ihn bei der ersten Gelegenheit wieder wegzurufen.“



# Im Dialog mit der Landschaft

## Die Sommerakademie „Kunst und Kultur im Bodenseeraum“ 1990–1996

Nicht (mehr) so nah liegt Weingarten am See, daß er Kuppel, Türme und Fassade widerspiegeln könnte. Es müßte sonst ein majestätisches Bild sein, wenn er glatt und ruhig liegt. Doch schon beim leisesten Kräuseln würde das Widerbild ein falsches – rokokohaft verspieltes – Zeugnis ablegen gegen das fast strenge barocke Maß. Lassen wir also beide, Weingarten und den See, wo sie sind. Früher freilich reichte der poröse Klosterleib Weingartens (noch) hart ans Seeufer heran: mit seinem Priorat Hofen („Schloß“ und „Schloßkirche“ Friedrichshafen seit dem Fall an das württembergische Königshaus), dessen Linien der See – maßgenau oder vom Windspiel verzerrt – noch immer zurückwirft.

Der See als langgestreckte Klammer der Landschaften ringsum, das Land darum als Rahmen, als Fassung eines glitzrigen Riesen-Topas, wenn man mit den Vögeln fliegen könnte ...

Aber wie wird die umgebende *Landschaft* zum Thema einer Akademie? Wer in den vier kirchlichen Akademien unseres Landes „Landmarken“ sieht, Landmarken im Dialog über gesellschaftliche, politische, kulturelle und kirchliche Problemlagen, sieht sie ja grundsätzlich richtig. Aber die *Landschaft* vor ihren Haustüren?

Jede Akademie nimmt sie anders wahr. Unser Tagungshaus Weingarten verlockt dazu, sie intensiv aufzunehmen, uns extensiv auf sie hin zu öffnen, dort nicht nur angesiedelt, sondern eingesiedelt zu sein darin. Ist doch unser Tagungshaus mit seinem barocken Ambiente – ein Flügel der ehemaligen Reichsabtei – selbst ein Detail seiner Landschaft.

Mit mancherlei ließe sich diese „Einsiedelung“ belegen – bis hin zu entrüsteten Aufschreien, wenn einmal etwas als Störung der umgebenden Gemütlichkeit, gar als Attacke gegen die „Heiligkeit“ des Martinsbergs wahrgenommen wird (was bei unseren Bildhauer-Symposien alle zwei Jahre beispielsweise selten ausbleibt). Nicht alles,



*Weingarten (Zeichnung: Elfriede Roth)*

was die Landschaft entweder aushält oder selbst gibt, gefällt den Leuten. Man liebt sich nicht nur ..., aber doch vorwiegend.

Vom möglichen Mancherlei sei hier die alljährliche „Sommerakademie“ genannt, in den sommerlichen Tagen anfangs oder Mitte Juli. Ihren engen Bezug zur Landschaft benennt der Reihentitel „Kunst und Kultur im Bodenseeraum“ nicht unabsichtlich und nicht umsonst. Er will das Heitere und Weite des Raums weiterschwingen, seine Luft zum Schnuppern geben und einen Strahl seines Lichts aufblitzen lassen. Das konkrete Thema wechselt von Jahr zu Jahr. Die Landschaft gibt Themen ja fast unerschöpflich vor. Immer sind es solche, die der oberschwäbische Raum bzw. die Gegenden um den Bodensee von sich aus nahelegen. Zur Bedrängnis geriete eher ihre Fülle denn der Mangel daran. Doch fährt man in dieser Landschaft auch mit der Beschränkung auf Exemplarisches noch genügend Scheuern voll. Unsere Sommerakademie: unser Dialog mit der Landschaft.

Seit 1990 bieten wir sie mit schönem Erfolg an: als anspruchsvolles Bildungs- und Kulturprogramm im Wechsel von Vorträgen und Exkursionen, das für Freizeit und

Muße Raum läßt (wenn mitunter auch nur eine Ritze) – eine „leichte“ Form mit anregender und informativer Füllung.

Die Themen der vergangenen Jahre:

#### *1990: Buch- und Literaturkultur*

Der Bodenseeraum mit seiner Drei-Länder-Nachbarschaft zählt zu den schönsten Landschaften Deutschlands. Darüber hinaus hat seine kulturhistorische Bedeutung seit dem frühen Mittelalter europäischen Rang. Wesentlich geprägt wurde der Bodenseeraum, bis hin zum Barock, durch seine Baugeschichte, und er ist es bis heute durch seine Buch- und Literaturkultur.

Daraus als aus einem reichen Schatz der Kultur des Bodenseeraums konnte unsere Sommerakademie auswählen – ein weites Feld, wie sich zum guten Anfang zeigte.

#### *1991: Barocke Bildkunst*

Durch Grenzen geteilt und doch Länder verbindend, zählt der Bodenseeraum zu den alten Kernlandschaften Mitteleuropas. Durch ihre Entwicklung seit dem frühen Mittelalter von kulturhistorischer Bedeutung ersten Ranges, ist diese faszinierende Kulturlandschaft bis heute geprägt von den Zeugnissen einer großen Vergangenheit, dabei aber erfüllt von einer lebendigen Gegenwart. Von Norden her zeigt sich Oberschwaben als barock geprägte Sakrallandschaft; Kirchen, Kapellen, Bildstöcke und Wegkreuze sind die Koordinaten dieses „hügeligen Landes vor dem großen See“.

Solche gegenreformatorisch inspirierte Bilderpracht steht in deutlichem Kontrast zur kargen, bilderfeindlichen Welt der Reformation, wie wir sie – die Vorstellung vom „Bodenseeraum“ etwas dehnend – weiter im Süden, in Zürich finden. Heute bietet dieses Zentrum der deutschsprachigen Schweiz hervorragende Möglichkeiten zur Begegnung mit moderner Kunst.

Im Mittelpunkt stand diesmal die Auseinandersetzung mit dem Bild: mit der religiösen Bildwelt der Vergangenheit, speziell des Barock, aber auch mit der Bildkunst der Gegenwart.

#### *1992: Alemannien*

Das Land um den großen See – mare Suevicum, „Schwäbisches Meer“ –, seit dem frühen Mittelalter ein kulturhistorisches Zentrum europäischen Ranges, ist bis heute

geprägt von den Zeugnissen einer großen Vergangenheit, dabei erfüllt von einer lebendigen Gegenwart. „Alemannien oder Schwaben“ – so spricht Walahfrid Strabo, im 9. Jahrhundert Abt der Reichenau, den Siedlungsraum an, dessen Genese, weiterer Entwicklung und Wirkmächtigkeit bis heute wir ein wenig nachgehen wollten.

Anlaß dazu bot auch der 40. „Geburtstag“ unseres Landes Baden-Württemberg: eine staatliche Neuschöpfung der Nachkriegszeit auf der Grundlage der napoleonischen Umgestaltung und jüngerer Traditionen aus dem 19. Jahrhundert; doch auch ein Land, das sich einem älteren Erbe verpflichtet weiß: dem des territorial zersplitterten „Flickenteppichs“ im Südwesten des Alten Reichs mit seiner politisch-kulturellen Vielgestaltigkeit und eben – noch weiter zurückreichend – den schwäbisch-alemannischen Wurzeln, die die Menschen im Kernbereich und Südtel des Landes (den fränkischen Norden ausgenommen) mit ihren Nachbarn in Bayerisch-Schwaben, in Vorarlberg, in der Schweiz und im Elsaß verbinden.

#### *1993: Judentum einst und jetzt*

Die Landschaften rund um den Bodensee haben auch eine jüdische Geschichte. Zu ihrem vollen Erbe gehören jüdische Kunst und Kultur. Jüdisches Leben hat hier mindestens seit dem Hochmittelalter seine bestimmten – wenn auch wechselnden – Orte und sein – wenn auch oft prekär – verbrieftes Recht. Es reicht weit über eine historische Episode hinaus.

Auf die Bodenseeregion bezogen, lenkte das Thema „Judentum einst und jetzt“ den Blick auf die „Alemannia Judaica“ in den drei Ländern um den See: deren Geschichte, Kultur, regionale Individualität und lokale Ausprägung. Zurecht läßt sich von einem landsmannschaftlich bodenständigen alemannischen Judentum sprechen: einer Lebenswelt mit eigenen Traditionen und alemannisch durchfärbter Mentalität, auch eigenständigen kulturellen und künstlerischen Äußerungen. Schmerzlich ist, daß der Blick heute dabei nur noch auf eine in schrecklichen Schlägen untergegangene Welt fallen kann.

Die Erinnerung an den vormaligen Beziehungsreichtum und die einstige kulturelle Vitalität des alemannischen Judentums kann die Last unserer Geschichte, besonders der jüngeren, nicht tilgen. Unsere Einladung zur Wiederentdeckung verstand sich aber bewußt als Beitrag zur Entwicklung einer „anamnetischen Kultur“, die der dop-

pelten Vernichtung (zuerst durch den massenhaften Mord, dann durch die Auslöschung der Erinnerung daran und an das, was vorher war) den lebendigen Geist und die widerständige Kraft des Gedächtnisses entgegenhält.

„Kunst und Kultur ...“ – das Erbe der „Alemannia Judaica“ erlaubte, diese Heiteres und Beschwingtes konnotierende Überschrift auch über unsere Sommerakademie 1993 zu stellen, zu der wir in freundlicher Verbindung mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Begegnung in Oberschwaben e.V. eingeladen hatten.

Aus dieser Sommerakademie ging als Publikation hervor:

*Jüdisches Leben im Bodenseeraum. Zur Geschichte des alemannischen Judentums mit Thesen zum christlich-jüdischen Gespräch, hrsg. von Abraham P. Kustermann u. Dieter R. Bauer, Ostfildern (Schwabenverlag) 1994 (ISBN 3-7966-0752-7).*

Das mit einer stattlichen Zahl positiver Rezensionen bedachte Buch bietet Informationen über die einst übergreifend verflochtene alemannisch-jüdische Geschichte in den Bodenseesprengeln von Baden, Württemberg, Bayern, Vorarlberg und der Schweiz. Alte „Judenorte“ wie z.B. Laupheim, Gailingen oder Hohenems werden unter exemplarischen Gesichtspunkten vorgestellt. Großen Raum nehmen Themen der Kunst- und Kulturgeschichte sowie des religiösen Lebens und der christlich-jüdischen Nachbarschaft ein. Dabei wird unter anderem erinnert an die Künstler Jakob Picard (Literatur), Friedrich Adler (Bildende Kunst), Salomon Sulzer (Musik) und den Bildungsreformer Marcus Getsch Dreifuss. Weitere Beiträge gelten der regionalen jüdischen Architektur und Baukunst sowie der „Aufarbeitung“ und Präsentation der versunkenen Welt des alemannischen Judentums im Jüdischen Museum Hohenems heute. Nicht versteckt, sondern ausdrücklich thematisiert sind Verfolgung und Vernichtung 1933 bis 1945 sowie die schwierige Situation des jüdisch-christlichen Dialogs heute, speziell in Deutschland, zu der sich Landesrabbiner Joel Berger (Stuttgart) mit pointierten Thesen äußert.

*1994: Herrschaft – Häuser – Residenzen*

Oberschwaben, ungefähr das Land zwischen Donau, Iller und Bodensee, wurde im 12. Jahrhundert ein Kernland des Herzogtums Schwaben, als Teil staufischer Herrschaft

fest eingeschlossen in das Reich; in neuerer Zeit, nach der napoleonischen Neuordnung, wurde dann die eine Hälfte – unter dem Namen „Oberland“ als Einheit begriffen – ins Königreich Württemberg integriert, die andere fiel an Bayern. Dazwischen, seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert, entwickelte sich eine politische Landschaft, die auf der Karte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation an dessen Ende zu den buntesten Flecken gehörte. Hochstifte und Klöster, Fürstentümer und Ritterherrschaften, Reichsstädte und Landstädte, freie Bauernschaften und ländliche Gemeinden standen nebeneinander und in gegenseitigen Abhängigkeiten. Als prägend erwies sich die Kleinräumigkeit des Politischen – die geistlichen, adeligen und städtischen Herrschaften umfaßten oft nur wenige Dörfer –, aber auch das „Experimentieren mit neuen Formen des Politischen: Hier sind die Bauernkorporationen in Form der ‚Landschaften‘ entstanden, hier suchte sich die Reformation gesellschaftlich revolutionär zu entfalten, hier hat die barocke Kultur des Absolutismus eine eigenartig paternalistisch geprägte und landschaftlich kontrollierte Ausprägung gefunden“ (Peter Blickle). Einen besonderen, oft übermächtigen Einfluß übte Habsburg-Österreich aus, der größte Territorialherr in diesem Raum und vor dem Hintergrund der Stammlande und der Kaiserwürde unbestreitbar der wichtigste Machtfaktor. Die Landvogtei Oberschwaben mit dem Mittelpunkt in Altdorf (seit 1865 Stadt Weingarten) blieb von 1486 bis 1805 in habsburgischer Hand.

Von unserem Tagungshaus in Weingarten aus wollten wir Oberschwaben in seiner historisch-politischen Prägung ein wenig erschließen; die Stichworte „Herrschaft – Häuser – Residenzen“ konnten Orientierungsmarken dafür abgeben.

*1995: DurchGänge – DurchBlicke*

Einen runden Kopf hat der Mensch. Und das ist gut so! Wohl nicht ohne Grund hat die Natur das so gewollt. Nur was rund ist, kann sich drehen und wenden. Wie sonst sollte es möglich sein, nach allen Seiten über den Tellerand zu schauen?

„DurchGänge“ bieten die Möglichkeit, geistig wie körperlich, aber auch zeitlich wie räumlich Zusammenhänge zu durchdringen. „DurchBlicke“ schaffen Transparenz, lassen – wie bei übereinandergelegten Folien – durch

eines hindurch das andere sehen. Wer den Blick nach vorne richten will, muß zurückschauen können. Wer fragt, bekommt Antworten. Antworten liefern nicht nur An-Sichten, sondern auch Standpunkte. Daß je nach Standpunkt die Ansichten unterschiedlich ausfallen, hat mit dem ästhetischen und intellektuellen „Einfallswinkel“ zu tun.

Ziel der Sommerakademie 1995 war es, nicht nur an die ewig gültige Relativität der Ansichten und Standpunkte zu erinnern, sondern auf die Notwendigkeit des „bewegten Blickes“ hinzuweisen: Die Wahrheit des Schönen erschließt sich – wenn überhaupt – nur aus dem Plural des Schönen, aus der Versetzung des im Fluß der Zeit nacheinander Geschaffenen in die Gleichzeitigkeit vor dem Auge des Betrachters, in realen und imaginierten Durchblicken und DurchGängen durch Sein und/oder Schein des Schönen – wie es auf der oberschwäbischen Seite des Bodensees (und den anderen) allenthalben am Wege liegt bzw. sich in unser Weingartener Tagungshaus hereinholen ließ.

#### *1996: Frauengeschichte(n)*

„Nun muß ich sitzen fein und klar, / Gleich einem artigen Kinde, / Und darf nur heimlich lösen mein Haar / Und lassen es flattern im Windel!“ – Ein Frauenschicksal, angedeutet nur, das man wie kein anderes mit dem Bodensee verbindet. Ihr, die hier spricht, war allerdings nur ein Streiflicht gewidmet: Annette von Droste-Hülshoff. Der Frauen-Geschichte rund um den See galt 1996 unser erkundender Blick, aufgegriffen teils in exemplarischen Situationen realer Frauengeschichte, teils aus vernünftigen bis erinnerungswerten „Frauengeschichten“, das meint:

– Leben, Werk und Wirkung einzelner Frauen über die Jahrhunderte hin – bekannter und weniger bekannter, „großer“ wie „weniger großer“;

– Frauenbewegungen und -gesellschaften mit geistlichen, politischen, gelegentlich auch verdächtigen Zielen;

– patriarchalische Vorkehrungen gegen Emanzipation und Mit- bzw. Selbstbestimmung der Frauen ...

Dabei war viel zu entdecken, nicht nur durch Überraschungen im Vortragssaal oder am Ziel der Exkursionen. Am meisten vielleicht durch die Schärfung unserer Aufmerksamkeit für gesellschaftliche, politische und kultu-

relle Entwicklungen, die in unserer Zeit schlicht irreversibel geworden sind. Vielleicht stehen wir ja erst am Beginn einer tiefgreifenden Transformation unserer gesamten Wahrnehmung: Hat sich nicht unser aller Blick in den letzten Jahren dahin umgeprägt, daß er entschieden „weiblicher“ sieht?

Das Programm der Sommerakademie 1996:

#### *Beginnen im Bodenseeraum*

Zur religiösen Frauenbewegung im Mittelalter  
Dr. Andreas Wilts, Donaueschingen

#### *Ursula von Hohenfels (14. Jahrhundert): Mutter zweier Deutschordens-Hochmeister*

Dr. Casimir Bumiller, Bollschweil

#### *Exkursion*

#### *Karriere zwischen Bregenzer Wald und Rom: die Malerin Angelika Kauffmann (1741–1807)*

Führung im Vorarlberger Landesmuseum Bregenz  
Dr. Helmut Swozilek

#### *„Blick-Winkel“*

Stadtrundgang auf Frauenspuren durch Ravensburg mit Dorothee Breucker und Gesa Ingendahl

#### *Diebinnen und Räuberinnen am Bodensee*

Frauen in Diebes- und Räuberbanden des 18. Jahrhunderts  
Dr. Andreas Blauert, Halle

#### *Frauen in der Badischen Revolution 1848/49*

Priv.-Doz. Dr. Irmtraud Götz von Olenhusen, Freiburg i. Br.

#### *Zwischen Sahara und Bodensee: Über die Schriftstellerin Harriet Straub / Hedwig Mauthner (1872–1945)*

Dr. Ludger Lütkehaus, Freiburg i. Br.

#### *Caroline Kaulla: eine jüdische Unternehmerin des späten 18. Jahrhunderts aus Oberschwaben*

Dr. Wolfgang Schmierer, Stuttgart

#### *Andreas Grunert: Malerei*

Gang durch die Ausstellung mit Franz Josef Lay, Tettngang

## Exkursion

*Hortense (1783–1837): Stieftochter Napoleons, Königin von Holland*

Führung auf Schloß Arenenberg mit Alfred Thommen

## Frauen der Barmherzigkeit am Bodensee

Geschichte und Wirken des Klosters Hegne und seiner Kreuzschwwestern

Sr. Maria Ruth, Hegne

## Lesung

*Evi Kliemand*

Malerin, Lyrikerin, Schriftstellerin, Publizistin  
aus Triesenberg (FL) / Intragna (CH)

*Vom frühen Frauenstudium in der Schweiz zum späten Frauenwahlrecht in der Schweiz und in Liechtenstein*

Thomas Ernst Wanger, Innsbruck / Vaduz

*Was bewegt Frauen in Ravensburg, in Oberschwaben und drumherum – heute?*

Doris Zieger, Frauenbeauftragte des Landkreises Ravensburg

Die Planung einer Sommerakademie hat immer ihre Wege – und Umwege. Umwege bereiten oft Pein. Daß Umwege sich aber auch einmal ergeben können, wo alle Wege bereits gebahnt und markiert sind, und sich dann ganz unvermutet und glücklich in Zielgerade verwandeln, war eine der Erfahrungen der Sommerakademie 1996. Mit zwei ihrer Programmpunkte waren spezielle Überraschungen verbunden, die chronistischer Erinnerung wert sind und zugleich stellvertretend für manch andere liebsame Überraschung früherer Jahre festgehalten seien.

Die eine ist, daß, während die Planer mit dem Programm schon weit in Gedanken gingen, von einer zufälligen Nennung des Namens Harriet Straub geweckt, durch Beziehungen, wie sie nur das Leben selbst stiftet, sich plötzlich ein Tagebuch-Text der elfjährigen Hedwig Luitgardis Straub, der späteren Harriet Straub/Hedwig Mauthner (1872–1945), ins Spiel brachte, der dann, zunächst ohne tiefere Absicht der primär Agierenden, seinen (Um) Weg vom Kopisten des Texts (das Original ist verschollen)

über (beiläufig geschehene) Vermittlung zu Ohr und Auge des Herausgebers ihrer Schriften schließlich fand, der – eben dabei, einen dritten Auswahlband abzuschließen – in dem erwähnten Text nichts weniger fand als den lange gesuchten, nie zur Hand gehabten „Schlüssel zu Leben und Werk“ der im Meersburger „Glaserhäusle“ verstorbenen Schriftstellerin. – So steht diese Sommerakademie – mit ehrenvoller Erwähnung des oben geschilderten „fatums“, das lateinischer Weisheit gemäß Bücher nun einmal haben – mit am Wege von: *Harriet Straub, Das Mädchen und der Tod. Tagebuch und Testament, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Ludger Lütkehaus, Freiburg i. Br. (Kore Verlag) 1996.*

Die andere war, daß Evi Kliemand, die wir „nur“ zu einer Lesung aus ihren Texten eingeladen hatten (mit nicht einmal besonders süßem Locken: es bedurfte nur eines Ostermontags, der Evi Kliemand zum Entschluß ihrer Zusage kommen ließ, die sie dann bei weiteren Nachfragen in Vaduz, in Triesenberg oder in Intragna mit immer mehr Ideen möblierte zu unserem Glück), ohne die höfliche Frage zu stellen, ob sie als Malerin, Musikkonservatorin, Kulturessayistin oder mit welch anderer ihrer Begabungen vielleicht lieber ihre Rolle gespielt hätte, unserer Sommerakademie nicht nur eine exquisite Auswahl aus ihren Texten (Lyrik und Prosa) las – sondern für diesen Anlaß (und in frühlingbewegter Imagination auf ihn abgestellt) einen eigenen Text verfaßte, die Droste und andere(s) im Blick, den sie dann „fein und klar“, aber gar nicht „gleich einem artigen Kinde“ vortrug.

Wir danken Frau Evi Kliemand freundlich für die Erlaubnis zum Abdruck des Textes zusammen mit Fotogrammen, die für ihre Reihe *Die Schätthin (1988–1991)* in Intragna und Lavadina entstanden und teilweise in ihren Prosaaband *Die Schätthin (oder die Schlangenspur), Lugano (Edizioni Gottardo) 1993*, eingegangen sind.

Evi Kliemand

## Auf Schlangenspuren um den See

Vaduz/Intragna, im April 1996  
mit einem Gruss an die  
Sommerakademie in Weingarten

Meine lieben Damen und Herren,  
„Entwürfe wurden aus Entwürfen reif ...“ Noch in meiner Mädchenzeit hatte ich ein Droste-Buch erworben – und auch aufmerksam drin gelesen, es waren die Gedichte. Wiederbegegnet bin ich ihr vor zwei, drei Jahren anlässlich einer Lesung in Meersburg. Dort, im alten Schloss, hatte ich das Empfinden, die Droste nähme mich beim Ärmel und spielte mit mir zum Zeitvertreib auf den Saiten der Synchronizität. Zudem hatten sich von ihren Texten her Kongruenzen zu meiner *Schättin* ergeben, aus der ich dort las, – im besonderen aber auch sah ich in ihr die Dichterin, die Frau, das zentralste Uferwesen. So ist der See ein Blickfang geblieben. Und auch Geisterreiterinnen waren nicht zu übersehen ...

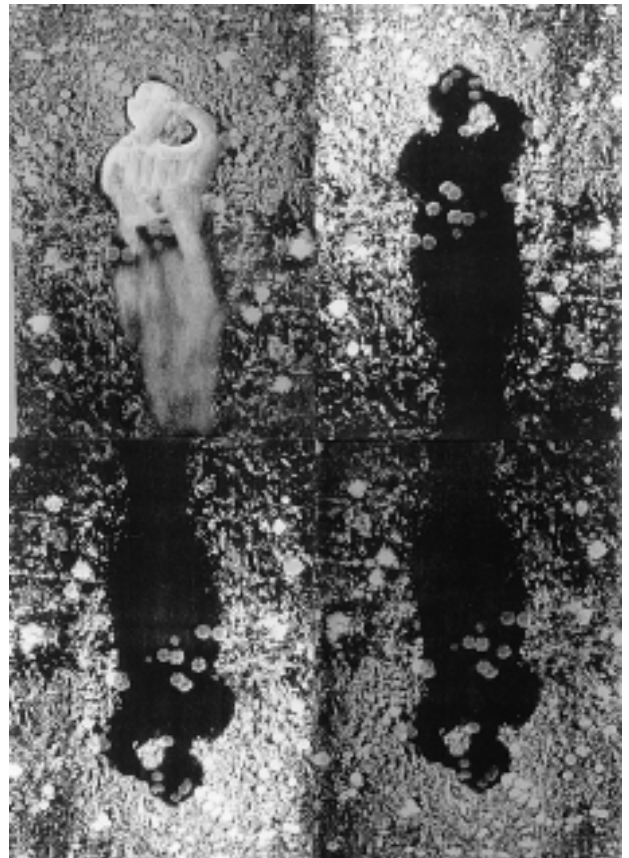
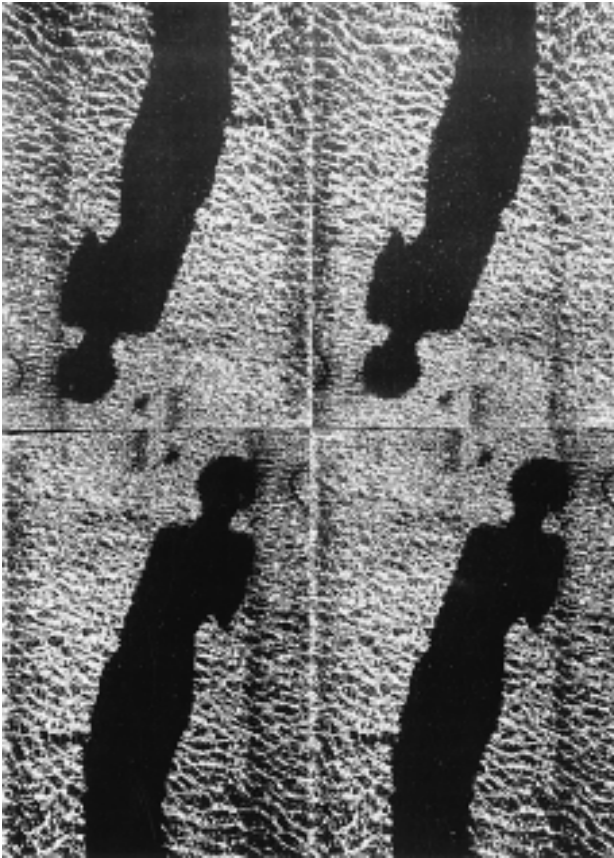
Und schon sind wir bei der Frau in der Kunst- und Literaturgeschichte, es ist, als hätte sie einen Stift gehabt, aber kein Heft, oder sie hatte ein Heft, aber keinen Stift. So ging sie in der Tat als Schatten über die Leinwände und wird nun, obzwar sie vielleicht schmal war, aus der Entfernung besehen immer grösser, eine Riesin, an ihrer Abwesenheit gemessen. Wen das Nichtvorhandensein auszeichnet – ist da. Ist das die alte Geschichte?

Jean Paul hat sich für das Selbstbestimmungsrecht der Frau einzusetzen gewusst. „Warum“, schreibt er, „sollte mich das nicht betrüben? Seh ich nicht jede Woche, wie man Seelen opfert, sobald sie nur einen weiblichen Körper haben? ... Und im Alter hat sie“, wie er bedauert – doch „alls vergessen, was sie in der Morgenröte etwa haben wollte (... ) – und dann schläft sie ruhig und wieder ein“ (Eric Streiff zum 150. Todestag Jean Pauls 1975). Und dann fügt er Hinweise zur Bildung der Mädchen an, und seine *Levana* wird konkret: „nicht elende französische oder musikalische Klimpereie, sondern alles entzieht man ihnen, was aus der Naturgeschichte, Physik, Philosophie, Geschichte, aus Künsten und Wissenschaften ...“ Im Wanderbuch von Gustav Schwab (Passagen finden sich in Peter Fässlers Bodensee-Buch, einem Standardwerk)

lesen wir über Karl Urban Keller, den Maler, der auf seiner Reise nach Höchst – unter den Häusern von Fussach – ging: „Wir trafen häufig Weibsleute an, welche für die Fabriken in St. Gallen auf Mousellinen-Halstüchern Blumen stickten...“ – Oder wie war das mit der Malerin, dem Fräulein Marie Ellenrieder? Freiherr von Wessenberg öffnet ihr zu Konstanz immerhin seine schöne Gemäldegalerie. Und dann viel weiter zurück, diese Burgen und heutigen Ruinen, die noch das Bild einer Frau (doch selten ihre Stimme) zu bewahren wissen. Es müssen nicht immer 11000 Jungfrauen sein wie auf dem Mons Puellarum, dem Mägdeberg, es genügt denn auch schon eine, um die Gemüter und die Odyssee des Mannes von einer Anima zur andern zu bewegen. Und dort will ich etwas einhaken. Denn von jener anderen hohen Fraue im Jahr Eintausend berichtet Schwab ebenfalls: „Von dort herab herrschte die Männin, bis Alemannien oder Schwaben wieder ein Herzog gegeben ward“. Der Blick kommt beim Ausschauhhalten nach Frauen am Hohentwiel nicht ganz vorbei ...

Und läsen wir bei Scheffel nur die ersten 30 und die letzten 30 Seiten seines *Ekkehard* – wir wären um 1000 Jahre zurück und zugleich mitten im vergangenen Jahrhundert und hätten die uralte Individuationsgeschichte eines Mannes vor uns aufgeblättert. Und so will ich gar nicht von den Frauen erzählen, sondern von ihm, dem Manne – und das mitten hinein in diese Frauengeschichte(n), wenn Sie mir versprechen, weder meine Ausführungen noch Scheffels *Ekkehard* allzu ernst zu nehmen.

Auffällig an der süffigen, berühmten, witzigen, kitschigen Erzählung – die sich anlehnt an einige geschichtliche Begebenheiten – ist, dass Scheffel eine ganze Galerie bildhafter Frauenfiguren entworfen hat. Der *Ekkehard* wird zum Handbuch scharf und nicht unsympathisch gezeichneter Archetypen weiblicher Gestalten und Figurationen, der vom Manne deutlich erlebten Anima. Das gilt auch für die Figurationen, die den Mann verkörpern in dem Buch, die Bilder, die der Mann von sich selbst zu haben hatte. Das St. Galler Lehrbuch zur Literaturgeschichte vermerkt noch 1971 ganz locker, dass Josef Viktor Scheffels Bestseller von 1855 bloss als Anleitung gemeint sein könne, sich mit der Vergangenheitsgeschichte zu beschäftigen – was hier auch, etwas oberflächlich, Kirchengeschichte heissen mag –, sonst aber ohne wei-



teren psychologischen Wert sei. Die schöne Wanderung von einer Anima zur anderen blieb ganz unerwähnt. Das Erfrischende am Buch: da geht ein Mann von dannen, der wirkt am End befreit. Zwar endet just da die Geschichte, und Scheffel stellt nichts mehr unter Beweis, doch muss es vielleicht so sein, weil Ekkehard ein Mönch gewesen ist. Jedenfalls hielt ihm die Bergeinsamkeit alle Gestalten bereit, die noch nötig waren für diese letzte bunte Seite einer hellen Alchemie. Und dann steigt er wie einer jener Zen-Weisen, vielleicht durch eine Einsicht von etwas befreit, ohne Erwartungen emanzipiert, ja genau wie Hotel mit Stock und Bündel und einem Lachen – heiter von seinem Eremitenberge. Kommt vom Säntis wieder, zurück in die Welt kehrt er. Die Natur, der

Schnee treibt ihn mit den Tieren und den Sennen zu Tal – beim Alpabzug sieht man ihn gehen: „der Handbub beschliesst den Zug, er sitzt verkehrt auf dem Stier, der trägt den einfüssigen Melkstuhl zwischen den Hörnern“. Einsam und abgeschieden war es da oben also am Wildkirchli nicht. Ekkehard hauste im Rücken einer Alp, deren Zugang sich durch eine Höhle erschliessen liess, dahindurch zogen die Alpleut und gingen ihrer Arbeit nach. Doch, als ob Scheffel jenem Manne die ganze Spurenlosigkeit nicht zugestehen hätte mögen, hatte er ihn da oben noch das Walthari-Lied schreiben lassen, ehe er sich uns ganz entzog, und so erreichte Hadwig von fern Ekkehards letzter berühmter gewordener Gruss: „und sein Pfeil mit den Blumen fiel vor ihre Füsse“, heisst es, „und

sie löste die Blätter und kannte die Schrift“. Ekkehard lachte auf, nein, tot war er nicht. Und vielleicht begann seine Geschichte auf neue Weise und unsere damit.

Es ist nicht von ungefähr, dass das Bild der Schlange sich durchs ganze Buch bewegt – in immer neuer Gestalt, zwar nur wie am Rande ..., doch die Präsenz ist entscheidend. (Und auch sie präzise in ihren Verwandlungsformen gezeichnet. Sogar die Blindschleiche macht in diesem muntern Reigen mit.)

Gleich schon zu Beginn des Buchs steckt sich Hadwig den schweren silbernen Pfeil ins Haar und die oppositorische Schlangenspanne an den Arm, da sie sich auf Hohentwiel rüstet, um bald darauf – aus Langeweile oder aus Wissbegier – nach St. Gallen aufzubrechen, wo sie Ekkehard begegnen wird. Ihr erster Besuch im Kloster ist köstlich, wie man weiss – sie wird von ihm über jene Schwelle getragen, die laut Benedictus ein Frauenfuss nicht berühren durfte. Und hier steht der Pförtner sanft wie die Taube und klug wie die Schlange. Bis hin zum Buchende, am Wildkirchlein oben, bleibt sie gegenwärtig, die Schlange, und verwandelt sich bis zum grossen, lebenserhaltenden Bild, und wird nicht vertrieben, dort wo die Hirtentochter Benedicta vor der Eremitenklause gegenwärtig wird. Im Haar der heiter wilden Frau hingegen auf dem Säntis (die auch ein guter Hirt hätte werden können, wie ihr Vater sagt) steckt nicht der Pfeil, sondern die schwere silberne Nadel in Form eines Löffels – und im Ohr ihres Liebsten steckt die Schlange (erstaunlich, dass sie sich im Ohrring der Appenzeller Sennen bis heute erhalten hat, jene insgeheim grosse Schlange), vielleicht ahnt niemand mehr, dass sich jene weiblichen Kräfte der Flüsse, Steine und Almwirtschaft, der grossen weisen Frau der Berge gerade in jener ungeteilten Schlange verkörpert haben; ich komme darauf zurück. Und ein wenig erzähle ich ja auch heute davon, um mein kleines Buch *Die Schätthin (oder die Schlangenspur)* dahin ergänzt zu haben.

Ekkehard's Verbindung zum „keck halbwilden Wesen“ jedenfalls ist gegeben, nicht verschoben ist es, sondern klar entschieden und offen, nah den Jahreszeiten und den Tieren, wie dem Geist der Pflanzen und auch sonst nicht blind. Nicht die Dienerin, die kluge Griechin Praxedis, die zur beherzten Wegweiserin wurde, auch nicht die Waldfrau, nicht die Männin und Herrscherin, Hadwig, jene Domina, wie Werner Wunderlich sie (in einem der

Bodenseehefte) kürzlich nannte, keine Bergfee, weder Diala noch Staflera – hier tritt in der Gestalt von Scheffels Benedicta ungenannt eine Vertreterin der Songia Margriata auf, tritt die Schwester jener grossen letzten Almfrau Rätians in Erscheinung. Jene heidnische, allenfalls frühchristliche Frau, die noch um 600 n. Ch. als Senn verkleidet ging, damit sie unerkant bleiben konnte unter den die Alm führenden Männern. Vom Zusenn verraten jedoch, als sie auf dem Stein ausglitt und sich ihr dabei die Brüste entblösst hatten, wurde sie für immer von der Alm vertrieben – wie die anderen Frauen auch –, und wo sie ging verdorrten die Kräuter am Weg und auf der Alp ..., und aus den Glocken von Sankt Jörg flog der Klöppel.

Und das frühest erhaltene romanische Lied erschüttert einen heute noch. Die Kräuter verdorrten am Weg, als sie ging, die Milch der Tiere versiegte. Geblieben ist uns die christliche Heilige Sankt Marghereta, sie untergräbt die Männer-Ordnungen weder im Tal noch auf der Alm, doch ihr Emblem, der Drache, der die Schlange war, verrät insgeheim eine Vorgeschichte, auch wenn Sankt Georgs Glocken noch so weit schallen mögen, und die Drachen rundum besiegt worden sind – auf dass die Männer Helden waren.

Ich will hier die Verwandlungsformen der Schlange in Scheffels Roman nicht weit ausbreiten, doch lassen Sie mich die paar Dinge sagen:

Es ist interessant zu sehen, dass es Ekkehard im Zusammenhang mit Hadwig nicht möglich geworden war, dem Schlangenwesen Einzug zu gewähren, es wird bekämpft – bleibt Opposition –, und wenn er beispielsweise an den Bau von Hadwigs Kapelle denkt, wird er den Mithrasstein umstossen (und wieder wird es hier zur Geschichte der Kirche, des Kirchenmannes). In der Mitte – im vermeintlichen Zentrum des Buches – sind Kriege angesiedelt, dort ficht der Mann wider den Mann, und Scheffel weiss die Szenen fast zu karrieren, als sähe er das Drama unter dem Spiegel des Absurden. Und bis zur Hochzeit jener Gegensätze wird's ein langer Weg und wird Ekkehard's persönlichste Erfahrung – oder besser, wahrscheinlich zu Scheffels eigener Geschichte. Ob er so genau wusste, was er da geschrieben hatte, ist nebensächlich. Es war die confessio des Mannes – und wurde die der Kirche. „Sonst nichts?“ hatte sie vorwurfsvoll gefragt. Ich soll erzählen ... „Er fuhr mit der Rechten über die Stirn. Sie

war heiss – es stürmte darin. Er stand auf und hub mit klangloser Stimme an. „Es ist eine kurze Geschichte“. Nun, es ist auch unsere Geschichte gewesen. Und deshalb verzeihen Sie mir, wenn ich davon zu sprechen anfang – mit einem Blick über den See.

Nur noch zwei Dinge, bevor ich den Blick noch etwas weiter ziehen lasse: Es ist nicht verwunderlich, dass am Säntis oben nicht bloss der Bär, sondern im besonderen die Bärin auftaucht, und sie wird Ekkehards Schutz geniessen – der Bär musste sterben.

Und auch nicht nebensächlich ist diese wunderschöne Erschöpfung des Mannes auf dem Berge oben: eingetaucht in die zappelnde Welt tausender von werdenden Fröschen und schwarzen Kaulquappen ... Ekkehard hat die Schlangen und Frösche nicht ausgetrieben wie es Sankt Pirmin getan hatte, bevor er den Grundstein zu seinem Kloster auf der Insel Reichenau legte, nein, als hätte Ekkehards Ohnmacht und Erschöpfung ihn vor solchen Unternehmungen bewahrt. Als er schliesslich dem Seealpsee und dem Teichgetier entstieg, lag er im Fieber, „lag krank und genesend ...“, ein „Zustand sanfter Unkraft“, wie es Scheffel nennt. Und hier setzt auch die Häutung der Schlange ein, Scheffels Schlangengleichnis innerhalb der Einsiedelei. Derweil Ekkehard krank liegt, geht Benedicta um, läutet ihm die wilde Frau die Tageszeiten. Die Bärin wird lebend von der Lawine herangebracht, der Bär verschüttet – er wird verzehrt.

Es ist ein Leichtes, von hier zur Droste hinüberzugleiten, in die fliessenden Bilder ihrer Uferwelten. Sie war noch eine Zeitgenossin Scheffels, als er seinen Ekkehard beendet hatte, lebte sie nicht mehr – und so erhebt sich umso deutlicher und unwiderstehlich ihre Stimme überm Wasser.

*Meersburg, Oktober 1841 – April 1842*

*An Levin Schücking*

*... Sieh drunten auf dem See im Abendrot  
Die Taucherente hin und wieder schlüpfend;  
Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Lot,  
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;  
Seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!  
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;  
Du flüsterst lächelnd: immer kömmt sie auf! –  
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder.*



Lassen Sie mich noch einige Gedanken zum Bodenseeraum anfügen. Dazu gesellt sich ein freundliches Gedenken an den St. Galler Literaturhistoriker und lieben Freund Dominik Jost. Ich erinnere mich, dass er mir eine seiner letzten Publikationen zugeschoben hatte: *Bodensee – Ein Reisebuch*. Reisen, meine Damen und Herren, hat mit Distanzüberwindung zu tun. Dominik Jost begegnete seinem Raum, den Räumen, in denen er wirkte, an die er grenzte, indem er Literatur, und damit einzelne Stimmen, lebendig werden liess. Das galt für seine *St. Galler Literaturgeschichte*, die er gerade noch abzuschliessen verstand, wie für jenes kleine Taschenbuch zum Bodenseeraum, worin Drostes und sein eigenes „Lebt wohl, es kann nicht anders sein ... Spannt flatternd eure Segel aus“ mitgeklungen haben.

Denke ich an die Bodenseeregion, so merke ich, dass sie mir seltsam abstrakt geblieben ist, und doch ist sie mir so nah und präsent wie es mir auch Literatur sein kann. Die Droste machte mich früh verstehen, dass es mehrere Seiten gibt, den Säntis zu betrachten. Seine Südseite – besser gesagt: der Säntis von vorne besehen – war mir von Haus aus vertraut, von hinten aber konnte ich ihn mir nicht recht vorstellen. Und da hatte ich mich auch schon ertappt. War es denn seine Rückseite, jene andere? Nein, sagte die Stimme aus St. Gallen entschieden, die Rückseite habt ihr. Erkannte jemand überhaupt je seinen Berg von der anderen Seite her? Ich befürchte, nur schon seitlich besehen könnte sich mancher Berg unerkannt auf und davonmachen.

So machen wir uns unser Bild. Eine Binsenwahrheit hatte der See nicht zu verteidigen – und auch nie erobern wollen, obzwar meine ersten Erinnerungen mit diesen Binsen am Alten Rhein zusammenhängen und mit Radolfzells Ufern, der Mettnau, und die Pfahlbauten gehörten mit dazu.

Die Literatur und Kunst der Region sind mir nach und nach zu einem Thema geworden. Später dann, als Mitherausgeberin einer grenzüberschreitenden Publikation zur Kunst und Literatur zwischen Chur und Bregenz – des *Liechtensteiner Almanach 1989* –, würde die Ausschau zwar bereits am See enden, doch eben in dieses Rheintal war Liechtenstein miteingesenkt, wir spürten, dass ein Konterfei des kleinen Landes nur als ein der Region Eingewobenes denkbar sei. Und, dass ein Konterfei

sich nur abzeichnen konnte im Blickwechsel nach draussen. Der Talraum – wenn man ihn versteht – hat etwas vom See an sich: es ist das Gegenüberliegende, das einem im Fenster steht. So blickten wir hinüber, und etwas blickte zurück.

So sitze ich denn wie auf einem Schermaushügel in meiner kleinen Welt und blicke ins Offene, vom Atelier übers Nebelmeer. Ein See, das sind Ränder, Ausuferndes, Untiefen und Tiefen, der See, das ist im I Ging das Heitere, das Kommunikative. Der See, das ist weniger der Weitblick als die Fernsicht und hat mit sich gegenüberliegenden Ufern zu tun, mit Überfahrt. Ein stehendes Gewässer, jedenfalls oberflächlich betrachtet. Was heisst schon „stehend“ für das planetarische Gebilde? Ein Fluss-See ist der Bodensee, lässt sich sogar vom Wort ableiten im buchstäblichen Sinn. Wie auf der Alpensüdseite ein Ticino und eine Maggia Hand in Hand den Langen-See durchströmen, so tut das hier auf der Alpennordseite der Rhein. Auch wenn es Seen gut verstehen, ihre Flüsse zu verbergen, die Reise ist in ihnen.

Das Binnengewässer trägt, il Lago di Costanza, der Gletscher und der Strom und die Karawanen der Kulturen wandern darüberhin.

Als die freundliche Anfrage an mich gelangte, zur Sommerakademie nach Weingarten zu kommen, Thema: *Kunst und Literatur im Bodenseeraum – Frauengeschichte(n)*, war ich gerade dabei, in den neuen Biographien der Annemarie Schwarzenbach und der Erika Mann zu lesen. Das Uferdorf Uttwil war aufgeschienen und die Zeit der frühen dreissiger Jahre. Eine jede Zeit hat ihre insgeheimen Gallionsfiguren. Meist ragten diese in eine andere Zeit hinaus. Als ob jene Frauen schon in einer Art Grätsche gestanden hätten, um einen späteren Schritt frei zu halten. Haltung, womit sie dem grossen kollektiven Schatten zu widerstehen vermochten, manche sind daran zerbrochen – gross und schön sehen wir dort auch eine Therese Giehse stehen ...

Die Lebenswege der Frauen lassen jenen anhebenden Schattentanz deutlich werden, oft auch im virilen Gewand des Androgynen. Verzweifelt und entschieden formuliert sich in beiden Biografien der Kampf des Individuums – sein Ringen um öffentlichen Raum – vor einem sich verengenden gesellschaftlichen Strukturenherd, dem aus den Büschen steigenden nationalistischen Kol-

lektiv. Kein Ufer blieb davon gefeit, ein schauerliches Geschiebe.

Das Individuelle erhielt die Rolle der Verweigerung und Front – und musste fliehn. Das einzelne und andere schien dezidiert zum Untergang bestimmt. So sind denn viele Orte zu Orten des Rückzugs geworden. Und wer die Literaturgeschichte liest, nicht nur jene rund um den Bodensee, weiss, dass dies auch für andere Zeiten gilt.

Verena Kast schreibt vom See als einem Seelenbild auch von der spiegelbildlichen Emotionalität des Wassers. Dass Psychologie Ausgangspunkte findet, ist nicht zu übersehen. Ingrid Riedl selbst wohnt am See. Ob das nun Zufall ist, ist nicht entscheidend. Die Welt begegnet sich, wo sie sich begegnet.

„Warst du an Mesmers Grab“, hatte mich Dominik Jost gefragt, als ich von einer Lesung in Meersburg zurückgekommen war. Die vom magnetischen Puls und weiten stellaren Raum bestimmte Erde vermochte er sehr wohl ernst zu nehmen. Zudem genügte ihm ein Blick ins Uferreich, um Mesmers Welt miteinzubeziehen, um von jenem „Zauberbaum“ zu wissen, an dem man selber teil zu haben meint. Um etwas von den Schwingungen der Materie zu ahnen und deren Verletzlichkeit, war's nicht nötig, bis zur Geschichte der Hypnose und Somnambulie, musste man nicht bis zu Anna O. vordringen.

Das ganze Schwingungsnetz, welches der Zerstörung – der Spaltung und Abspaltung – ausgeliefert ist, ist mit uns da. Das Nicht-Ich (mit einem Blick auf Christine von Braun), das Nicht-Ich der Natur liegt mehr oder weniger ohnmächtig vor unseren Füssen. Dafür hatte die Droste ein Aug.

Feinstofflichkeiten bestätigen sich am Wegrand, nicht nur in bioenergetischen Methoden heutiger Diagnostik. Der Dschungel der Zusammenhänge – im Lebensbündnis der Synchronizitäten – erweist sich überall.

Jedoch wenn das Netz seltsamer Zusammenhänge am Fuss des Monte Verità aufblitzt, mag das einen nicht erstaunen. Auch dort ein See, der Ländern zum verbindenden – wenn es sein musste, zum trennenden – Element geworden ist, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Anziehungspunkt für Kulturschaffende, Exil nicht nur für Einzelgänger und Reformen. Manche standen quer zur Zeit, und dennoch war aller Zeitgeist in ihnen.

Auch das Verhältnis zur Natur und zu den primären Lebensgrundlagen schien dort als Bewegung auf. Etwas

sperrte sich gegen die genormte Zeit, diese Vereinheitlichung eines Zeitfaktors, den wir mit Nonchalance an alles anzulegen wissen. Der Vegetarismus hatte damit zu tun. Und findet heute Gnade, wenn wir der weltweiten Verstörung und Zerstörung in die Augen sehen. Manche Verletzung rührt vom ungeminderten Zeit-Aufprall. Und mit Müh und Not verteidigen die Uferstreifen ihr Stücken Wildnis – dieses elementar Lebendige.

Die Perspektive für die Welt der Frösche, Libellen und der Fische schieben wir zwar nicht mehr gar so eifertig in die heile Welt hinüber wie wir das vielleicht noch vor 20 Jahren taten. Dass es Blutsverwandte sind, wusste uns die Droste in ihren Gedichten zu verraten. Und so sind es denn nicht nur die brütenden Vögel, sondern auch das Schwimmen und das Baden im See, was mir von meiner Kindheit in Erinnerung geblieben ist. Und destotrotz zeigt mich das Fotoalbum am Alten Rhein, neben einer meiner Zürcher Tanten stehen als kleiner Käsehoch, grossspurig mit Sonnenbrille vor einem Sportflugzeug, Kind der Zeit, gläubig, dass Vögel und Flugzeuge sich in den Lüften bestens vertragen würden, nicht anders als die grossen Luftballons und der alte Zeppelin, wie er über der Liechtenstein-Philatelie meines Vaters schwebte ... Einmal machten wir Ferien in der Nähe von Radolfzell, auf der Halbinsel Mettnau. Schwimmen bedeutete uns allen viel, und die Welt der Ufer auch. Da gab es eine Riesenrutsche, die einen in den See auslud, so dass die Enten – wie ich mich erinnere – bei meinem Aufklatschen auseinanderstoben, um dann gleich wieder ruhig zusammenzufinden. Im Hotel gab es einen Herrn, der schrieb Geschichten, konnte Finnisch sprechen und erklärte mir, dass sich dort die Silben wie die jungen Entchen den Wörtern hinten anschlossen ... Ich sah das Finnische aus lauter Entenmütern bestehen, denen junge Entchen folgten. Im Deutschen verkrochen sie sich, wie mir schien, unter die Fittiche der Wörterglucken oder verloren sich in des Satzes Gefieder ... Sprachen mochte ich. An diesem See sprach man nur eine Sprache. Obzwar es mehrere Länder gab. Grenzen? Davon verstand ich nicht viel, ich wusste nur, sie liefen alle durch mich hindurch. Und mir schien, gerade weil sie durch mich hindurch liefen, würde ich nie darüber stolpern müssen, darin aber irrte ich.

Der Bodensee hat mir auch Angst gemacht, nicht des Wassers, sondern seiner offenen Lage wegen. Es kam mir

mit ihm viel zu viel herein und hallte viel zu weit nach draussen ..., ich wusste mich weder davon abzugrenzen noch mich damit zu verbinden.

Wie sagte es Peter Hamm: „Der See, die silbrige Schaufel gräbt mich um und um ...“

Der See, das sind auch die Länder, die ihn identitätsbildend anstiften, all das zu sein, was auf ihn blickt. Spiegel sind auch willig, wie wir wissen.

In manchen Seen scheiden sich die Wasser klar, zum Beispiel gilt das für den Lago Maggiore: oben die Schweiz und unten Italien. Doch am Bodensee, wo sollten sich da im Wasser Grenzen ziehen lassen? Kam es nicht von allen Seiten her? Und hatte das nicht mit dem Bild zu tun, an dem ich selber trug?

Zwischen die Länder geboren. Hier Ufer meiner Mutter, dort Ufer meines Vaters, und mittendrin schwamm das Binsenkörbchen ich. Haltla, rief die Wasserfee, haltla, ist da nicht jemand eingereist mit der Geburt!?

Mir erstehen Orte am ehesten dann, wenn ich darin einen Menschen weiss. Präsenzen – ob vergangene oder gegenwärtige – setzen mir einen Bezug, zeichnen mir die Geographie; auch das hat mit Kunst und Literatur zu tun.

Der Rhein mag den See mit seiner süd-östlichen Region verbinden, auf dass jene regio als die unsere mitempfunden werden kann. Fischzüge der Kulturen binden uns mit ein, und würden wir nicht aus dem Spurenlosen lesen, hätte es möglicherweise weder Kunst noch Literatur gegeben.

Denn es ist nie so sicher, dass da jemand ging, gegangen ist oder sein wird. Aber dass da eine Stimme wahrzunehmen war, oft nur im Nachhinein als Hall, hat mit dem Aufmerken zu tun, das von den Rändern her geschieht, geschehen mag. Diese Stimmen sind selten da, wo sie zu vermuten sind, und ich denke, auch das hat mit Kunst und Literatur zu tun.


*Ein amerikanischer Offizier, der zur Zeit am Bodensee stationiert ist, schreibt an Freunde in Philadelphia: „Vor einigen Tagen haben wir hier einen sonderbaren Schmuggler gefaßt. Er brachte aus der Schweiz nicht nur Schokolade, Zigaretten, Tee, sondern auch deutsche Bücher.*

*Es waren Bücher von Autoren, die in Deutschland seit 12 Jahren verboten gewesen sind und nach denen offenbar eine starke Nachfrage besteht, was mich nicht weiter wundert, da hier alle Buchläden zerstört wurden. Unter den Büchern, die der Schmuggler bei sich hatte, waren solche von Heinrich Mann, Thomas Mann, Bertold Brecht, Alexander M. Frey, F. C. Weiskopf. Als ich den Schmuggler fragte, wie hoch er den Wert der Bücher einsetzt, sagte er: ‚So zwischen fünfzig und hundert Zigaretten pro Band.‘ Ob dann Zigaretten nicht einfacher zu schmuggeln seien? ‚Man muß beides führen, Herr Kapitän‘, antwortete der Mann, ‚es gibt Leute, die sind schärfer auf Bücher als auf Tabak‘.“*

*Manfred Bosch, Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950, Lengwil a.B. 1997.*

Videns autem Iesus turbas, ascendit in montem, et cum sedisset, accesserunt ad eum discipuli eius, et aperiens os suum docebat eos dicens: Beati pauperes spiritu: quoniam ipsorum est regnum caelorum. Beati mites: quoniam ipsi possidebunt terram. Beati qui lugent: quoniam ipsi consolabuntur. Beati qui esuriunt et sitiunt iustitiam: quoniam ipsi saturabuntur. Beati misericordes: quoniam ipsi misericordiam consequentur. Beati mundo corde: quoniam ipsi Deum videbunt. Beati pacifici: quoniam ipsi Dei vocabuntur. Beati qui in iustitiam patientur propter iustitiam: quoniam ipsorum est regnum caelorum. Beati estis cum maledixerint vobis, et persecuti vos fuerint, et dixerint omnia mala adversum vos, propter me: gaudete, et exultate, quoniam merces vestra copiosa est in caelis. Sic enim persecuti sunt prophetas, qui fuerunt ante vos.

**Religionen der Welt  
IM SPIEGEL  
großer  
Dichtung**



**AKADEMIE DER DIÖZESE  
ROTTENBURG-STUTTART**

Vortragsreihe im Foyer der Landeskreditbank Stuttgart

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

*Referent:*

Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen

## „Der ganze Osten atmet Religion“

**Hermann Hesses Ringen mit den Religionen Asiens**

10. Oktober

208 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

## „Alle Künste tragen bei zur Lebenskunst“

**Bertolt Brecht und die Weisheit Chinas**

17. Oktober

180 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

## „Die Juden haben der Welt das Grundgesetz des Menschenstandes gegeben“

**Thomas Manns Auseinandersetzung mit dem Judentum**

24. Oktober

173 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Einer interessierten Teilnehmerschaft wurden in einer Vortragsreihe im Oktober im Friedrichsbau in der Stuttgarter Innenstadt Hochreligionen im Spiegel großer Dichtung vorgestellt. Für die Dichtung von Hermann Hesse, Bertold Brecht und Thomas Mann waren die Religionen Asiens, die religiöse Weisheit Chinas und das Judentum von zentraler Bedeutung. Das religiöse Bedürfnis des „homo religiosus“ wird so bekanntgemacht und positiv konfrontiert mit kulturellen Hochformen von Religion.

### 1. Nichteuropäische Religionen rücken näher

Wir erfahren es tagtäglich hautnah, wie die Welt gegenwärtig zusammenrückt. Kulturen auch ferner Erdteile kommen zu uns. Sie mischen und vermischen sich mit der uns umgebenden Kultur. Das bleibt nicht ohne Spannungen. Denn mit den Kulturen kommen auch die Religionen. Waren sie früher weit weg, so sind sie heute in unsere unmittelbare Nachbarschaft gerückt. Und dies gilt nicht nur für Religionen wie das Judentum und den Islam, sondern auch für die großen Religionen Indiens und Chinas. Darauf gilt es sich geistig einzustellen. Denn selbst die großen außereuropäischen Weltreligionen sind nach wie vor vielen fremd, unbekannt, gar unheimlich. Diese skizzierte Situation ist ein erster Grund dafür, daß die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart diese Reihe anbietet.

### 2. Neue Attraktivität des Religiösen

Ein zweiter Grund ist die aufbrechende Religiosität in der sog. postmodernen Gesellschaft. Philosophen, Soziologen und aufgeklärte Zeitgenossen verkündeten nahezu unisono, daß Religion und Religiosität im säkularen 20. Jahrhundert keinen Platz mehr hätten und zum Verschwinden verurteilt seien. Im öffentlichen Bewußtsein war es herrschende Meinung geworden, daß Religion in der pluralistischen Gesellschaft zum Absterben verurteilt sei. Überraschenderweise ist das Gegenteil eingetreten. Statt ihres Verschwindens haben Religion und Religiosität gegenwärtig Hochkonjunktur. Wer die geistige Großwetterlage sensibel wahrnimmt, kann sich dem Eindruck einer Renaissance der Religion nicht entziehen.

### 3. Religionen in autobiographischer Brechung

Um mit beiden Phänomenen, der aufbrechenden Religiosität in der Gesellschaft und der neuen Nachbarschaft

großer Religionen positiv umgehen zu lernen, hilft ein Blick in die große Literatur. Bedeutende Schriftsteller wie Hermann Hesse, Bertolt Brecht und Thomas Mann ließen sich früher als andere auf die geistige Herausforderung der Weltreligionen ein. Wenn die Akademie in dieser Vortragsreihe gewissermaßen im Spiegel dieser großen Dichtung Weltreligionen vorstellte, dann ging es selbstverständlicherweise nicht um eine Einführung in die jeweilige Hochform von Religion, vielmehr ging es um die Brechung des Phänomens Religion in drei Biographien außergewöhnlicher europäischer Schriftsteller. Große Schriftstellerpersönlichkeiten des 20. Jahrhunderts nahmen in ihrer jeweils subjektiven, persönlichen, eigenen Erfahrung die Religionen Asiens, Chinas und die Religion des Judentums wahr. Hesse, Brecht und Thomas Mann werden für den religiös interessierten Zeitgenossen unter dieser Perspektive neu interessant. Es machte die Spannung der einzelnen Abende aus, zu sehen und zu hören, wie große Schriftsteller in Auseinandersetzung mit großen Religionen der Welt zugleich ihr eigenes Interesse an Religion und Religiosität literarisch verarbeiteten.

### 4. Der Referent: Professor Dr. Karl-Josef Kuschel

Zu diesem interessanten und spannenden Unternehmen konnte die Akademie einen Referenten gewinnen, der ein ausgewiesener und ausgezeichnete Kenner der deutschen Gegenwartsliteratur ist. Hinzu kommt, daß Professor Kuschel wie kaum ein zweiter sich seit Jahrzehnten mit Literatur und Religion beschäftigt. Außerdem ist er seit vielen Jahren an der Universität Tübingen auch in der ökumenischen Forschung tätig. Gegenwärtig ist er Professor für Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen. Viele seiner zahlreichen Publikationen beschäftigen sich mit Fragen, auf die sich auch unsere Vortragsreihe bezog.



# ZÄSUR

Generationswechsel  
in der katholischen Theologie

Eine Vortragsreihe

Tagungshaus Hohenheim

## Sechs Zeitzeugen der vor- und nachkonziliaren Kirche

*Leitung:*

Dr. Gebhard Fürst

An den Katholisch-Theologischen Fakultäten in Deutschland findet derzeit nahezu unbemerkt ein Generationswechsel der Lehrenden statt. Dieser Generationswechsel ist zugleich ein Einschnitt in der theologischen Wissenschaft, ein Einschnitt in der Reflexionsgestalt des christlichen Glaubens und seiner Lebensrelevanz. Bekannte und namhafte Professoren verlassen in diesen Jahren altershalber die Universitäten. Die Lehrtätigkeit dieser Lehrer und Lehrerinnen der Theologie reicht teilweise zurück vor die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ihre theologische Arbeit ist mit dem Konzil engstens verbunden und hat durch den Aufbruch dieses epochalen Ereignisses „Zweites Vaticanum“ entscheidende Impulse erhalten. Zahlreiche Lehrstühle dieser Generation wurden bereits neu besetzt oder werden in den nächsten Jahren neu besetzt werden.

Die dadurch entstehende Zäsur war für die Akademie Anlaß, solche Lehrer und Lehrerinnen der Theologie zu Vorträgen einzuladen. Ihnen sollte Gelegenheit gegeben werden, zurückzublicken auf die Zeit ihrer eigenen Lehrtätigkeit, die zugleich eine ungemein ereignisreiche Zeit war für die Kirche und die Gesellschaft, in der wir gegenwärtig leben. Zugleich sollten sie animiert werden, einen Ausblick auf die Zukunft zu wagen. Dieser doppelte Blick lief zugleich hinaus auf eine Standortbestimmung der eigenen theologischen Disziplin.

Die an sechs Abenden vorgetragenen Standortbestimmungen der Theologie aus den verschiedenen Perspektiven der einzelnen Disziplinen waren zugleich qualifizierte Beiträge zu einer wissenschaftlich reflektierten Zustandsbeschreibung der katholischen Kirche in Deutschland am Ende des zweiten Jahrtausends.

# Unterwegs mit einer Verheißung

Theologische Ethik im Kreuzfeuer der Kritik

28. März  
Stuttgart-Hohenheim  
123 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Referent:*  
Prof. Dr. Johannes Gründel, München

Zum Eröffnungsvortrag konnte die Akademie mit Professor Dr. Johannes Gründel einen der renommiertesten Lehrer und Forscher im Fach der katholischen Moraltheologie gewinnen.

1929 geboren, ist Professor Gründel seit 1964 Hochschuldozent im Fach Philosophische Theologie. Seit 1968 – also nun fast 30 Jahre – lehrt er als Professor für Moraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München. In dieser Zeit hat er sich mit allen anstehenden brennenden Fragen der Moral und der theologischen Ethik befaßt.

Die Frage der christlichen Moral und das Fach Theologische Ethik waren in den letzten 30 Jahren durch einschneidende kirchliche Ereignisse ebenso wie durch die gesellschaftlich-kulturellen Entwicklungen immer wieder durch heftige Diskussionen und ein kontroverses Ringen um angemessene Standpunkte und Verhaltensweisen gekennzeichnet. Die Geschichte dieser Zeit unter moraltheologischen Perspektiven zeichnete Gründel außerordentlich spannend nach.

# Von der Erlösung des Glaubens und der Versuchung der Kirche, verzweifelt zu sich selbst zu sein

23. April  
Stuttgart-Hohenheim  
107 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Referent:*  
Prof. Dr. Peter Hünermann, Tübingen

Professor Dr. Peter Hünermann, Lehrer und Forscher im Fach „Katholische Dogmatik“ war Gastreferent des zweiten Abends. Hünermann, 1929 in Berlin geboren, wurde 1955 zum Priester geweiht und promovierte 1958 zum Doktor der Theologie. Nach Jahren der Seelsorge und einer Universitätsdozentur in Freiburg i. Br. war Hünermann von 1971 bis 1982 ordentlicher Professor für Dogmatik in Münster. Seit 1982 lehrt er bis heute in Tübingen. So konnte er in seinem Vortrag auf nahezu ein halbes Jahrhundert theologischer Arbeit zurückblicken. Durch seine weitreichenden Forschungen und seine Publikationstätigkeit zu zentralen Fragen des Glaubens, der Lehre der Kirche, dem katholischen Amtsverständnis sowie zu interkulturellen Fragen in der Verkündigung des Evangeliums zeigte sich Hünermann als herausragender Zeitzeuge der Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Durch seine Arbeit als Vorsitzender des Stipendienwerkes Lateinamerika-Deutschland, als Präsident der Europäischen Gesellschaft für Theologie und seine Aktivitäten in interkulturellen Dialogprogrammen vermochte er die theologisch-kirchliche Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts zugleich aus weltkirchlicher Perspektive darzustellen.

# Biblische Exegese zwischen Religions- wissenschaft und Theologie

22. Mai  
Stuttgart-Hohenheim  
72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Referent:*  
Prof. Dr. Karl Kertelge, Münster

Der Streit um die historisch-kritische Methode der Schriftauslegung im Kontext der Auseinandersetzung der katholischen Kirche mit Eugen Drewermann war ein spektakulärer Konflikt, der die wissenschaftliche Exegese der Schriften des Alten und Neuen Testaments ins Licht der Öffentlichkeit gerückt hat. Aber auch ohne dieses Ereignis hat die Entwicklung der biblischen Exegese großes Interesse verdient, sind es doch ihre Ergebnisse, die unser Offenbarungsverständnis entscheidend prägen.

In der katholischen Kirche hat mit dem Konzil eine überraschende Neuentdeckung der Bibel eingesetzt, ein Prozeß, der bis heute nicht abgeschlossen ist. Der Zugang zur Bibel ist pluraler geworden. Die kirchlichen Strukturen, die dogmatischen und ethischen Aussagen der Kirche haben in einer neuen Weise am Evangelium ihre kritische Norm gefunden. Für die katholische Kirche, die bis zum Konzil fast ausschließlich an der Dogmatik, der kirchlichen Glaubensüberlieferung in ihrer lehrhaften Fassung, orientiert war, eine neue Situation, die bis heute nicht bewältigt ist.

Prof. Kertelge, seit den 60er Jahren in der neutestamentlichen Forschung tätig, ist gegenwärtig Inhaber des Lehrstuhls für Exegese des Neuen Testaments an der Universität Münster. In zahlreichen Publikationen, Zeitschriften und Handbüchern hat er die Ergebnisse seiner exegetischen Untersuchungen, z.B. zu Schriften des Paulus und der Evangelien, niedergelegt. Die Gestalt Jesu steht dabei im Mittelpunkt seines Interesses.

# Theologiegeschichtliche Frauenforschung – eine Bedrohung für die etablierte Theologie?

4. Juni  
Stuttgart-Hohenheim  
94 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Referentin:*  
Prof. Dr. Dr. Elisabeth Gössmann, Tokyo/München

Rolle und Selbstverständnis der Frau in der Kirche unterliegen gegenwärtig einem rasanten Wandel. Ausgelöst durch die Bewegung des Feminismus in der Gesellschaft, hat wohl keine Neuorientierung in der katholischen Theologie und Kirche so viel von sich reden gemacht und zu teilweise erbittert ausgetragenen Kontroversen geführt wie die feministische Theologie. Die Geschichte der Kirche, die Lektüre der Bibel, die Texte der kirchlichen Überlieferung, die Ämterstruktur der katholischen Kirche, ja selbst das Gottesbild, erfahren unter der Perspektive des Feminismus eine ungeahnt neue Dimension des Verständnisses. Der Streit um die Möglichkeit der Ordination der Frau in der Kirche ist lediglich das sichtbare Zeichen für eine tiefgreifende Veränderung in der Mentalität des Volkes Gottes am Ende des 2. Jahrtausends.

Wie keine andere Frau hat Prof. Dr. theol., Dr. phil.habil., Dr. h.c. mult. Gössmann – seit Anfang der 50er Jahre wissenschaftlich tätig – den Auf- und Durchbruch der Frauenfrage in Gesellschaft und Kirche miterlebt und mitgeprägt. In der theologiegeschichtlichen Frauenforschung kann sie als Pionierin bezeichnet werden. Frau Gössmann ist Ehrenprofessorin der Seishin-Frauen-Universität Tokyo und Professorin für Philosophie des Mittelalters an der Ludwig-Maximilian-Universität München. Seit 1984 ist sie immer wieder Referentin an der Akademie, Autorin und Mitherausgeberin verschiedener Publikationen im Referat Geschichte. Das renommierte Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung ist mit ihrem Namen in besonderer Weise verbunden.

# Glauben lernen zwischen zunehmender Theorie und abnehmender Praxis

19. Juni  
Stuttgart-Hohenheim  
85 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Referent:*  
Prof. Dr. Günter Biemer, Freiburg i.Br.

Das Programmwort von der „antiautoritären Erziehung“ war einer der Schlachtrufe der Studentenrevolution der späten 60er Jahre. Die umgebende Kultur, die gesellschaftlichen Verhältnisse mit ihren prägenden Orientierungen wurden als illegitime „Fremdbestimmung“ abgelehnt. Erst recht Tradition und Glaubensüberlieferung. Daß hiervon jede Art von Erziehung und Bildung betroffen war, insbesondere aber die Pädagogik und die Glaubensunterweisung, liegt auf der Hand. Dies führte zu einem Traditionsbruch, der sich gegenwärtig stark auswirkt und erst heute in seiner ganzen Tragweite erkannt wird. Inzwischen ist „Erziehung“ wieder gesellschaftsfähig geworden. Obwohl sie es nie vergessen hat, erkennt gegenwärtige Kirche wieder deutlicher, daß gelebter, christlicher Glaube auch der Überlieferung der Glaubenswahrheit bedarf. Die „Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation“ ist für die Kirche zur zentralen Herausforderung geworden. Erschwerend kommt hinzu, daß heute dieses Glaubenslernen auf eine Situation trifft, in der die Abnahme persönlich und gemeinschaftlich gelebter Glaubenspraxis einhergeht mit immer mehr bloß theoretischem Wissen über Glaube und Kirche.

Prof. Dr. Günter Biemer, em. Prof. für Pädagogik und Katechetik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Freiburg, befaßt sich seit Ende der 50er Jahre mit den Fragen von Glaubensüberlieferung und -vermittlung, insbesondere auch unter der Perspektive der (religiös-theologischen) Erwachsenenbildung und der Religionspädagogik im Blick auf Kinder und Jugendliche.

# Theologie in ökumenischer Verantwortung

11. Juli  
Stuttgart-Hohenheim  
96 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Referent:*  
Prof. Dr. Otto-Hermann Pesch, Hamburg

Weit mehr als in allen anderen Ländern der Welt prägen in Deutschland, „dem Land der Reformation“, Ökumene und ökumenische Zusammenarbeit das gesamte kirchliche Leben. Das war nicht immer so. Das polemische Gegeneinander und die schroffe konfessionelle Abgrenzung der beiden großen christlichen Kirchen wurde erst durch das Zweite Vatikanische Konzil aufgebrochen. Seither ist vieles geschehen. Zahlreiche Mißverständnisse wurden zwischen den Kirchen aufgearbeitet. Selbst über die zentralsten konfessionstrennenden Kontroversen – wie die Rechtfertigungslehre der protestantischen Theologie – scheint Einigung möglich zu sein.

Andererseits ist gegenwärtig eine ökumenische Stagnation zu konstatieren. Gewisse Grenzen scheinen unübersteigbar: Unterschiede im Verständnis der kirchlichen Ämter, in der Lehre von Eucharistie und Abendmahl und in der Frage der Sakramente offenbaren immer noch gravierende Differenzen im Verständnis von der Kirche. Welche Möglichkeit hat die Theologie, um eine neue Dynamik in die ökumenische Bewegung zu bringen, damit eine überzeugende Gemeinschaft der Kirchen möglich wird?

Sich diesen Fragen zu stellen und Antworten zu finden, dafür ist Prof. Dr. Otto-Hermann Pesch (Jahrgang 1931) in besonderer Weise qualifiziert. Er hat als Katholik seit 1975 den Lehrstuhl für systematische Theologie/Kontroverstheologie im Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Hamburg inne. Seine Hauptforschungsgebiete sind Thomas von Aquin, Martin Luther, Probleme der Dogmengeschichte, gegenwärtige katholische und evangelische systematische Theologie sowie deren gemeinsame ökumenische Fragen.

*mehr als drucken*

Beratung  
Gestaltung  
Fotosatz  
Desktop-Publishing  
Web-Design  
Internet-Support  
Buchdruck  
Offsetdruck

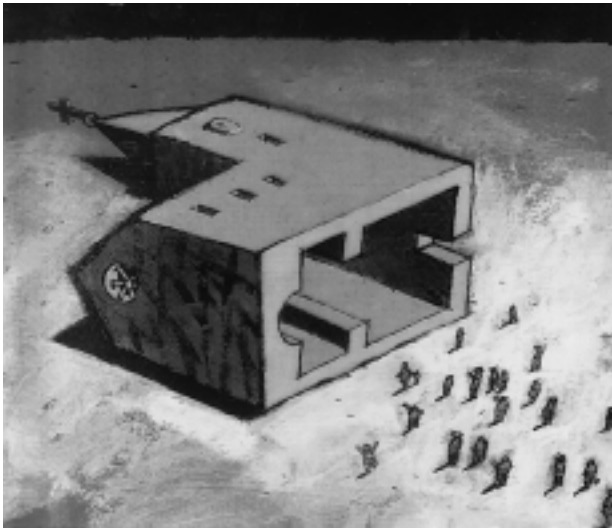
**Grafik**  
GmbH  
**Druck**

Heusteigstraße 66  
70180 Stuttgart  
Telefax (07 11) 6 45 59 31  
Telefon (07 11) 64 55 90  
eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)  
<http://www.grafikdruck.de/>

# KirchenVolksBegehren

Vom 16. September bis zum 12. November 1995 fand unter dem Leitwort „Wir sind Kirche“ in Deutschland das auf Eigeninitiative zurückgehende „KirchenVolksBegehren“ statt. 1,8 Millionen Unterschriften wurden geleistet. 1,5 Millionen davon stammten von Katholiken.

Nach anfänglich eher ablehnender Haltung empfing der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann von Mainz, am 2. Dezember 1995 eine Delegation der Veranstalter des KirchenVolksBegehrens. Die Pressestelle der Deutschen Bischofskonferenz veröffentlichte im Anschluß an das Gespräch zwischen Bischof Lehmann und den Sprechern des Kirchenvolksbegehrens die Worte des Bischofs: „Es kommt darauf an, die sichtbar gewordenen Defizite auf den verschiedenen Ebenen innerhalb der Kirche aufzugreifen. Hinter den Gesprächen über die im KirchenVolksBegehren angesprochenen Themen stehen vielfach ernsthafte existentielle Fragen, wie die Sinnfrage und damit die Frage nach Gott.“ Der Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Dr. Walter Kasper, empfing ebenfalls Vertreter der Veranstalter des KirchenVolksBegehrens in seiner Diözese zum Gespräch.



# Was nun – Kirche? Zur Situation nach dem KirchenVolksBegehren

26. Januar  
Stuttgart-Hohenheim  
317 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Gebhard Fürst

*Referentin/Referenten:*  
Prof. Dr. Alfons Auer, Tübingen  
Prof. Dr. Michael Ebertz, Freiburg i.Br.  
Dr. Ursula Utz, Schwäbisch Hall  
Christian Weisner, Hannover

In einer als „stürmisch“ bezeichneten Sitzung korrigierte das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken die ursprünglich ablehnende Haltung seiner Präsidentin.

Nachdem die Unterschriften-Aktion abgeschlossen war und die Forderungen auf dem Tisch lagen, fragte die Akademieveranstaltung am Vorabend des bundesweiten Treffens der Initiatoren, der Sprecher und der diözesanen Träger des KirchenVolksBegehrens in Düsseldorf, bei dem über die Zukunft der Initiative beraten werden sollte: Welche Situation ist in der katholischen Kirche nach dem KirchenVolksBegehren entstanden? Beginnt der Spaltpilz zu wachsen? Wie gehen die Adressaten der Unterschriftenaktion mit den Ergebnissen des Kirchenvolksbegehrens um? Wie wird die angekündigte zweite Phase des Kirchenvolksbegehrens aussehen? Wie wirken sich die Vorgänge auf die Kirche aus? Was kann, was sollte, was könnte geschehen?

Der von der Akademie aus diesem Anlaß veranstaltete Informations- und Diskussionsabend zeigte schon durch seine große Teilnehmerzahl, daß dieses KirchenVolksBegehren und die in ihm angesprochenen Probleme auf sehr großes und breites Echo stießen.

Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst, Gastgeber dieses

## Bischöfe und Papst herausfordern

**Nach dem Kirchenvolksbegehren soll weiter Druck ausgeübt werden – Moraltheologe mahnt zu Geduld**

Abends, zeigte sich überzeugt, daß eine lückenlose und flächendeckende Befragung noch erheblich mehr Zustimmung erbracht hätte. „Ich bin sicher, daß sehr viel mehr Menschen in unserer Kirche der Grundtendenz des KirchenVolksBegehrens zustimmen, als das durch die 1,5 Mio. Unterschriften zum Ausdruck kommt.“

Die aktuelle innerkirchliche Situation kennzeichnete er mit folgenden Worten: „Es muß nun endlich etwas geschehen! Andernfalls greift Resignation um sich, die viele aus der Kirche hinausführen wird. Es muß sich etwas bewegen! Und seien es noch so kleine, sichtbare Schritte in Richtung der vom KirchenVolksBegehren geforderten Reformen.“

Die Teilnehmer der Akademieveranstaltung interessierten sich in unterschiedlicher Weise am KirchenVolksBegehren. Unter ihnen waren solche, die unterschrieben haben, solche, die sympathisierten, aber auch Skeptiker und Kritiker und auch Menschen, die dieses Verfahren einer „Volksbefragung“ ablehnten und verärgert waren. Direktor Fürst versuchte, diese vielschichtige Stimmung aufzugreifen und bat um eine faire Auseinandersetzung. Er sagte: „Ich weiß – und ich habe dies in diesem Raum auch schon erfahren –, wie emotionsgeladen das KirchenVolksBegehren ist. Ich hoffe auf eine möglichst offene Diskussion im Interesse der Sache und in Achtung vor den Menschen, die Positionen haben, die nicht die eigenen sind. Das KirchenVolksBegehren fordert eine geschwisterliche, eine dialogische Kirche. Dies können wir heute abend verwirklichen, wenn wir die Argumente, Überzeugungen und Positionen des anderen hören und einander zu verstehen suchen.“ Bischof Kasper bezeichnete eine „Kultur des Streitens“ (Neujahrsansprache 1996) als eine neben anderen stehende „durchgängige Leitidee“ kirchlichen Lebens. Wer, wenn nicht die kirchlichen Akademien, sollte nicht dies zu verwirklichen suchen, da doch ihre zentrale Leitidee der Dialog ist? Wo denn, wenn nicht im Raum der kirchlichen Akademien, sollte denn offen und fair diskutiert werden? Die Akademien wurden ja gerade dafür gegründet, um sich mit der Zeit konstruktiv auseinanderzusetzen.

Stuttgart. Mehr konkrete Provokationen von den Diözesen fordert Domdekan Georg Kopp (Rottenburg). Gegenwärtig würden weder die Bischofskonferenzen noch Rom genügend herausgefordert. Kopp sprach den anderen Besuchern eines Diskussionsabends zur Situation nach dem Kirchenvolksbegehren im überfüllten Saal der katholischen Akademie in Stuttgart-Hohenheim aus dem Herzen. Bei den Befürwortern von Reformen scheint Ratlosigkeit über das weitere Vorgehen zu herrschen. Auf die im Motto der Veranstaltung „Was nun – Kirche?“ formulierte Frage blieb selbst Christian Weisner (Hannover), Initiator der Reformaktion, eine konkrete Antwort schuldig. Weisner will, daß das Kirchenvolksbegehren eine Bewegung bleibt, und kündigte weiteren Druck auf Bischöfe, Bischofskonferenz und auf den Papst bei dessen Berlinbesuch im Sommer an.

Für den Tübinger Moraltheologen Alfons Auer (80), der die Reformaktion zwar „grundsätzlich positiv“ bewertet, ist für den weiteren Erfolg jedoch die Beschränkung auf wenige erreichbare Ziele, die die „eigentlichen strukturellen Probleme“ ins Visier nehmen, unabdingbar. Dazu zählt er die Weihe verheirateter Männer zu Priestern und als ersten Schritt zum Frauenpriestertum das Diakonat der Frau, weil die Aufwertung der Frau in der Kirche längst überfällig sei. Auer ist überzeugt, daß ein nicht hinreichendes Gefüge von Zielen (Frohbotschaft, Geschwisterlichkeit oder Sexualethik) die Wirkung der Aktion stark beeinträchtigt hat.

Im Bewußtsein, „wie schwierig es ist, in der Kirche etwas voranzubringen“, rief Auer zu Geduld und Augenmaß auf. Er ist sicher: „Der Dialog ist in Gang gekommen, und er wird die Kirche verändern“.

Als „äußerst fatal“ für die Zukunft der Kirche stuft Auer ein, „wenn leidige Verzögerungen“ bei den strukturellen Reformen zum Alibi würden, „um Untätigkeit und Resignation zu rechtfertigen“.

### Keine Gegenwehr

Auer sieht die theologischen Argumente auf seiner Seite. Biblische Gründe für den Zölibat oder die Ablehnung des Frauenpriestertums sieht er nicht. Nicht nur das endgültige Nein aus Rom zum Frauenpriestertum ist für den Moraltheologen unfaßbar, sondern auch, „daß keiner der Dogmatiker von hohem Grad im deutschen Episkopat sich dagegen zur Wehr gesetzt hat“.

Der Substanz des Gemeindelebens droht nach Auers An-

sicht Gefahr, wenn nicht verheiratete Männer zu Priestern geweiht werden. Da nach kirchlichem Verständnis die Feier der Eucharistie „Mitte und Höhepunkt des ganzen Lebens der christlichen Gemeinde ist“, hält es Auer für unverantwortlich, „daß Hunderte von Pfarreien einer Diözese unbesetzt bleiben und die Gemeinden in sogenannten priesterlosen Gottesdiensten mit sonntäglichen Kommunionfeiern buchstäblich abgespeist werden“. Es gebe aber genug Männer, die priesterliche Aufgaben übernehmen würden, „wenn ihnen nur ein Bischof die Hände auflegen würde“.

Professor Michael Ebertz, Soziologe aus Freiburg und Berater im Zentralkomitee der deutschen Katholiken, schlug vor, das Kirchenvolksbegehren solle zu einem Verein werden, der den Dialog in Bahnen lenke. Außerdem empfahl er empirische Studien und Meinungsumfragen, um zum Beispiel zu erfahren, was die Menschen mit den plakativen Forderungen des Kirchenvolksbegehrens verbinden.

Einen Reformstau seit 30 Jahren beklagte Ursula Utz, Sprecherin der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Sie bedauerte, daß die Bischöfe jetzt den Eindruck erweckten, als wollten sie die Probleme aussitzen. Bei den Ratsgremien lasse sich der Verdacht nicht von der Hand weisen, sie seien Beschwichtigungsgremien.

Domdekan Georg Kopp will es nicht dabei bewenden lassen, daß „man lieb zueinander ist“, sondern die strukturelle Ebene verändern. Dazu zählt für ihn die Frage der Leitung auf allen Ebenen. Gremien sollten nicht nur beratende, sondern auch Abstimmungsrechte haben. Um Forderungen des Kirchenvolksbegehrens Nachdruck zu verleihen, sollten jetzt alle Gremien in den deutschen Bistümern die Reformforderungen behandeln und sich dann gezielt an die Bischofskonferenz wenden. Ihm gefällt die „Beliebigkeit“, mit der die Debatte geführt wird, nicht.

Akademiedirektor Gebhard Fürst hält „sichtbare Schritte in Richtung der vom Kirchenvolksbegehren geforderten Reformen“ für überfällig. Denn: „Wer sich dem angestauten Reformdruck und dokumentierten Reformbedarf verweigert, dem gleitet die Leitung aus der Hand.“ Rainer Lang



*Das Kirchenvolksbegehren haben Ende 1995 1,5 Millionen deutsche Katholiken unterschrieben. Zu den Forderungen gehören: Abschaffung des Pflichtzölibats, Priesterweihe von Frauen, Gleichwertigkeit aller Gläubigen und positive Bewertung der Sexualität.*

# Kirchenvolks Begehren

## Ratio vor dem „Glaubenssinn der Gläubigen“?

Studientag

26. Februar 1996  
Stuttgart-Hohenheim  
64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:  
Dr. Abraham Peter Kustermann

### Programm:

*Das „Kirchenvolksbegehren“: Symptom einer partizipationsschwachen Kirche*

*Anmerkungen aus journalistischer Sicht*

Klaus Nientiedt, Herder-Korrespondenz, Freiburg i. Br.

*Miteinander glauben: Vom Monopol des Lehramtes zur Partizipation des Gottesvolkes*

*Zum Glaubenssinn der Gläubigen aus fundamentaltheologischer Perspektive*

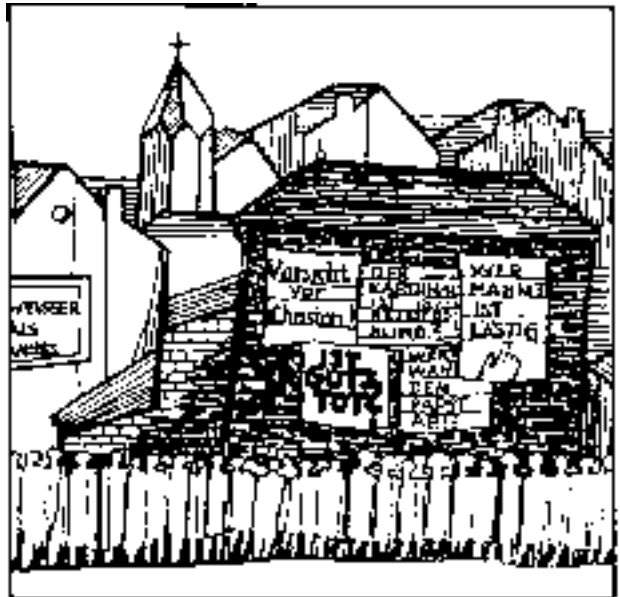
Prof. Dr. Dietrich Wiederkehr, Luzern

*„... und wendet den übergebenen Glauben im Leben voller an“ (Lumen Gentium 12)*

*Kanonistische Reflexionen zum Glaubenssinn der Gläubigen mit Blick auf die Praxis in Kirche und Gemeinde*

Prof. Dr. Richard Puza, Tübingen

Vox populi vox Dei (Volkes Stimme ist Gottes Stimme) – so einfach läßt sich das „Kirchenvolksbegehren“ vom Herbst 1995 wohl nicht einordnen; ebensowenig nach Absicht, Aufwand und Echo ähnliche Aktionen, abgeschlossene oder geplante, bei unseren europäischen Nachbarn und in Nordamerika. Trotzdem ist es unabweisbar, Vorgänge dieser Art sauber zu kategorisieren, denn nur dann sind sie angemessen einzuordnen und zu begreifen (was ja nicht gleichbedeutend ist mit der Anwendung des Schubladen-Prinzips).



Paul Reding

Aber gerade damit tut man sich – die Vorgänge um das „Kirchenvolksbegehren“ haben es überdeutlich gezeigt – noch allenthalben schwer: unverhältnismäßig und in fast unverständlicher Weise schwer, denn mit dem klassischen Lehrstück vom „Glaubenssinn der Gläubigen“ (sensus fidelium) sind theologische und kirchliche Verbindlichkeiten formuliert, die im gegebenen Fall zum Zug kommen müssen, ohne ins Belieben der beteiligten Instanzen gestellt zu sein.

Der Dornröschenschlaf dieses glaubenstheologischen Lehrstücks scheint zu Ende zu gehen. Es muß neu gelernt, neu durchbuchstabiert werden. Seine Beherzigung machte manches Lehrgeld verzichtbar, nicht nur im Makrokosmos der Weltkirche, auch im Mikrokosmos einer Gemeinde.

Diese Aussicht war Anlaß, ihm einen Studientag zu widmen, bei dem es nicht primär um die im „Kirchenvolksbegehren“ von 1995 angesprochenen Sachpunkte ging, sondern um die Entwicklung einer theologischen und ekklesiologischen Perspektive, in der sich Vorgänge wie dieser angemessen und produktiv – und nicht nur als „Provokation“ – begreifen lassen.

Dieses Bemühen um eine angemessene Perspektivität – und insofern um die Versachlichung der Diskussion, um die Stärkung und Kultivierung des innerkirchlichen Dialogs – durfte sich auf einer Linie wissen mit der Stellungnahme des Vorstandes der Deutschen Sektion der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie zum „Kirchenvolksbegehren“ von Ende 1995, in der es u.a. heißt:

*Das Kirchenvolksbegehren ist ein ernstzunehmender Versuch, Mitverantwortung in der Kirche wahrzunehmen. Somit ist eine gründliche theologische Auseinandersetzung mit diesem neuen Phänomen in der Kirche sowie mit den darin angesprochenen einzelnen Fragen und Problemfeldern geboten. Im Interesse der Sachanliegen aller, die sich in der durch das Kirchenvolksbegehren erfreulicherweise in Gang gekommenen Diskussion zu Wort melden, sind auf diese Weise eher emotionale Pro- und Kontrapositionen und ungerechte Polarisierungen, die leider auch herbeigeredet werden können, zu vermeiden bzw. zu überwinden. Unbestreitbar ist das Kirchenvolksbegehren nämlich ein deutliches Signal für einen binnenkirchlichen Problemstau. Gerade um der eigentlichen grundlegenden Probleme um Glauben und Christsein heute willen, die manche im Kirchenvolksbegehren vermissen, muß dieser abgebaut werden, um nicht Fixierungen auf Sekundäres zu fördern und so Vorurteilen gegenüber Kirche und Theologie Vorschub zu leisten. [...] Wie weit verschiedene Erfahrungswelten von Kirche und Glauben sich in der deutschen Kirche schon voneinander entfernt haben, wird daran sichtbar, daß einerseits die beachtliche Zahl von 1,5 Millionen Katholiken und Katholikinnen das Kirchenvolksbegehren unterschreiben, und dies allen Behinderungen und Abwehversuchen zum Trotz, und andererseits Vertreterinnen und Vertreter offizieller kirchlicher Gremien demgegenüber besten Willens darauf verweisen, daß die dort angesprochenen Probleme doch seit Jahren in der Diskussion seien. Um so mehr sind Offenheit gerade für zunächst unverständlich erscheinende Auffassungen, nicht nur verbal beschworene, sondern konkret geübte Dialogbereitschaft sowie eine angstfreie und Selbstkritik einschließende Streitkultur Herausforderung und Gebot der Stunde. [...] Eine wichtige Aufgabe der Theologie wird somit in der nächsten Zukunft darin bestehen, Möglichkeiten und Grenzen einer Neuorientierung kirchlicher*

*Praxis auch in den vom Kirchenvolksbegehren angesprochenen Fragen zu erkunden, und dies in hoffentlich von Diskussionsverboten und sonstigen Pressionen freier Atmosphäre. Dabei wird sich die Kirchlichkeit der Theologie nicht in vorbehaltloser Anpassung an den Status quo und seine Verteidiger, sondern in der Sensibilität zu bewähren haben, mit der sie den Ort der Kirche in der Gesellschaft und die konkrete Gestalt ihrer Sendung angesichts der gegenwärtigen Umbrüche und Abbrüche bestimmt. So ist die wissenschaftliche Theologie, und zwar als die eine Wissenschaft des Glaubens, zugleich aber auch in ihren Einzeldisziplinen, nicht zuletzt herausgefordert, sich ihrer Stellung und Aufgabe heute neu zu vergewissern. [...]*

## KirchenVolksBegehren

16. September – 12. November 1995



- Für eine geschwisterliche Kirche und die Gleichwertigkeit aller Gläubigen.
- Volle Gleichberechtigung der Frauen in allen kirchlichen Ämtern.
- Keine Bindung des Priesteramts an den Zölibat. Stattdessen freie Wahl der Lebensform.
- Positive Bewertung der Sexualität. Anerkennung der verantworteten Gewissensentscheidung.
- Frohbotschaft statt Drohbotschaft.

# Theologische Seminare Boom des Religiösen – Krise des Glaubens

## **Christliche Lebenskultur und vagabundierende Religiosität**

### **Theologisches Seminar der Region III**

23.–24. September  
Stuttgart-Hohenheim  
43 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Gebhard Fürst  
Dagmar Mensink

*Referentin/Referenten:*  
Susanne Beul, Rottenburg  
Priv.-Doz. Dr. Rainer Bucher, Bonn  
Ulrich Hoffmann, Memmingen  
Prälat Georg Kopp, Rottenburg  
Klaus-Dieter Pape, Tübingen  
Dr. Walter Schmidt, Stuttgart

### **Theologisches Seminar der Region X**

14.–15. Oktober  
Weingarten  
64 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Rainer Öhlschläger

*Referentin/Referenten:*  
Susanne Beul, Rottenburg  
Prälat Alfred Ebert, Rottenburg  
Prof. Dr. Michael N. Ebertz, Freiburg i. Br.

### **Theologisches Seminar der Region VIII**

4.–5. November  
Weingarten  
41 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Heinz-Hermann Peitz

*Referenten:*  
Rudolf Kling, Lauffen  
Bernhard Löffler, Laupheim  
Matthias Vött, Tübingen

### **Theologisches Seminar der Region VI**

17.–18. November  
Ellwangen  
48 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Franz Josef Klehr

*Referenten:*  
Prälat Hubert Bour, Rottenburg  
Dr. Reinhart Hummel, Stuttgart  
Joachim Müller, Balgach (CH)  
Klaus-Dieter Pape, Tübingen  
Dr. Walter Schmidt, Stuttgart

### **Theologisches Seminar der Region I**

18.–19. November  
Stuttgart-Hohenheim  
55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Gebhard Fürst

*Referenten:*  
Dr. Rainer Bucher, Bonn  
Prof. Dr. Michael N. Ebertz, Freiburg i. Br.  
Prof. Dr. Walter Schmidt, Stuttgart  
Alfred Peter Wolf, Rainau-Dalkingen

Bestimmte Themen scheinen „dran“ zu sein. Bei den Theologischen Seminaren handelt es sich um ein Weiterbildungsangebot an die Pfarrer und pastoralen MitarbeiterInnen in den Regionen der Diözese. Das Institut für Fort- und Weiterbildung und die Akademie unterbreiten jeweils thematische Angebote, unter denen die Regionen auswählen können. 1995 und 1996 war das genannte Thema der Renner. Jede der 10 Regionen wollte sich mit dieser Problematik befassen.

Selbstverständlich interessiert der Markt der verschiedensten religiösen Angebote, auf dem sich zahlreiche Sekten, Gemeinschaften, esoterische Bewegungen und auch kommerzielle Anbieter tummeln. Quantitativ größere Bedeutung kommt der vagabundierenden Religiosität der Kirchenmitglieder zu. Genauer gesagt: Es haben sich die Mitgliedschaftsverhältnisse verändert. Religionssoziologisch kann man nicht mehr von Überzeugungsgemeinschaften sprechen. Kirchenmitglieder verstehen sich viel eher als „Kunden“, die situativ und zeitlich befristet ihre Bedürfnisse an die Religionsgemeinschaften herantragen. Dieses Phänomen hat Prof. Dr. Michael Ebertz, Religionssoziologe aus Freiburg, bei mehreren Seminaren beschrieben. Aus seinen Erkenntnissen zieht er pastorale Konsequenzen. Die Überakzentuierung und Betonung auf die Gemeindepastoral hält Ebertz für falsch. Statt dessen fordert er eine Verstärkung der Pastoral der Zwischenräume, eine Intensivierung der Kommunikation mit „ungebundenen Sinnsuchern“, ohne diese gleich in ein bestimmtes „Gemeindemilieu“ vereinnahmen zu wollen. Die evangelische Akademie Bad Herrenalb hat Prof. Dr. Ebertz 1995 ihren Akademiepreis verliehen. Wir drucken im folgenden die Festrede des Geehrten ab und danken der Akademie und dem Autor für die Erlaubnis zur Veröffentlichung. (Original in: Diskussionen 33, Zeitschrift für Freunde der Akademiearbeit, Bad Herrenalb 1996)

Michael N. Ebertz

### **Von der Wahrheit zur Ware?**

Kirchenmitgliedschaft als Tauschverhältnis

Angesichts hoher Kirchenaustrittszahlen, die – zusammen mit dem Steuerausfall wegen anhaltender Massenarbeitslosigkeit – den Kirchen inzwischen auch erhebliche betriebswirtschaftliche Probleme bereiten und hier und da bereits Arbeitsplatzverluste, Gehaltskürzungen und Einrichtungsschließungen zur Folge haben, rücken die Fragen ins Zentrum, wen es und was so vergleichsweise viele Menschen aus der Kirche hinausbewegt, welche hierfür begünstigenden gesellschaftlichen Kontextbedingungen benennbar sind und wie die Austretenden diesen Vorgang der Aufkündigung der Kirchenmitgliedschaft selbst vor sich und anderen interpretieren. Sind sie vom Glauben Abgefallene, Häretiker, Apostaten, die mit der Kirchenmitgliedschaft die Gemeinschaft – die Gemeinde – der Gläubigen verlassen haben?

Die hohe Zahl der aus der Kirche Austretenden lenkt somit auch den Blick auf die als Mitglieder Auftretenden und auf die in die Kirche Eintretenden zurück, ja wirft die Frage nach den Beziehungsqualitäten und -formen der Kirchenmitgliedschaft, nach deren Bedeutung und Wandel überhaupt auf. Im Kern wird damit das Thema der Transformation der Sozialgestalt von Kirche, d.h. von Kirche als gesellschaftlicher Größe, berührt. Kann die Kirche, wie es Leitvorstellungen nicht weniger ihrer Repräsentanten – die nicht von ungefähr auch ein bestimmtes Gemeindebild präferieren, ja beinahe einem regelrechten Gemeindefetischismus huldigen – unterstellen, auch soziologisch gesehen als eine ‚Gemeinschaft‘ von Glaubenden, als christliche ‚Verantwortungsgemeinschaft‘, als Überzeugungsorganisation, also als eine soziale Einheit relativ gleichgerichtet und gleichgesinnt sich zur Wahrheit des Evangeliums Jesu Christi Bekennender (vgl. Lehmann 1972, 481) begriffen werden, und ist es überhaupt, wiederum soziologisch gesehen, angemessen, Kirche in der modernen Gesellschaft nach solchen Vorstellungen einer Überzeugungs- oder Gesinnungsorganisation zu modellieren? Gilt es nicht vielleicht sogar Abschied zu nehmen von Bildern der Kirche, die theologisch zwar legitim zu sein beanspruchen, aber realitätsfremd (geworden) sind? Und müßte eine Verabschiedung

– oder zumindest Emeritierung und Relativierung – theologisch legitimer zugunsten neuer Modelle von Kirche schon theologisch illegitim sein für eine Religion, die einen inkarnatorischen Gott der Geschichte verkündet? Aber ich will meinen soziologischen Kopf schnell wieder aus der theologischen Domäne herausziehen, bevor mir deren Hüter wegen „Einmischung in die inneren Angelegenheiten“ den göttlichen Zorn herabzuwünschen beginnen.

#### *Der Eintritt von Kirchenmitgliedern als „Schicksal“*

Schon die gängige Form der Gewinnung von Kirchenmitgliedern spricht dagegen, Kirche als Überzeugungsorganisation im soeben skizzierten Sinn zu begreifen. Im Vergleich zum Kirchaustritt, aber auch zum Wiedereintritt, also zum Zurücktritt vom Austritt, ist der Eintritt oder Ersteintritt in die Kirche in der Regel kein bewußter Akt des Mitglieds selbst. Mitgliedschaft in der Kirche ist zwar nicht angeboren, aber in die Kirche wird man in der Regel – als Objekt der Entscheidung der Eltern – hineingeboren. In den christlichen Großkirchen wird Mitgliedschaft also nicht (wie in Sekten, Freikirchen oder freien Kirchen) über einen betonten Bekenntnis- oder Bekehrungsakt im Erwachsenenalter freiwillig erworben, sondern – durch Kindstaufe – „zugeschrieben“. Kirchenmitglied zu sein, kann dann ähnlich „schicksalhaft“ erlebt werden wie die Familienzugehörigkeit, die Staatsangehörigkeit oder das Geschlecht – man kann nichts dafür; und dies ist selbst dann so, wenn – wie heute zunehmend in Großstädten oder in Neubaugebieten beobachtbar – die Taufe auf eine spätere Kindheitsphase aufgeschoben wird. Die gesetzliche Sicherung der Religionsunmündigkeit der Kinder, die hierzulande erst mit dem 14. Lebensjahr endet, reichert das schicksalhafte Merkmal der Kirchenmitgliedschaft unter Zuhilfenahme des weltlichen Arms auch noch mit Momenten des Zwanges an. Nachträglich erst, so sehen es die Kirchen vor, soll das zugeschriebene Merkmal sukzessive in ein „erworbenes“ umgeformt werden, nachträglich soll sich im Lebenslauf gewissermaßen die kirchlich-familial und kirchlich-staatlich regulierte Zwangs- und Schicksalsgemeinschaft zu einer Überzeugungsgemeinschaft entpuppen, mit deren Ideen, Werten und Normen sich das Individuum weitgehend identifiziert und für die es sich engagiert (vgl. Hanselmann/Hild/Lohse 1984, 37).<sup>1</sup>

#### *Der Auftritt von Kirchenmitgliedern*

Abgesehen davon, daß sich die subjektiv gemeinte Bedeutung, welche eine große Zahl der Befragten mit der Taufe verbinden, immer weniger mit dem „institutionell gefaßten Sinn“ dieses sakramentalen Ritus deckt (vgl. EKD 1993, 17f., 36)<sup>2</sup>, trifft jene sozioreligiöse Metamorphose von der kirchlichen Schicksals- zur konfessionellen Überzeugungsbeziehung für die große Mehrheit (von mindestens 70 Prozent) der evangelischen Kirchenmitglieder lebensgeschichtlich allerdings nicht zu, und sie scheint – aus soziologisch benennbaren Gründen – immer weniger zu gelingen (vgl. Ebertz 1988; 1995). Folgt man der jüngsten Mitgliedschaftsstudie der EKD (1993, 16f.), so ist in den vergangenen Jahren die Zahl derer sogar zur absoluten Mehrheit gewachsen, die in ihrem Lebenslauf eine solche kirchlich erwünschte Umwandlung nicht vollzogen haben, sich mit der Kirche dementsprechend nur relativ schwach verbunden fühlen und ihre Kirchenmitgliedschaft mit der Aussage begründen, daß „die Eltern auch in der Kirche sind bzw. waren“.<sup>3</sup> Die EKD-Umfrage kommt zu dem doppelten Schluß, daß (a) nur etwa 10 Prozent der Befragten sich mit ihrer Kirche sehr verbunden fühlen, häufig den Gottesdienst besuchen, am Leben der Ortsgemeinde regen Anteil nehmen und, so wörtlich (EKD 1993, 16), „die kirchliche Gemeinschaft (schätzen), die ihnen einen inneren Halt, Trost und Hilfe vermittelt“. Auf mindestens auf 70 Prozent berechnet die EKD-Studie dagegen (b) den Anteil derjenigen Kirchenmitglieder, die sich anders verhalten, als es kirchlicherseits „von ihnen erwartet wird“. Obwohl für sich Kirchenmitgliedschaft keine große Bedeutung hat, lehnen sie ihre Einbindung in die Kirche nicht ab, sind und bleiben Kirchenmitglieder, zumal sie der zentralen und einzigen Erwartung, deren Erfüllung oder Nichterfüllung in Deutschland faktische Auswirkungen auf Kirchenmitgliedschaft hat, nämlich der Zahlung von Kirchensteuern, nachkommen. Nur für einen Bruchteil dieser Majorität der Kirchenmitglieder kommt deshalb ein Austritt überhaupt in Frage. Diese setzen aber offensichtlich „andere Schwerpunkte, folgen in ihrem Kirchenverhältnis offenbar anderen Mustern und Plausibilitäten“ (EKD 1993, 9, 16; vgl. auch Hanselmann/Hild/Lohse 1984, 38ff.). Deshalb werden sie häufig auch als „Taufscheinprotestanten“, „Karteileichen“ oder als „U-Boot-Christen“ diskreditiert, obwohl man seitens der Kirchen an ihren finanzi-

ellen „Kredit“ nicht uninteressiert ist. Neuere Arbeiten haben ein solches Kirchenverhältnis der gewachsenen Mehrheit in beiden Konfessionen mit dem Ausdruck „diffus“ (Gabriel 1992, 183ff.), die beiden letzten EKD-Mitgliedschaftsstudien mit dem Ausdruck „Unbestimmtheit“ zu charakterisieren versucht (Hanselmann/Hild/Lohse 1984, 39ff., 64ff.; EKD 1993, 15ff.) und damit auch ihre intellektuelle Verlegenheit nicht gerade verbergen können.

Deutlich jedenfalls ist: Der Auftritt der meisten Kirchenmitglieder folgt nicht den Mustern einer Überzeugungsorganisation, die im Unterschied zu Zwangs- und Tauschorganisationen, also etwa zu Gefängnissen und Pflichtschulen bzw. Wirtschaftsunternehmen, statt Widerspruch und Indifferenz ein kohärenteres Bild der Identität der Ziele, Werte und Normen der Organisation und der Überzeugungen der Teilnehmer abgeben müßte (vgl. Hoffmann 1972, 378, 380). Dem Idealtyp der Überzeugungsorganisation scheinen in der gesellschaftlichen Realität andere Organisationen noch markanter zu entsprechen als die beiden Großkirchen – Sportvereine, Männergesangsvereine, der Bund der Steuerzahler, Greenpeace, ja sogar politische Parteien, erst recht religiöse Sekten, Freikirchen und andere religiöse Sondergemeinschaften. Diese These gewinnt noch an Plausibilität, wenn man das größte Teilsystem der Kirche herausgreift, nämlich die verbandlich organisierte Diakonie, die ja auch als „Wesens- und Lebensäußerung der Kirche“ (Grundordnung der EKD, Art. 15) postuliert wird. Nicht einmal die Hälfte der befragten hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter diakonischer Einrichtungen bekennt sich nämlich zu einer ausdrücklich christlichen Motivation ihrer Tätigkeit, einer neueren Studie zufolge (vgl. Nübel 1994, 27f.).<sup>4</sup>

Selbst die Kommunikations- und Handlungsebene der konkreten kirchlichen Gemeinde – ein Begriff, der im katholischen Raum – nicht nur unter Evangelischen ist daran zu erinnern – erst innerhalb der letzten 25 Jahre Auftrieb erhielt (vgl. Lehmann 1972)<sup>5</sup> – scheint dem Idealtypus der Überzeugungsorganisation nur annähernd zu entsprechen. So sehr in den kirchlichen Gemeinden auf Aktivierung gedrängt wird, so empfindlich ist die Reaktion, sobald „Laien“ ein bestimmtes Maß an Apathie verlassen und ein auf Identifikation gegründetes Engagement entwickeln. Solange gewisse exakt definierte

Aktivitäten und Mindestbeiträge geleistet werden, wird eher Überapathie als Überaktivität geduldet, die ja die Autonomie der kirchlichen Bürokratie tangieren und andererseits vermutlich Zielkonflikte unter den Teilnehmern hervorrufen würde, die nach innen die Kooperation und nach außen das Image gefährden könnten (vgl. Hoffmann 1972, 381, 385). Yorik Spiegel (1969, 35) hat einmal formuliert, daß Unruhe in der Gemeinde „eher durch eine Veränderung der Praxis als bei einfachem Nichtstun“ entstehe.

Hat also die in den Lebensläufen normativ vorgesehene Metamorphose des kirchlich- und familial organisierten Schicksalsverhältnisses in eine konfessionelle Überzeugungsbeziehung unter der Dynamik der modernen Gesellschafts- und der kirchlichen Organisationsentwicklung faktisch nicht schon längst eine andere Richtung genommen? Wurde sie noch von den Logiken anderer – gesellschaftlicher – Transformationsprozesse erfaßt, denen die Kirche gar nicht mehr gegensteuern kann? Und hat sich somit unter dem normativen, ja vielleicht sogar ideologischen Schirm der religiösen Überzeugungsgemeinschaft nicht schon längst eine andere Sozialform von Religion in der Kirche eingenistet – von ihren Arbeits- und Finanzstrukturen begünstigt, aber von ihren großen und kleinen „Chefideologen“ längst nicht eingestanden, von ihren Theologen immer noch nicht legitimiert und von den schrumpfenden und tendenziell vergreisenden, milieuerengten Gemeinden erst recht noch nicht akzeptiert? Ist nicht die Kirche so etwas wie eine „Bastardorganisation“, vornehmer formuliert: ein hybrides Mischgebilde geworden, das sich zwar aus Mustern unterschiedlicher Organisationstypen zusammensetzt, in denen aber sozusagen die „Flicker“ der Überzeugungsorganisation immer unscheinbarer werden? Oder sind die Beziehungen derjenigen Kirchenmitglieder, die soziologisch noch am ehesten als überzeugungsorganisationelles Segment der Kirche identifizierbar sind, also tendenziell diejenigen, die durch hohe Identifikation mit, stetige Kontakte zu und glühendes Engagement in der Gemeinde auffallen, gar als die „eigentlich unevangelischen“ zu begreifen, sofern sie sich von der Lenkung und Kontrolle der sichtbaren Kirche noch nicht emanzipiert und für sich die allein wahre unsichtbare Kirche noch nicht entdeckt haben (vgl. Rückert 1972)? Aber auch an dieser Stelle ziehe ich den soziologischen Kopf schnell

*...mehr als  
drucken...*

Beratung  
Gestaltung  
Fotosatz  
Desktop-Publishing  
Web-Design  
Internet-Support  
Buchdruck  
Offsetdruck

**Grafik**  
GmbH  
**Druck**

Heusteigstraße 66  
70180 Stuttgart  
Telefax (07 11) 6 45 59-31  
Telefon (07 11) 6 45 59-0  
eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)  
<http://www.grafikdruck.de/>

seit 25 Jahren **die** Druckerei

wieder aus der theologischen Sphäre heraus und wende ihn irdischen empirischen Befunden zu.

### *Vom Schicksal zum Tausch*

Eine neuere repräsentative empirische Studie in der Schweiz legt ebenfalls die Schlußfolgerung nahe, daß sich die lebensgeschichtliche Metamorphose des Schicksalsverhältnisses der Kirchenmitgliedschaft immer weniger in Richtung eines Überzeugungsverhältnisses gestaltet. Der Mitgliedschafts-Typ des „Anhängers“ ist dementsprechend in beiden Konfessionen zur Minderheit geworden (s. Dubach 1993, 161). Diese Untersuchung zeigt aber auch zugleich, welche Richtung die Metamorphose genommen hat und wie das von den EKD-Studien noch als „unbestimmt“ charakterisierte kirchliche Mitgliedschaftsverhältnis der Mehrheit durchaus genauer bestimmbar wäre. Empirisch immer klarer wird nämlich, daß sich dieses kirchliche Mitgliedschaftsverhältnis der Mehrheit in ein soziales Tauschverhältnis verwandelt hat, in dem sich die Frage nach dem Nutzen der Mitgliedschaft – aber auch nach deren Kosten – vordrängt.<sup>6</sup> Akzentuiert wird dann nicht, wie von den „Anhängern“, die Übereinstimmung persönlicher und kirchlicher Wertvorstellungen, sondern der jeweils persönliche Nutzen, der aus der Kirchenmitgliedschaft gezogen werden kann (vgl. Dubach 1993, 152). Im Gegensatz zum Typ des „Anhängers“, der – wenn überhaupt – nur ein schwach ausgeprägtes Nutzen-Denken in kirchlichen Dingen zeigt (s. Dubach 1993, 161), herrscht bei diesem Mehrheitstyp – die Schweizer nennen ihn kurz den „Kunden“ – die Auffassung vor, „auch ohne die Kirche an Gott glauben zu können“ und als Mitglied auch nicht kontinuierlich an den Angeboten der Kirche teilnehmen zu müssen (Dubach 1993, 162). Ein selbstbestimmtes instrumentelles Tauschverhältnis, d.h. eine Logik von Leistung und Gegenleistung, beherrscht die Beziehung des „Kunden“ zur Kirche, vergleichbar der Klientele von sozialen Dienstleistungsorganisationen. Dieser „Kunde“ läßt sich also seine „Kirchenmitgliedschaft im wahrsten Sinne des Worts etwas kosten, wahrst jedoch im übrigen Distanz zum kirchlichen Leben“, insbesondere zum kontinuierlichen und interaktiv dichten „kirchlichen Gemeinschaftsleben“ (Dubach 1993, 162f.). Vor allem anderen sind ihm an der Kirche die rituellen Begleitungen der persönlichen Lebenswenden, also Taufe, Hochzeit und Beerdigung, aber auch die

Feier kollektiver Lebenswenden (wie Weihnachten) wichtig, abgesehen davon, daß man ja „nie sagen kann, ob man die Kirche nicht einmal nötig haben wird“ (vgl. Dubach 1993, 160; vgl. Ebertz/Schultheis 1986, bes. 32ff.; Ebertz 1993). Dieser Akzent, den der „Kunde“ auf die kirchlich angebotenen Passageriten und auf die Kirche als religiöses Vorsorgesystem, als sozusagen religiöse Sozialversicherungsanstalt setzt, unterscheidet ihn nicht nur vom Typ des „Anhängers“, sondern auch von einem anderen Mitgliedschaftstyp, den ich kurz den „Apathiker“ nennen möchte.<sup>7</sup> Mit dem „Kirchenapathiker“, den ein geringes Interesse selbst an den Passageriten und auch nur „minimale Kosten-Nutzen-Erwägungen“, aber eine hohe Austrittsneigung charakterisieren, verbindet den „Kirchenkunden“ die Tatsache, daß die religiösen Wahrheits- und Geltungsansprüche der Kirchen im Vergleich zum „Anhängers“ keinen zentralen Bezugspunkt für die Mitgliedschaft abgeben (Dubach 1993, 163f.). Mit dem „Anhängers“, der in der Schweiz unter Katholiken verbreiteter ist als unter Protestanten, verbindet den „Kunden“, der dort häufiger unter Protestanten zu finden ist als unter Katholiken, die gegen Null tendierende Austrittsneigung.

Blickt man auf das – allerdings noch relativ unscharfe – Sozialprofil der unterschiedlichen Kirchenmitgliedschaftstypen,<sup>8</sup> scheint es einer gewissen Plausibilität nicht zu entbehren, daß zu dem von einem Tauschverhältnis durchdrungenen Kirchenverhältnis eher Personen neigen, deren Alltag und Lebenslage stark in ökonomische Tauschprozesse eingebunden sind. Unter den „Kirchenkunden“ sind eher Erwerbstätige als Nichterwerbstätige, eher Männer als Frauen, eher Bildungsschwache, in Ausbildung Stehende, eher Arbeiter, leitende Angestellte und größere Selbständige. Auch scheint es kein Zufall zu sein, daß die jüngere Generation und Angehörige von konfessionsverschiedenen Ehen, also Menschen, die sich in ihren sozialen Beziehungen konfessionellen Postulaten kaum fügen können, ohne diese Beziehungen zu gefährden, unter den „Kunden“ überrepräsentiert sind (vgl. Dubach 1993, 163ff.; s. auch Anmerkung 3).

### *Von der Wahrheit zur Ware?*

Macht die Zurückdrängung der institutionellen Wahrheits- und Geltungsansprüche der Kirchen und das Vordringen der Tauschlogik in der Kirchenmitgliedschafts-

beziehung die von den Kirchen angebotene religiöse Dienstleistung tendenziell schon zur „Ware“? Die Tatsache, daß Kirchen bürokratische, mit professionell qualifizierten Berufen und Experten und bezahltem Personal operierende Arbeitsorganisationen geworden sind, welche das generalisierte Mittel des Geldes zur Sicherung ihrer ökonomischen Basis erschließen müssen, ist noch kein hinreichender Grund, die Antwort auf diese Frage zu bejahen. Sie könnte freilich dann nicht verneint werden, wenn die „Produzenten“ des religiösen Gutes – also etwa der Pfarrer oder die Kirchenleitung – über das „Produkt“ ihrer beruflichen Arbeit – also Verkündigung, Sakramenten- und Kasualienverwaltung und Diakonie – als Privateigentum verfügten und dieses nicht zum unmittelbaren „Verbrauch“, sondern zum Zweck des Tauschs als Gewerbe- oder Handelsgut, also als Mittel der privaten Gewinnerzielung bestimmten. Die Bedingungen hierfür sind freilich in beiden Kirchen, die zwar auch wirtschaftende, aber keine Wirtschaftsorganisationen sind, nicht gegeben.<sup>9</sup>

Dies schließt gleichwohl die Nützlichkeit nicht aus, die religiöse Verbraucher-, ja religiöse Warenberatung zu forcieren. Als solche will sich ja in Zukunft die Evangelische Zentrale für Weltanschauungsfragen unter ihrem neuen Leiter verstehen, wenn die Zeitungen (FAZ 14.7.1995) korrekt berichtet haben. Denn Religion, der Gewißheit und Geltung ihres Wahrheitsanspruchs beraubt, sozialstrukturell hochgradig unverbindlich und zur Privatangelegenheit geworden und nicht mehr monopolistisch von den Kirchen verwaltet, wird inzwischen in Deutschland unter verschärften Konkurrenzbedingungen nicht nur konsumiert (s. Luckmann 1988), sondern auch – ähnlich wie die Magie von Kartenlesern und Wahrsagern – haupt- und nebenberuflich verkauft, selbst an „Kirchentreue“ Kirchenmitglieder. Auch diese können gerade an den Schwachstellen des Lebens die interaktive Begleitung durch ihre Kirche vermissen.<sup>10</sup> Die wachsende Nachfrage nach den auf dem freien Markt – auch auf Esoterik-Messen oder im Buchhandel – angebotenen magischen und religiösen Waren spiegelt grundlegende Diskrepanzen wider, Diskrepanzen zwischen dem Rationalitätsanspruch der „Moderne“ und der alltäglichen Erfahrung seiner Ohnmacht gegenüber Lebensrisiken wie Krankheit oder Tod sowie existentiellen Unsicherheiten in neuartigen Passagen im Bereich von Beruf und Pri-

vatleben wie Arbeitslosigkeit oder Beziehungsproblemen, Diskrepanzen aber auch zwischen dem universellen Heilsanspruch der offiziellen Religion der Kirchen und den konkreten Anliegen aus pragmatischem Hilfe- und „Sinn“-Bedarf (vgl. Ebertz/Schultheis 1986a, 71ff.).

Nicht jeder Tausch von Gütern ist also schon als ökonomischer Tausch, als Warentausch, zu begreifen – denken wir etwa an den beiderseitigen Tausch von Zärtlichkeiten der Liebenden, an die allgemeine Reziprozität im Familienleben oder an den Dank, den ich hiermit für den Bad Herrenalber Akademiepreis zum Ausdruck bringe. Nicht jede Gabe ist schon Ware. Eine stillende Mutter denkt noch nicht an den „Rückfluß“ ihrer Gabe im Rentenalter. Im Unterschied zu den speziellen und preis- oder tarifgenauen Verpflichtungen, die durch ökonomischen Tausch begründet werden und sich auch in Gestalt eines formellen Vertrages manifestieren können, basiert sozialer Tausch auf unspezifischen Erwartungen und Verpflichtungen über künftige Gegenleistungen (vgl. Dubach 1993, 153). Ihr besonderer Charakter liegt darin, daß eine Seite eine Leistung, die durchaus auch finanzieller Art sein kann, erbringt, ohne daß die Art der zu erwartenden Gegenleistungen im einzelnen festgelegt und exakt verrechenbar ist. Es besteht lediglich eine begründete allgemeine Erwartung, daß der Partner in der Zukunft irgendeine als Gegenleistung akzeptierte Leistung erbringen wird. Da also keine vorgängigen Abmachungen über Gegenleistungen getroffen werden, setzt sozialer Tausch Vertrauen in die sozialen Beziehungen der Beteiligten bzw. „Systemvertrauen“ voraus (vgl. Dubach 1993, 153). Zum ökonomischen Tauschproblem, also zu einer wirklich pekuniären Kostenfrage, wird die soziale Tauschbeziehung im Kirchenmitgliedschaftsverhältnis erst dann, wenn ihr Nutzen seitens des Kirchenmitglieds strittig, d.h. das Vertrauen in die generell erwartbare basale Gegenleistung allmählich oder mit einem Schlag massiv enttäuscht und nicht mehr ausbalanciert wird (vgl. Hild 1974, 288; Ebertz 1995, 165f.). Erst dann kommt es zum Kirchenaustritt, wie ihn jüngst Gerhard Schmied (1994) entlang von biographischen Interviews als eben „abgebrochenen Tausch“ explorativ erforscht hat (vgl. auch Mette 1992). Während die Funktionsträger der Kirchen ihren Einfluß vor allem am Teilnahmeverhalten der Mitglieder und an der Befolgung kirchlicher Normen messen, konzentrieren sich die Erwartungen der Mehr-

heit der übrigen Kirchenmitglieder um den Gesichtspunkt, ob die kirchlichen Deutungsschemata und symbolischen Handlungen ihnen helfen, zu verstehen und selbst verstanden zu werden, ob sie ihnen helfen, ihre Interaktionen fortzuführen und ihre jeweilige „Lebenssituation zu bestehen und festlich zu begehen“ (Nüchtern 1994, 49; vgl. Geller 1986, 33f., 59).

Daß die in der Kirche Verantwortlichen solchen Erwartungen häufig nicht entgegenkommen, Vertrauen verspielen, ja zerstören können, was auch damit zusammenhängt, daß sie häufig lebensweltlich abgekoppelt sind von und unsensibel sind für solche elementaren Erwartungen und Bedürfnisse der Menschen, darauf hat nicht zuletzt immer wieder auch Michael Nüchtern konstruktiv aufmerksam gemacht, der sich zugleich für die theologische Aufwertung anderer – situativer, punktueller – Sozialformen des Kircheseins in der modernen Gesellschaft ebenso stark macht wie für die kirchliche Rehabilitierung derer, die sich einem bestimmten kirchlichen Gemeindebild nicht einfügen wollen oder auch nicht einfügen können (vgl. Nüchtern 1994).

#### *Abschied von der „Kirche als Gemeinde“?*

Damit wird das Vordringen von Tauschbeziehungen im kirchlichen Mitgliedschaftsverhältnis, so sehr es auch deutlichen Trends in der heutigen Gesellschaft – der strukturellen, kulturellen und individuellen Pluralisierung und damit der Privatisierung des Religiösen (s. Ebertz 1995a) – entspricht, zugleich zu einer kircheninternen Anfrage an die Qualität und Qualitätssicherung kirchlicher Dienstleistungen sowie an die vielfältigen sozialen und kulturellen Begrenztheiten und Beschränktheiten des kirchlichen Lebens, insbesondere des parochialen Gemeindelebens. Verträgt die hier und da beobachtbare kuschelige Wärmeverbundenheit – anderswo sagt man: „der Mief“ – von Kirchengemeinden überhaupt Fremdheit und Neuzugang? Hans Wulf (1993, 9) wagt in den Lutherischen Monatsheften die These, „daß heute vor der Gemeinde mehr Christen leben als innerhalb. In dem Maße, in dem die Kirche ihre Identität in die Gemeinde verlagert, kündigt sie die inneren und äußeren Beziehungen dieser Menschen zur Kirche auf“. Ist es nicht so, wie er weiter schreibt, „daß die Kirche durch die Bindung an den kleinen, aber sehr intensiven Gemeindebetrieb den Zugang zu sich laufend erschwert“?

Ist es nicht so, wie kultursoziologisch weiter gefragt werden kann, daß die konkreten parochialen Gemeinden nicht selten im festen Griff ganz bestimmter, genauer beschreibbarer „Erlebnismilieus“ sind und deshalb auf andere als lebensfern und belanglos, ja abstoßend wirken? „Erlebnismilieus“ sind neuartige Kommunikations- und Handlungs-, insbesondere soziale Orientierungs-, Zugehörigkeits- und vor allem ästhetische Stileinheiten, die sich als „neue Gemeinsamkeiten unter der Bedingung der Individualisierung“ herausgebildet haben und dem Mit- und Gegeneinander Richtung geben (Schulze 1992, 75). Die Grenzziehung dieser „Milieus“ – der Autor der empirischen Zeitdiagnose über die moderne „Erlebnisgesellschaft“ unterscheidet ein „Niveaumilieu“ (NM), ein „Harmoniemilieu“ (HM), ein „Integrationsmilieu“ (IM), ein „Unterhaltungsmilieu“ (UM) und ein „Selbstverwirklichungsmilieu“ (SM) – folgt einer ‚Soziologik‘, nämlich der des Zusammenspiels von Generations- und Bildungsmerkmalen. Deshalb lassen sich diese fünf Milieus auch als „Alters-Bildungs-Gruppen“ (Schulze 1992, 278) charakterisieren. Ältere Personen mit vergleichsweise sehr hohen Bildungstiteln (vom Fachabitur aufwärts) sind Träger des „NMs“ und weisen bei allen Unterschieden grundlegende Gemeinsamkeiten etwa der Alltagserfahrung, der alltagsästhetischen Präferenzen und Distanzierungen (etwa bezüglich der Wohnzimmereinrichtung oder des musikalischen Geschmacks) sowie des Persönlichkeits-, Lebens- und Gesellschaftsbilds auf – Dimensionen, nach denen auch die anderen Erlebnismilieus systematisch porträtiert werden. Während man z.B. die Repräsentanten des „NMs“ etwa im klassischen Konzert, in der Oper (nicht in der Operette), in Restaurants mit „gehobener“ Atmosphäre, als kluge Köpfe hinter überregionalen Tageszeitungen, allerdings kaum unter den Lesern von Modezeitschriften, in Discos oder in der Volksfestszene findet, tendieren ältere Personen mit unteren Bildungsabschlüssen („HM“) zum häufigen TV-Konsum mit Bevorzugung von Heimatfilmen und von Volksmusik und zum Lesen von Boulevardblättern, selten von überregionalen Tageszeitungen. Das „IM“ umfaßt ebenfalls eher ältere Personen, allerdings mit mittleren Bildungsabschlüssen, und hat seinen wichtigsten „sozialen Ort“ im Heim und in den darum gezogenen konzentrischen Kreisen, also in Haus, Garten, Küche, Nachbarschafts- und Vereinskontakten. Es ist das Milieu der Angestellten, der Normativität des

„Normalen“, der kultivierten Trivialität: „Man tendiert eher zum Hauptvorschlagsband der Buchgemeinschaft als zum Groschenroman“ (Schulze 1992, 302). Jüngere (unter 40) mit niedrigen Bildungsgraden sammeln sich vorzugsweise im sogenannten „UM“, wo ein Lebensstil gepflegt wird, der von den Schallerlebnissen der leichten Unterhaltungsmusik – auch des deutschen Schlagers – bestimmt ist und sich vorzugsweise um das Auto, das Motorrad, den Fußballclub zentriert. Man ist eher in Spielhallen, Bräunungsstudios oder in der Gemeinde der Bildungsleser als unter den Rucksacktouristen oder in der Leserschaft von liberalen oder kritischen Zeitungen und Zeitschriften zu finden – eines der Kennzeichen des „SMs“, das sich am schärfsten gegen alle anderen Milieus absetzt, auch gegen das „NM“. Es umfaßt zwar wie dieses Personen mit höheren Bildungstiteln, aber eben die deutlich jüngeren, die sich in den ästhetischen Werten und Normen jener Nachfolger des Bildungsbürgertums kaum mehr wiederfinden können.

Von pastoral-, kirchen- und religionssoziologischem Interesse – dem die Studie leider nur wenig explizite Aufmerksamkeit schenkt – ist zum einen, daß einige dieser Erlebnismilieus mehr, andere weniger oder gar nicht mehr („SM“; „UM“) an das kirchliche Leben sozusagen angekoppelt sind (s. Schulze 1992, 330). Als vergleichsweise „kirchennah“ entpuppen sich „IM“ und „HM“, wenn auch offensichtlich mit unterschiedlichen Relevanzen (s. Schulze 1992, 289, 296, 300, 309). Wirken viele Kirchengemeinden nicht auch deshalb auf viele „abstoßend“, weil sie allein schon in ästhetischer Hinsicht – bis in das Liedgut, das Liedtempo, die Raum-, Fest-, Pfarrbrief- und Schaukastengestaltung hinein – von bestimmten Erlebnismilieus „regiert“ werden und das Seelsorgepersonal kaum Zugang (mehr?) zu anderen Erlebnismilieus hat? Man mag dies als „äußerlich“ oder als theologisch „uneigentlich“ abqualifizieren, trägt damit aber nicht dazu bei, die Vielzahl der – für den Insider häufig kaum, zumeist nur dem „fremden Blick“ erkennbaren – ungewollten, aber faktischen Schwellen und Barrieren in den eigenen Blick zu nehmen und aus dem Weg zu räumen. Daß Einflußreiche auch unter den „Kirchenlaien“ nur wenig Interesse haben, solche faktischen sozialen Schließungs- und Ausschließungsvorgänge auch nur wahrzunehmen, liegt auf der Hand, haben diese ästhetischen Barrieren doch die latente Funktion, ihr eigenes „Milieu“ zu repro-

duzieren und auch noch religiös zu überhöhen. Von pastoral-, kirchen- und religionssoziologischem Interesse ist zum anderen auch die Reform- und Innovationsresistenz derjenigen beiden Milieus, welche die durchschnittlichen parochialen Gemeinden allem Anschein nach „regieren“. Im Harmonie- und im Integrationsmilieu herrschen nämlich Weltansichten vor, für die eine „Perspektive der Gefahr“ mit ausgeprägter „Angst vor dem Unbekannten“ bzw. das „Streben nach Konformität“ und Konventionalität mit ausgeprägtem „Unbehagen angesichts des Außergewöhnlichen“ (Schulze 1992, 294, 302) charakteristisch sind.

Gilt es also Abschied zu nehmen von liebgewordenen Bildern der Kirche als Gemeinde, die theologisch zwar legitim zu sein beanspruchen, aber immer weniger zu den modernen Lebensverhältnissen passen? Ist also nicht die Notwendigkeit einer Emeritierung und Relativierung überkommener und vertrauter sowie der Einbau neuer Modelle von Kirche angesagt, einer Kirche, die als ein wanderndes Gottesvolk durch die Geschichte einen inkarnatorischen Gott der Geschichte verkündet? Ich möchte an dieser Stelle einen theologischen Kopf vorschreiben, nämlich mit einer, wie mir scheint, bedenkenswerten Antwort von Michael Nüchtern (1991, 128) enden, der auf der vorletzten Seite seines programmatischen Buches „Kirche bei Gelegenheit“ auch und gerade im Blick auf die Kirchenmitgliedschaft als Tauschverhältnis schreibt:

„Die Zukunftsaufgabe für die Kirche am Ende des 20. Jahrhunderts besteht darin, Strukturen der Kommunikation zu entwickeln, die von einer Gleichwertigkeit parochialer und nicht parochialer Dienste ausgehen und so die gelegentliche Kirchlichkeit deutlich rehabilitieren. Die Ortsgemeinde ist Teil in einem Netz und nicht mehr in dem Sinn die Mitte, daß alle kirchliche Aktivität ihr zuarbeiten, sich in ihr zeigen und um sie kreisen müßte. Solche, gewissermaßen vorkopernikanische Sicht muß ‚gewendet‘ werden, will man die Wirklichkeit nicht verlieren. Die vielfältigen kirchlichen Dienste kreisen – um im Bild zu bleiben – vielmehr um die christliche Wahrheit“. Beide christliche Kirchen verfügen ja bereits über eine – wenn auch ausbau-, weiter entwickel- und theologisch neu legitimierbare – Vielfalt an nichtparochialen kirchlichen Sozialformen, die – wenn auch nicht immer permanent, sondern situativ – um Gott, den „uralten Turm“

(Rilke), kreisen – von den vielen Menschen, die sich zu Bachkonzerten versammeln, auf Wallfahrten gehen oder sich unentgeltlich in diakonischen Einrichtungen betätigen, bis hin zum mobilen Kloster auf der Kirmes oder zur offenen geistlichen „Tankstelle“ der Kommunität in Burgund. Und ein diesbezügliches „Lob“ (vgl. Timm 1995) wäre sicherlich nicht zuletzt auch den Akademien zu singen, den evangelischen und den katholischen, die nicht selten auch „Gaststätten“ für „Gemeindeflüchtlinge“ sind. Unter ihren Dächern beherbergen sie auch und gerade solche Mitchristen, die ihr Kirchenmitgliedschaftsverhältnis als – dauerhaftes oder vorübergehendes – Tauschverhältnis begreifen, sich darin vielleicht reich beschenken wissen und diesen „guten Tausch“ nicht missen wollen.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Zu den lebensgeschichtlichen bzw. biographischen Momenten, die hierbei eine hohe Bedeutung haben, s. jetzt Ebertz (1995, bes. 159f.). Ich habe dort insbesondere auch die Relevanz der von mir so genannten „sozialen Mediatoren“ herausgestellt. Den Beziehungen zu solchen signifikanten Personen fällt die Funktion zu, allfälligen Dissonanzen, die im Verlauf der konfessionellen Biographie entstanden, zugunsten der konfessionellen Zugehörigkeit abzuschwächen.

<sup>2</sup> Es ist wohl auch kein Zufall, daß in der zweiten Umfrage der EKD anfangs der 80er Jahre das Item: „Ein Kind wird getauft, damit ihm die Erbsünde vergeben wird“, gar nicht mehr erst in die Fragebatterie aufgenommen wurde (vgl. Hild 1974, 307; Hanselmann/Hild/Lohse 1984, 235f.).

<sup>3</sup> Die Zustimmungen zu dieser Aussage sind seit 1972 um 17 Prozentpunkte auf 51 Prozent gewachsen. Wie bei den Befragten insgesamt, nimmt diese Aussage auch bei den westdeutschen Jugendlichen den ersten Platz in der Prioritätenskala ein (mit 46 Prozent), gefolgt von der Aussage, daß man in der Kirche sei, weil man „auf die kirchliche Trauung oder Beerdigung nicht verzichten möch-

te“, die bei den Jugendlichen mit 34 Prozent und bei den Befragten insgesamt mit 49 Prozent Zustimmung erhält.

<sup>4</sup> Es überrascht deshalb auch nicht, daß in empirischen Studien diakonischer Einrichtungen festgestellt wurde, daß „die vor Ort Verantwortlichen häufig ... keinen besonderen Wert auf eine konfessionelle Orientierung legen“ (Rausch 1988, 104f.; s. auch Blum 1991, 31). Das Spektrum der helfenden Berufe insgesamt ist „bestimmt durch Perspektiven wie Ausbildung, Fachlichkeit, Anforderungsprofil, Aussichten am Arbeitsmarkt, Einkommen, Arbeitsplatzgestaltung, Aufstiegsmöglichkeiten“ und „in der allgemeinen gesellschaftlichen Wertung und Erwartung weithin seiner unmittelbar religiösen Bezüge entledigt“ (Nachbauer 1990, 391). Nur noch ein schrumpfender Anteil des über die letzten Jahrzehnte gewachsenen Personalbestandes und erst recht die wenigsten Angehörigen des Nachwuchses diakonischer Einrichtungen haben eine ungebrochen kirchliche oder konfessionelle Biographie vorzuweisen (s. Degen 1994a, 3; vgl. Degen 1994). Empirische Studien (s. Beyer/Nutzinger 1991) belegen, daß viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – auch wegen der häufig quasi-monopolistischen Arbeitsplatzangebots- und der angespannten Arbeitsmarktlage – ‚eher zufällig‘ zum kirchlichen Dienst kommen, und alle Erfahrung spricht dafür, daß sie dem kirchlich-institutionellen oft sehr kritisch, wenn nicht indifferent gegenüberstehen (Nachbauer 1990, 397; vgl. Nübel 1994, 84f.): „Je qualifizierter, um so mehr Distanz zu Kirche und Gemeinde“ (Degen 1994a, 3). Die berufliche und professionelle Identifikation scheint – insbesondere in den jüngeren Generationen – stärker ausgeprägt zu sein als die Rahmen-Identifikation (vgl. Nübel 1994, 32f., 58ff., 62).

<sup>5</sup> Merkwürdigerweise in einer Zeit, da die soziologische Reflexion der kirchlichen Entwicklung bereits eine ganz andere Richtung erkannte; s. Hoffmann (1972), Luhmann (1972).

<sup>6</sup> Die von der ersten EKD-Mitgliedschaftsstudie (Hild 1974, 285ff.) bereits identifizierte Relevanz der Nutzenskategorie ist, soweit ich sehe, in den Folgestudien nicht mehr in dieser Klarheit weiterverfolgt worden.

<sup>7</sup> Dubach (1993, 164) bezeichnet den von mir – wie ich glaube: treffender – „Apathiker“ genannten Typus im Anschluß an Luhmann „rechnerisches Mitglied“.

<sup>8</sup> Dubach (1993, 162) arbeitet noch einen vierten Typus heraus, einen Mischtypus „Anhänger/Kunde“.

<sup>9</sup> Die EKD hat in diesem Sinne übrigens nicht nur theologische und rechtliche Gründe gehabt, sondern auch „soziologischen Instinkt“ bewiesen, als sie mit der Ablehnung des Vorschlags der Präsidentin der nordelbischen Landessynode, für die Erbringung kirchlicher Dienstleistungen Sondergebühren für Konfessionslose zu erheben (s. Das Sonntagsblatt 13.1.1995), verhindert hat, daß ihre Dienstleistungsgüter in die Nähe von „Waren“ gerückt werden.

<sup>10</sup> Vgl. hierzu etwa den Leserbrief „Plötzlich: Herzinfarkt“ in: Christ in der Gegenwart, 26.11.1995, 399.

## Literatur

- Beyer, H./Nutzinger, H.G. (1991): *Erwerbsarbeit und Dienstgemeinschaft, Arbeitsbeziehungen in kirchlichen Einrichtungen – Eine empirische Untersuchung*, Bochum.
- Blum, H. (1991): *Klinikum, Tagebuchnotizen einer Ärztin*, Freiburg.
- Degen, J. (1994): *Diakonie als soziale Dienstleistung*, Gütersloh.
- Degen, J. (1994a): *Zur Identität der Diakonie*, in: *Diakonie-Korrespondenz*, November 1994, S. 1–8.
- Dubach, A. (1993): *Bindungsfähigkeit der Kirchen*, in: *Ders./Campiche, R.C. (Hg.): Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz*, Zürich, Basel, S. 133–172.
- Ebertz, M.N. (1988): *Heilige Familie? Zur Herausbildung einer anderen Familienreligiosität*, in: *Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute*, München, S. 403–413.
- Ebertz, M.N. (1993): *Riten – des Übergangs und der Initiation: anthropologisch und soziologisch gesehen*, in: *Diakonia* 24, S. 252–259.
- Ebertz, M.N. (1995): *Die Erosion der konfessionellen Biographie*, in: *Wohlrab-Sahr, M. (Hg.): Biographie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche*, Frankfurt, New York, S. 155–179.
- Ebertz, M.N. (1995a): *„Ich weiß, was ich brauch ...“: Gründe und Hintergründe nicht-kirchlicher Religiosität*, in: *Evangelische Akademie Baden/Katholische Akademie Freiburg (Hg.): Glauben ohne Kirche. Neue Religiosität als Herausforderung für die Kirchen*, Freiburg, Karlsruhe, S. 19–74.
- Ebertz, M.N./Schultheis, F. (1986): *Populäre Religiosität*, in: *Dies. (Hg.): Volksfrömmigkeit in Europa. Beiträge zur Soziologie populärer Religiosität aus 14 Ländern*, München, S. 11–52.
- Ebertz, M.N./Schultheis, F. (1986a): *Populäre Religiosität in der modernen Gesellschaft, Kontinuität, Pluralität und Visibilität*, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 11, S. 62–79.
- EKD (Hg.) (1993): *Fremde Heimat Kirche. Ansichten ihrer Mitglieder. Erste Ergebnisse der dritten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft* Hannover.
- Gabriel, K. (1992): *Christentum zwischen Tradition und Postmoderne*, Freiburg, Basel, Wien.
- Geller, H. (1986): *Einflußmöglichkeiten und Einflußformen der Kirchen auf das Leben des einzelnen in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Brockmann, H.W. (Hg.): Kirche in der modernen Gesellschaft*, Düsseldorf, S. 31–60.
- Hanselmann, J./Hild, H./Lohse, E. (Hg.) (1984): *Was wird aus der Kirche?* Gütersloh.
- Hild, H. (Hg.) (1974): *Wie stabil ist die Kirche?*, Gelnhausen, Berlin.
- Hoffmann, L. (1972): *Management und Gemeinde*, in: *Wössner, J. (Hg.), Religion im Umbruch*, Stuttgart, S. 369–394.
- Lehmann, K. (1972): *Was ist eine christliche Gemeinde? Theologische Grundstrukturen*, in: *Internationale katholische Zeitschrift* I, S. 481–497.
- Luckmann, Th. (1988): *Die „massenkulturelle“ Sozialform von Religion*, in: *Soeffner, H.-G. (Hg.), Kultur und Alltag. Soziale Welt, Sonderband 6*, S. 37–48.
- Luhmann, N. (1972): *Die Organisierbarkeit von Religionen und Kirchen*, in: *Wössner, J. (Hg.), Religion im Umbruch*, Stuttgart, S. 245–285.
- Mette, N. (1992): *Kommunikationsbrüche? – (Hypo-)Thesen zu den steigenden Kirchenaustrittszahlen*, in: *Religionsunterricht an höheren Schulen* 35, S. 73–77.
- Nachbauer, K. (1990): *Berufliche Mitarbeit in der Caritas – Bedingungen, Bedarf, Motive*, in: *Caritas* 91, S. 389–397.
- Nübel, H.U. (1994): *Die neue Diakonie. Teilhabe statt Preisgabe. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kommen zu Wort*, Freiburg.
- Nüchtern, M. (1991): *Kirche bei Gelegenheit*, Stuttgart, Berlin, Köln.
- Nüchtern, M. (1994): *Gelegenheit macht Kirche*, in: *Korrespondenzblatt* 109, S. 49–52.
- Rausch, R. (1988): *Das Selbstverständnis freigemeinnütziger Krankenhäuser und gesellschaftliche Erwartungen*, in: *Eichhorn, S./Lampert, H. (Hg.), Ziele und Aufgaben der freigemeinnützigen Krankenhäuser*, Gerlingen, S. 98–125.
- Rückert, H. (1972): *Kirche und Amt in der Diskussion der evangelischen Theologie*, in: *Ders., Vorträge und Aufsätze zur historischen Theologie*, S. 341–356.
- Schmied, G. (1994): *Kirchenaustritt als abgebrochener Tausch*, Mainz.
- Schulze, G. (1992): *Die Erlebnisgesellschaft*, Frankfurt.
- Spiegel, Y. (1969): *Kirche als bürokratische Organisation*, München.
- Timm, H. (1995): *Lob der Akademie. Die dritte Macht im Nachkriegs-protestantismus*, in: *Diskussionen, Zeitschrift für Freunde der Akademiearbeit* 32, S. 10–17.
- Wulf, H. (1993): *Unverträgliche Fremdheit*, in: *Lutherische Monatshefte* 32, S. 9–11.

Leiterkreis  
der Katholischen Akademien

**Dialog als Selbstvollzug der Kirche**  
**Dimensionen einer Theologie und**  
**Ekklesiologie des Dialogs**

*»In der nachkonziliaren Kirche sind wenige Begriffe  
so häufig gebraucht worden wie der Begriff ‚Dialog‘.  
Dennoch steht eine hinreichende wissenschaftlich  
ausgewiesene Theorie noch aus.«*

*Hans Waldenfels*

Symposium des Leiterkreises  
der Katholischen Akademien

Montag, 11. März –  
Donnerstag, 14. März 1996  
Stuttgart-Hohenheim

# Dialog als Selbstvollzug der Kirche

## Dimensionen einer Theologie und Ekklesiologie des Dialogs

Symposium des Leiterkreises der Katholischen Akademien in Deutschland

11.–14. März  
Stuttgart-Hohenheim  
91 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Gebhard Fürst

### *Referentin/Referenten:*

Prof. Dr. Michael N. Ebertz, Freiburg i.Br.  
Prof. Dr. Ottmar Fuchs, Bamberg  
Prof. Dr. Wilhelm Geerlings, Bochum  
Prof. Dr. Heribert Heinemann, Bochum  
Prof. Dr. Bernd Jochen Hilberath, Tübingen  
Bischof Dr. Walter Kasper, Rottenburg  
Prof. Dr. Elmar Klinger, Würzburg  
Prof. Dr. Armin Kreiner, Mainz  
Dr. Claudia Lücking-Michel, Tübingen  
Prof. Dr. Norbert Mette, Paderborn  
Prof. Dr. Dietmar Mieth, Tübingen  
Prof. Dr. Peter Neuner, München  
Prof. Dr. Hermann-Josef Pottmeyer, Bochum  
Prof. Mag. Dr. Richard Puza, Tübingen  
Prof. Dr. Dr. Gerhard Schmidtchen, Zürich  
Prof. Dr. Josef Simon, Bonn  
Prof. Dr. Werner Stegmaier, Greifswald  
Prof. Dr. Paul M. Zulehner, Wien

Das Zweite Vatikanische Konzil mahnte nicht nur „einen aufrichtigen Dialog“ mit allen Menschen (Gaudium et spes 92) an, sondern markiert zugleich selbst den Ausgangspunkt auf dem Weg zu einer in ihrer Binnenkommunikation dialogischen Kirche. Denn der Dialog nach

außen – so formuliert das Konzil eindrücklich – „verlangt von uns, daß wir vor allem in der Kirche selbst, bei Anerkennung aller rechtmäßigen Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht pflegen, um ein immer fruchtbareres Gespräch zwischen allen in Gang zu bringen, die das eine Volk Gottes bilden ...“ (ebd.). Nach der Thematisierung des Dialogs in der vielbeachteten Enzyklika ‚Ecclesiam suam‘ Papst Pauls VI. greift auch Johannes Paul II. diesen Impuls des Konzils erneut auf in der Absicht, daß „die heutige Kirche – mehr als je zuvor – Kirche eines echten Dialoges“ werde (Johannes Paul II., Pfingstbrief 1980).

Die Katholischen Akademien in Deutschland stehen seit den ersten Gründungen in den 50er Jahren – je mit unterschiedlichem Profil, aber doch alle von Anfang an – in ihrer Arbeit unter dem selbstgesetzten Anspruch, den vom Konzil und vom kirchlichen Lehramt bestätigten Dialog nach außen wie nach innen zu führen. So war es nur selbstverständlich, daß sich der Leiterkreis der Katholischen Akademien in Deutschland entschloß, mit einem eigenen Symposium in die sich seit Ende der 80er Jahre verschärfende Debatte um den Dialog in der Kirche einzuschalten. Nicht um ihn nur einzufordern, sondern besonders, um den Dialog theologisch und ekklesiologisch als im Wesen der Kirche selbst begründet auszuweisen. Der Dialog wird zwar in den Akademien und anderswo mehr oder weniger überzeugend praktiziert, und es werden auch nur wenige Begriffe in der nachkonziliaren Kirche so häufig beschworen wie der des Dialogs. „Dennoch steht eine hinreichende, wissenschaftlich ausgewiesene Theorie noch aus“ (Hans Waldenfels). Das an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart vom Leiterkreis der Katholischen Akademien im März 1996 veranstaltete Symposium wollte deshalb im Interesse der Verwirklichung einer dialogischen Kirche einen Beitrag leisten zur Ausarbeitung einer umfassenden, systematischen, theologischen Theorie des Dialogs als Selbstvollzug der Kirche. Dabei gingen die Veranstalter von der Überzeugung aus, daß unter den gegenwärtigen kulturellen Bedingungen nur eine sich im Dialog nach außen wie nach innen selbst verwirklichende Kirche in der Lage ist, die Zeichen der Zeit zu erkennen und diese kompetent im Licht des Evangeliums für die Menschen von heute zu deuten.

### Zeitgänge

Diözesansynoden, Pastoralforen sowie die Kirchenvolksbegehren haben auf einen Problemstau in der katholischen Kirche aufmerksam gemacht, vor allem darauf, wie wichtig es ist, einen umfassenden religiösen Dialog zwischen allen Gläubigen zu führen, zwischen Lehramt und Theologie, Klerikern und Laien, Laien und Laien ... Der Dialog ist keine Nebensache, nicht bloß Angelegenheit von „Kirchenpolitik“, sondern trifft in die Mitte unserer religiösen Existenz Erfahrung im Horizont des modernen Lebens. Das wurde deutlich bei einer Tagung des Leiterkreises der Katholischen Akademien in Stuttgart-Hohenheim.

## Wohl aber ein Heilmittel

### Christlicher Glaube – Theologie – Lehramt / eine Tagung über den Dialog in der Kirche

Selten hatte ein Dokument des Zentralkomitees der deutschen Katholiken derart großes Aufsehen erregt wie der im Herbst 1991 vorgelegte Text: „Dialog statt Dialogverweigerung. Wie in der Kirche miteinander umgehen?“ Als überflüssig, verfehlt, dem Wesen der Kirche widersprechend ... wurde dieses Papier mancherorts abgelehnt. Viele Gläubige denken jedoch anders: Endlich sei von einem repräsentativen Gremium von Christen öffentlich ausgesprochen, was sie als Not und Bedrängnis ihres religiösen Lebens erfahren: daß in wichtigen Fragen Gespräche verweigert, abgebrochen oder sorgfältig vorgetragene Argumente übergangen werden. Die Liste der Verletzungen ist lang. Mancher mag in diesem oder jenem Fall überempfindlich reagieren, sich trotzig und selbstgerecht aus dem Gemeindeleben zurückziehen, das geistliche Leben, das Beten und den gemeinsamen Gottesdienst aufkündigen. Nicht selten wird sogar die persönlich zu verantwortende Unfähigkeit, an Gott zu glauben, mit wirklichem oder vermeintlichem Fehlverhalten von „Amtsträgern“ entschuldigt. So verweigern Kritiker der Dialogverweigerung selber den Dialog und ihre Solidarität mit den vielen, die sich ohnehin schon religiös vereinsamt, isoliert empfinden. Doch wäre es ein gefährlicher Trugschluß zu behaupten, nur Minderheiten leiden an der Kirche. Inzwischen zeigt sich immer häufiger: Es sind gerade die religiös Engagierten, die motivierten Gläubigen aus der „Mitte“ der christlichen Gemeinden – und keineswegs Anhänger radikalprogressistischer Kirchenträu-

me –, die spüren: eine gefährliche Entwicklung hat sich angebahnt. Die Kluft zwischen unserer Welterfahrung und der Glaubenserfahrung wird immer größer. Gleichzeitig verliert die so notwendige lehrantliche Autorität an Überzeugungskraft, weil sie sich zunehmend der Kommunikation entzieht gerade bei Themen, die mit höchster Verbindlichkeit, sogar „unfehlbar“, vorgetragen werden. Schuld am Vertrauensverlust ist aber nicht einfach „die Gesellschaft“. Denn diese erkennt ja im säkularen Bereich weiterhin Autorität an – allerdings eine, die sich auf Argumente und Dialog stützt.

Die Kirche ist keine Demokratie. Über Glaubenswahrheiten kann man nicht abstimmen. Auch Mehrheiten können sich irren ... Gewiß! Aber zu allen Zeiten hat das Christentum erkannt, daß das jeweilige philosophische, soziale, politische, kulturelle Bewußtsein der Menschen nicht bedeutungslos ist für die soziale Gestalt des Glaubens. Warum – so wurde auf einer Fachtagung über „Dialog als Selbstvollzug der Kirche“ eingeworfen – hat die Glaubensgemeinschaft sich im Lauf ihrer Geschichte feudalistischen, ständigen, monarchistischen und anderen ebenfalls sehr zeitbedingten Vorstellungen angepaßt – nur der Demokratie nicht? Der vom Leiterkreis der Katholischen Akademien Deutschlands in Stuttgart-Hohenheim veranstaltete wissenschaftliche Erfahrungsaustausch hat sich aus theologischer, philosophischer, soziologischer und ethischer Sicht der gespaltenen Bewußtseinslage gestellt, die nicht mehr zu verharmlosen ist und im genannten Dialog-Dokument so skizziert wird: „Die Kirche in ihrer geschichtlich gewordenen Gestalt ist ungleichzeitig mit dem Selbstbewußtsein heutiger Menschen. In der Gesellschaft wie auch im Privatleben verstehen sich moderne Menschen als mündig, während sie sich in der Kirche immer noch überwiegend als Objekte einer Leitung und Belehrung erfahren, auf die sie keinen Einfluß haben.“

Das Konzil hat die Fenster und Türen für den Dialog geöffnet. Warum denn jetzt dieser Problemstau? Der Münchener Dogmatikprofessor Peter Neuner zeichnete Schwächen nach, die bisher zu wenig beachtet wurden: Der Dialog des Konzils war „eine Sache der Außenbeziehung“. Die Versammlung trat ein für den Dialog mit der Welt, mit Christen anderer Konfessionen, mit Nicht-Glaubenden, mit Andersglaubenden. Aber: Der Dialog in der Kirche selbst kam nicht in den Blick. So wurden Sekretariate für den ökumenischen Dialog, für die Nicht-Christen und Nicht-Glaubenden eingerichtet. Aber: „Es gibt kein päpstliches Dokument oder Sekretariat für den innerkirchlichen Dialog.“ Auch in späteren Texten, in Enzykliken, im neuen kirchlichen Rechtsbuch oder im Weltkatechismus ist vom Dialog nur im Zusammenhang „nach draußen“ die Rede. Ein Eindruck drängt sich auf – so Neuner: „Je weiter jemand entfernt ist, um so leichter kommt man mit ihm ins Gespräch und um so ungefährlicher ist es ...“

### **Braucht man dazu eine eigene Theologie?**

Bei genauerem Hinsehen entpuppt sich sogar die sogenannte Communitio-Theologie, die Kirche als Leib Christi und Gemeinschaft der Gläubigen deutet, wo alle Glieder gleich wichtig und aufeinander angewiesen sind, als höchst ambivalent. Denn von Dialog ist in den entsprechenden lehramtlichen Dokumenten in diesem Kontext nicht die Rede. „Communitio“ wird sogar verstanden als „kindliche Anhänglichkeit“ ... Täuscht „Communitio“ womöglich Harmonie vor, um Konflikte zu verdecken?

Da freilich gingen die Meinungen der Theologen heftig auseinander. Der Bochumer Fundamentaltheologe Hermann-Josef Pottmeyer widersprach: Die Wiederentdeckung der ursprünglicheren Communitio-Tradition der frühen Kirche erlaubte, die „klerikalistisch-zentralistische Kirchenverfassung“ zu relativieren. Die Communitio-Vorstellung hat das Kirchenbewußtsein verändert.

Aber: Muß man die Notwendigkeit des Dialogs in der Kirche eigens mit einer Theologie des Dialogs begründen? Sollten nicht – wie der Münsteraner Dogmatikprofessor Thomas Pröpper einwarf – allgemein-menschliche Erfahrungen und Erkenntnisse ausreichen? Die Schöpfungsordnung genügt: Der Mensch ist ein dialogisches Wesen. Die Offenbarung durch Jesus Christus, die Erlösungs-, die Heilsgeschichte kann diesem dialogischen Prinzip nicht widersprechen, dies nicht aufheben, nicht einschränken. Pröpper: Was muß historisch alles passiert sein, wenn die Kirche den Gläubigen erst erlauben soll, den Glaubensdialog zu führen; wenn sie den Menschen zurückgibt, sich über Inhalte ihres Glaubens verständigen zu dürfen.

### **Unendlich – doch begrenzt**

Was aber ist Dialog? Da kamen zunächst die Philosophen zu Wort. Josef Simon (Bonn) entfachte ebenfalls Streit. Seine Erkenntnis: Der Dialog ist zwar unendlich. Doch kann er, muß er von Zeit zu Zeit begrenzt, muß einmal entschieden, das Gespräch abgebrochen werden. Nicht nur der unbegrenzte Dialog, auch der begrenzte Dialog ist menschlich, „normal“. Irgendwann hat ein Arzt zum Wohl seines Patienten die Diagnose zu stellen und kann nicht fortwährend zu immer neuen Untersuchungen Zuflucht nehmen, um die eigene Gewißheit zu erhöhen. Ähnlich stellen Gerichte Rechtsfrieden her – schließlich in höchster, unanfechtbarer Instanz. Das bestätigt aus säkularer Sicht die Rolle und Notwendigkeit eines kirchlichen Lehramts. Ob dieses sich aber mit einer derart pragmatischen Begründung, bloß Schiedsstelle für die Einheit zu sein, zufriedengeben kann?

Es gibt eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Man kann nicht dauernd debattieren, in ununterbrochener Dauerreflexion sich selbst, seine Glaubensgemeinschaft, das Glaubensleben auf die Probe stellen. Auch das ist menschliche

Erfahrung, ein psychologisches Grundgesetz. Irgendwann steht jeder vor dem Zwang, selbstverantwortlich handeln zu müssen – dann aber auch die Konsequenzen zu tragen. Von dieser Einsamkeit des Menschen befreit ihn keine herrschaftsfreie Kommunikation, keine Ethik, kein Lehramt, keine Philosophie. Als einzelner steht das Subjekt mit seiner religiösen Frage dann vor sich selbst, vor seinem Gewissen, vor anderen und vor Gott. Simons nüchterne, desillusionierende Sicht vom Dialog und von der dennoch andauernden Notwendigkeit des Dialogisierens deckte Spannungen auf, denen sich die Glaubensgemeinschaft ebenso stellen muß wie eine säkulare Dialog-Gesellschaft. Dann erfahren wir existentiell: „Alle Menschen müssen sich ihr Urteil aus einer beschränkten Übersicht bilden.“ Nicht immer kann einer den anderen überzeugen, nicht immer erkennen wir „unsere“ Wahrheit. Wir sind beschränkte Wesen. Nach Simon kann dies für den unbegrenzten-begrenzten Dialog auch in der Kirche nur heißen: selbst bescheiden zu sein, behutsam mit Meinungen, Glauben und Wissen umzugehen im Wissen darum, daß auch der Dialog uns vor Illusionen und Täuschungen keineswegs völlig bewahrt; auch ein Konsens kann eine Verblendungsgesellschaft sein, falscher Trost, falsche Gewißheit, womit „man sich etwas vormachen will“.

### **Am Du zum Ich**

Der Dialog ist kein Allheilmittel – wohl aber ein Heilmittel. Der Dialog ist die Lebensform, das Lebensgefühl, die Lebensgestalt unserer Jetzt-Zeit. Der Mensch von heute erfährt sich als Subjekt – fragend, zweifelnd, zugleich hoffend, nach religiöser Erkenntnis strebend. Das dialogische Prinzip gründet auf einem in der jüdischen, dann in der christlichen Tradition grundgelegten Personenverständnis, auf einer Sicht von Personalität, die in unserem Jahrhundert einen neuen Namen erhielt: Intersubjektivität. Mit Martin Bubers berühmten Wort: „Der Mensch wird am Du zum Ich.“

Der in Greifswald lehrende Philosoph Werner Stegmaier deutet die abendländische Geistesgeschichte als einen Prozeß von einer Vernunftphilosophie hin zu einer Dialogphilosophie. In dem Maß, in dem die ewige Vernunft zerfällt, ja durch die Katastrophen menschlicher Barbarei zerstört wird, „gewinnt der Dialog an Bedeutung“. Nicht mehr Erkenntnis an sich ist bedeutsam, sondern das Ethische, die Suche nach Übereinkunft im Verhältnis zum anderen. Der Dialog kann jene Gewalt aufheben, vor der die Vernunft – trotz ihrer Macht – immer wieder kapitulieren mußte, ja die sie zum Teil sogar selbst verursachte.

Der andere ist es, der nach Emanuel Lévinas mich heimsucht, stört, aufstört, ins eigene Denken einfällt. Die „Gewalt“ des anderen ist es, die uns erschüttert und zum Dialog „zwingt“, um Gewalt aufzuheben, zu überwinden. Stegmaier: „Wir sind anderen gegenüber nicht frei, in Dialoge mit ihnen ‚einzu-

treten'. Wir können uns ihrem Anspruch nicht entziehen.“ Vor allem aber hat die jüdische Überlieferung deutlich gemacht, wie Gott selbst als der „ganz andere“ in unser Denken einfällt und uns zum Dialog drängt. Die jüdische Theologie war – so Stegmaier – von Grund auf dialogisch angelegt, um die Thora, die Weisung und Weisheit Gottes, auszuliegen. So wurde das fortgesetzte Auslegungs-Gespräch zum Inbegriff von Dialog und Dialog zum Gottesdienst. Der Gottesdienst, das gemeinsame Beten ist dann die eigentliche Gestalt des Dialogs und der Gotteserkenntnis.

### **Unterwegs zur Synode**

Hermann-Josef Pottmeyer wiederum gab zu bedenken: In dem Maß, in dem sich die Menschen als Subjekte und die Gläubigen als Subjekte in der Kirche erkennen, entfaltet sich auch ein Subjektbewußtsein der Kirche insgesamt. Sie hat Teil an den neuzeitlichen Emanzipationsbestrebungen. Diese sind freilich nicht grenzenlos. Orientierungspunkt der Kirche ist und bleibt der Wille Gottes und das Evangelium Christi. Konsens begründet keine Wahrheit. Aber: Konsens ist heute ein Maßstab, um Wahrheit zu finden. Zur Wahrheit der Kirche – so Pottmeyer – „gehört auch der wahre Umgang miteinander nach dem Beispiel Jesu“.

Der Rottenburger Bischof Walter Kasper drückte das bei einem Empfang für die Teilnehmer des Symposions so aus: „Dialog tut not ... Er ist keine modische Zeiterscheinung, sondern entspricht der Provokation des Evangeliums.“ Daher – so sicherte er zu – sollen die Reformanliegen, die bei vielen Synoden, Pastoralforen und auch durch das Kirchenvolksbegehren sichtbar gemacht wurden, in kritisch-konstruktiver Weise aufgegriffen werden in einem neuen synodalen Prozeß.

## **Demokratie in der Kirche?**

Daß auch die katholische Kirche die Moderne nicht grundsätzlich ablehnt, ist seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine Selbstverständlichkeit. Aber wie weit soll man dem Zeitgeist Raum geben? Lange Zeit stand die Kirche zum Beispiel dem Gedanken der Demokratie ablehnend, zumindest skeptisch gegenüber. Noch unter Papst Pius XII. war da deutliche Zurückhaltung zu spüren. Heute jedoch ist Papst Johannes Paul II. einer der energischsten Befürworter weltweiter Demokratie und ein Kämpfer für die Menschenrechte. Aber innerkirchlich? Darf es auch in den Strukturen der Kirche Demokratie geben? Sicher ist dies nicht die wichtigste Frage in der gegenwärtigen Krise der Religion. Die Kirchen aus der Reformation üben seit Jahrhunderten mehr oder weniger innerkirchliche Demokratie – bis zu basisdemokrati-

schen Formen zum Beispiel bei den Presbyterianern und Baptisten. Aber dadurch finden sie bei den säkularisierten Menschen der Moderne keineswegs mehr Akzeptanz. Nicht wenige meinen, christliche Kirche müsse eben grundsätzlich „ganz anders“ sein als die Welt, Glaube kann nicht „demokratisiert“ werden. Das schließe allerdings eine gewisse Demokratisierung innerkirchlicher Strukturen nicht aus. Dafür benutzt man jedoch lieber den Begriff Dialog, daß wir eine „Kirche des Dialogs“ sein sollen. So hat man nach dem Konzil viele „Dialog-Gremien“ geschaffen, etwa die Pfarrgemeinde-, Priester- und Pastoralräte, verschiedene päpstliche Räte für den Dialog mit anderen Kirchen und Religionen, mit der Welt von heute in ihren verschiedensten Erscheinungsformen. Neben den Räten gibt es die Synoden mit eher amtlichem Charakter: die Welt-Bischofssynode in Rom, sogenannte Partikularsynoden für Länder und Regionen, die Diözesansynoden usw. Manche erinnern sich noch an die Gemeinsame Synode der deutschen Bistümer, die zwischen 1971 und 1975 in Würzburg stattfand. Demokratische Mitbestimmung im eigentlichen Sinn sind diese Dialog-Gremien allerdings nicht. Wie steht es heute um all diese Bemühungen, demokratische Umgangsformen auch in der katholischen Kirche zu praktizieren? Der Leiterkreis der Katholischen Akademien in Deutschland rief kürzlich zu einem wissenschaftlichen Symposium nach Stuttgart-Hohenheim, um darüber zu debattieren. Das Treffen trug den Titel: „Dialog als Selbstvollzug der Kirche – Dimensionen einer Theologie und Ekklesiologie des Dialogs.“

Eines steht fest: nicht nur die Dokumente des zweiten Vatikanischen Konzils, auch der Papst und die Mehrheit der Bischöfe bejahen heute den Gedanken einer dialogischen Kirche. Natürlich herrscht zwischen konservativ und progressiv, zwischen liberal und radikal eine gewisse Bandbreite der Meinungen, nicht nur, was die Inhalte betrifft (Ökumene, Selbständigkeit der Ortskirchen, Amtsgewalt des Papstes, der Bischöfe, Zölibat, Frauenpriestertum usw.), sondern auch die Praxis: Welche Verbindlichkeit kommt dialogischen Prozessen zu? Kann das Lehramt demokratisch zustande gekommene Entscheidungen anerkennen? Und was heißt hier überhaupt demokratisch?

Bei den Vorträgen der Professoren der verschiedenen Fachrichtungen wie auch bei den – durchaus kontroversen – Debatten schälten sich drei Schwerpunkte heraus:

Konsens und Dissens (oder: Wieviel Übereinstimmung braucht es zur Einheit der Kirche?).

Dialogverweigerung und Abbruch (oder: Es gibt Situationen, in denen Dialoge keinen Sinn mehr haben und abgebrochen werden müssen. Aber wer entscheidet darüber?).

Schließlich: Es ist heute dringend notwendig, verbindliche demokratische (synodale) Strukturen in unserer Kirche zu schaffen.

*...mehr als  
drucken...*

Beratung  
Gestaltung  
Fotosatz  
Desktop-Publishing  
Web-Design  
Internet-Support  
Buchdruck  
Offsetdruck

**Grafik**  
GmbH  
**Druck**

Heusteigstraße 66  
70180 Stuttgart  
Telefax (07 11) 6 45 59-31  
Telefon (07 11) 6 45 59-0  
eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)  
<http://www.grafikdruck.de/>

seit 25 Jahren **die** Druckerei

## **Brüche und Brücken**

Zuerst also Konsens und Dissens, Einheit und Vielfalt letztlich im Spektrum der Glaubenswahrheiten selbst, die das Christentum tragen: Es war erstaunlich, in welcher Einhelligkeit Theologen wie Soziologen den wesenhaften, bis in die Tiefe reichenden Pluralismus jeder menschlichen und damit auch kirchlichen Wirklichkeit anerkannten. Da waren einmal die Erfahrungswissenschaftler Michael Ebertz (Freiburg) und Gerhard Schmidchen (Zürich), die eine Fülle von Tatsachen darüber vorlegten, wie „plural“ der Mensch heute verfaßt ist und wie das auch in die christliche Glaubensgemeinschaft hineinspielt. Können, sollen wir, um dagegen anzukämpfen, wieder in ein neues Getto einsteigen? Müssen wir auf unbedingten, absoluten Konsens dringen? Aber auch in diesem Fall, das beweist jede empirische Untersuchung, bleibt dennoch eine nicht unerhebliche Differenz in der jeweiligen Glaubensüberzeugung der Menschen. Die Kirche als Glaubensgemeinschaft kommt gar nicht um solche Subjektivität herum. Diese Feststellungen, die Gerhard Schmidchen mit hochinteressanten Daten aus neuesten Umfragen vor allem aus den neuen Bundesländern ergänzte, wurden durch die anwesenden Theologen mit zum Teil in die Tiefe mystischer Welt- und Gotteserfahrung reichenden Erkenntnissen bestätigt. So zum Beispiel durch den Tübinger Dogmatiker Bernd Jochen Hilberath, der Gedanken über das „dialogische Prinzip“ im dreifaltigen Gott wie in dessen Heilsgespräch mit den Menschen vorlegte. Oder durch den Moraltheologen Dietmar Mieth, der für Dissens und Konsens im Ethos unserer Zeit die Ausdrücke „Brüche“ und „Brücken“ benutzte. Jeder „Konsens“ beruhe auf einem sehr problematischen Begriff des Allgemeinen. Die Wahrheit ist nicht allgemein, sondern konkret.

## **Was meint „dialogisches Prinzip“?**

Zweiter Fragenkreis: Dialogverweigerung und Abbruch des Dialogs. Damit ist dem Mißverständnis vorzubeugen, Dialog sei so etwas wie ein unendliches Gerede, ein ewiges (Medien-)Geschwätz. Zwar gibt es davon heute auch in der Kirche leider mehr als genug, aber „dialogisches Prinzip“ meint etwas anderes. Der Mainzer Theologe Armin Kreiner wies wohl-tuend deutlich darauf hin: Die Kirche ist kein unverbindlicher Debattierklub, in dem prinzipiell alle Überzeugungen ein gleiches Recht beanspruchen könnten. Die Christusbotschaft ist Wahrheit, nicht unverbindliches Angebot. Widersprechen sich geforderte unerschütterliche Glaubensgewißheit und sich notwendigerweise immer wieder selbst in Frage stellende Dialogbereitschaft? Ein Dialog, der nicht grundsätzlich von der Revidierbarkeit der eigenen Ansichten ausgeht, wäre ja unehrlich.

Hier muß sorgfältig unterschieden werden. Auch die tiefste Glaubenszustimmung eines Menschen zu den christlichen

Wahrheiten, und sei er Vertreter des kirchlichen Lehramtes, ist nie identisch mit der absoluten Wahrheit Gottes. Unsere Botschaft versteht sich als wahr, kann und muß allerdings immer wieder neu erfaßt werden, auch von der Kirche als ganzer. Heute werden gewiß viele überlieferte Glaubensaussagen zu leichtfertig aufs Spiel gesetzt – das ist ein Prozeß liberaler Selbstzerstörung. Aber eine Glaubensgewißheit, die auf der anderen Seite die Wahrheit zum Beispiel mit Inquisition, Krieg und Terror meint durchsetzen zu müssen (weil Irrtum kein Recht auf Dasein hat!), verletzt die Wahrheit des Glaubens selbst, die grundlegend eben eine dialogische ist, Gott selbst ist dialogisch! Christliche Wahrheit kann man nicht besitzen, sie ist zu leben. Glaubensgewißheit kann sich nicht vom lebendigen Daseinsprozeß ausschließen, auch sie hat sich dialogisch zu erproben, muß sich bewähren und entwickeln, was immer die Möglichkeit einer Revision veralteter Erkenntnisse einschließt.

## **Polarität: Vollmacht – Autorität**

Dialogverweigerung heißt in dieser Sicht letztlich Glaubensverweigerung. Das bedeutet aber wiederum nicht, daß das kirchliche Lehramt einen theologischen Dialog nicht abbrechen kann. Elmar Klinger (Würzburg) legte in einem glänzenden – wenn auch umstrittenen – Referat dar, daß schon die Kirchenlehre der klassischen Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts (zum Beispiel Melchior Cano, 1509–1560) eine dialogische Polarität zwischen der amtlichen Vollmacht (potestas) und der freien Geistausübung (auctoritas) anerkannte. Es geht beim dialogischen Prinzip keineswegs darum, jede Machtausübung in der Kirche abzuschaffen, sondern diese Macht (oder Vollmacht, potestas) in eine neue Beziehung zum Ganzen zu setzen. Damit sind wir beim dritten Punkt:

Es ist heute dringend notwendig, verbindliche demokratische (synodale) Strukturen in der katholischen Kirche zu schaffen.

Natürlich kann man den Ausdruck „demokratisch“ in kirchlichem Zusammenhang nicht im Sinne der Volkssouveränität verstehen, nach der „alle Macht vom Volk ausgeht“. Der Bochumer Kirchenrechtler Heribert Heinemann hat mit Recht auf die Grenzen solcher Redeweise hingewiesen und für den altkirchlichen Begriff Synode plädiert – den ja auch die evangelischen und orthodoxen Kirchen benutzen. Ähnlich hat sein Tübinger Kollege Richard Puza vom „synodalen Prinzip“ gesprochen, allerdings ergänzt: „Demokratie im Sinne von Demokratisierung, Freiheit und Mitverantwortung und mehr Mitbestimmung läßt sich auch im kirchlichen Bereich verwirklichen ...“ Synoden werden schon im klassischen theologischen Verständnis nicht nur durch amtskirchliche Vollmachten legitimiert, sondern repräsentieren mehr oder weniger mittelbar das ganze Volk Gottes.

Und hier empfinden derzeit in der katholischen Kirche nicht nur radikale Randgruppen, sondern breite Kreise der Mitte einen bedauerlichen, für die Überzeugungskraft des Glaubens in unserer Welt erheblichen Problemstau. Claudia Lücking-Michel listete in einer langen Reihe auf, wie viele seriöse (und weniger seriöse) Proteste sich seit 1989 gegen die immer problematischer werdende amtliche Dialogverweigerung in unserer Kirche erhoben haben, von der „Kölner Erklärung“ bis zu den Kirchenvolksbegehren in Österreich, Deutschland, Südtirol ... Auch aus der Sicht einer zeitgemäßen Seelsorge – hierzu sprachen die Pastoraltheologen Ottmar Fuchs (Bamberg) und Paul M. Zulehner (Wien) – ist es ein bitteres Ärgernis, daß die ersten nachkonziliaren Anstöße zu einer auch strukturell dialogischen Kirche weder im neuen Kirchenrecht noch im Römischen Katechismus (Das Stichwort Dialog kommt in ihm nicht vor!) einen Widerhall fanden. Wenn Dialog in Unverbindlichkeit versandet, verdient er dieses Wort nicht mehr, denn das bedeutet in Wahrheit Beschwichtigung, Entmündigung. Was schon die Würzburger Synode forderte, ist heute überfällig: Synoden sind nicht nur beratende Gremien, über deren Köpfe hinweg die Amtsträger dann doch machen, was allein sie für richtig halten, sondern dokumentieren das Mitwirkungsrecht des ganzen gläubigen Christenvolkes.

Die katholische Kirche soll damit nicht den Weg der reformatorischen und orthodoxen Kirchen gehen, bei denen man mehr als deutlich die Nachteile eines absolut gesetzten synodalen Prinzips ablesen kann. Das Lehramt des Papstes und der Bischöfe soll unserer Meinung nach seine historisch gewachsenen Vollmachten – vielleicht in gewandelter Form – behalten. Aber es ist höchste Zeit, daß sie nun endlich ergänzt werden durch „mehr Demokratie“ von unten. Wenn das nicht geschieht, darin waren sich alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Stuttgarter Symposiums einig, geht die katholische Kirche Mitteleuropas noch schwierigeren Zeiten entgegen als bisher. pl.

Die Beiträge des Symposiums sind dokumentiert in einem Sammelband:

Dialog als Selbstvollzug der Kirche?

(Quaestiones Disputatae 166)

Hrsg.: Gebhard Fürst

Verlag Herder, Freiburg i. Br./Basel/Wien 1997

343 Seiten, ISBN 3-451-02166-8, DM 54,-

*Professor Dr. Walter Kasper, 1987,  
seit 1989 Bischof der Diözese Rotten-  
burg-Stuttgart:*

*„Die Wahrheitsfindung in der Kirche muß dialogisch geschehen. Als Dialogsakrament Gottes mit der Welt ist die Kirche in sich selbst dialogisch verfaßt. Anders ist Wahrheit heute nicht rezeptions- und konsensfähig. An dieser Stelle liegt auch die Bedeutung von lebendigen Gemeinden, von Gesprächsgruppen und -kreisen, die Chance von Erwachsenen Katechese und kirchlicher Bildungsarbeit. Doch die neuzeitlichen Probleme entstehen nicht nur im Innern der Kirche; sie melden sich auch, und zwar noch wesentlich stärker, im Dialog mit der Welt und mit den anderen christlichen Kirchen und Kirchengemeinschaften.*

*Hinter diesem Versuch, die Wahrheitsfindung dialogisch zu denken, steht ein Wahrheitsverständnis, das einen engen Zusammenhang zwischen Wahrheit und Kommunikation sieht. Es geht davon aus, daß sich die Wahrheit in und durch zwischenmenschliche Kommunikation erschließt ...“*

*(aus: W. Kasper, Die Kirche als Ort der Wahrheit, in: Seidel (Hg.), Kirche – Ort des Heils. Grundlagen – Fragen – Perspektiven, Würzburg 1987, 97 ff.)*



**Johann Adam Möhler (1796–1838)**

## **„... da überhaupt das Christentum eine Sache des Lebens ist“**

**Zum 200. Geburtstag eines „Kirchenvaters“ der Moderne**

17.–19. Mai  
Stuttgart-Hohenheim  
54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Abraham Peter Kustermann

Defensor fidei (Verteidiger des Glaubens), Litterarum decus (Zierde der Wissenschaft), Ecclesiae solamen (Trost der Kirche) – so lauten die Ehrentitel auf dem Grabstein des am 6. Mai 1796 in Igersheim (Bad Mergentheim) geborenen Theologen und Priesters der Diözese Rottenburg.

Wie selten einer veränderte Möhler mit seinen bis heute gelesenen Werken das Gesicht von Theologie und Kirche, hauptsächlich von Tübingen aus, wo er seit 1823 als Privatdozent, seit 1826 als Professor für Kirchengeschichte wirkte. 1835 nach München berufen, war ihm dort nur noch wenig Zeit für neutestamentliche Exegese und christliche Literaturgeschichte beschieden. Möhler starb, tief betrauert von vielen Zeitgenossen, als ernannter Domdekan von Würzburg am 12. April 1838 in München. Die Feier seines 200. Geburtstags gab Anlaß – für unsere Diözese und weit darüber hinaus –, sich in die Spuren von Möhlers Denken zu stellen: im Rückblick auf eine bewegende Gestalt der Geschichte wie im Hinblick auf Möhlers Inspirationen für unsere Zeit.

Programm:

### *Grußwort*

Prof. Dr. Herbert Niehr, Dekan der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen

### *Johann Adam Möhler – Theologie im Kontext von Biographie und Zeitgeschichte*

Prof. Dr. Joachim Köhler, Tübingen

### *Verheißungsvolle Weggenossenschaft – vom Tod jäh beendet:*

#### *Johann Adam Möhler und Ignaz von Döllinger*

Prof. Dr. Victor Conzemius, Luzern

### *Das Leben zu dem Kennzeichen der wahren Kirche Christi machen*

#### *Johann Adam Möhler und John Henry Newman*

Prof. Dr. Günter Biemer, Stegen-Eschbach

### *Johann Adam Möhler und die katholische Theologie im Umfeld des I. Vatikanischen Konzils*

Prof. Dr. Harald Wagner, Münster

*Die Kirche als universale Liebesgemeinschaft Gottes  
Theologie und Ekklesiologie der „communio“ bei Johann  
Adam Möhler*  
Prof. Dr. Gerhard Ludwig Müller, München

*Eucharistiefeier in St. Antonius*  
Zelebrant und Predigt: Bischof Dr. Walter Kasper, Rot-  
tenburg-Stuttgart

*Johann Adam Möhler liest die Bibel*  
*Bemerkungen zu seiner Exegese*  
Dr. Reinhold Rieger, Tübingen

*Zu Johann Adam Möhlers „Symbolik“:*  
*Die Autorität der Kirche und das Problem der Moderne*  
Dr. Anton van Harskamp, Amsterdam

Es konnte nicht ausbleiben, daß an verschiedenen Stellen dieser Tagung die seit je, neuerdings vermehrt kontrovers diskutierte Frage auch ein Rolle spielte, ob Johann Adam Möhler zu Recht als theologischer „Wegbereiter der Ökumene“ in Anspruch genommen wird oder ob er im Gegenteil eher als Apologet einer konfessionsbetonten katholischen Identität zu beurteilen ist. Pointiert äußerte sich dazu u.a. Dr. Anton van Harskamp, evangelisch-reformierter Theologe und Soziologe aus den Niederlanden:

*Über IMöhlers Buch| Die Einheit in der Kirche aus dem Jahre 1825 ist in diesen Tagen schon viel gesagt worden. Und eben noch habe auch ich diesen theologischen Klassiker erwähnt. Deshalb darf ich mich jetzt kurz fassen mit dem, was m.E. der Kern dieses Buches ist. Fasziniert von der Dynamik des Geistes, welche sich in mehreren konkret-geschichtlichen Gestalten der Kirche manifestiert, scheint Möhler in seinem romantischen Denkstil sagen zu wollen – vor allem seinen Mitchristen und Kollegen, die noch der ‚Katholischen Aufklärung‘ verpflichtet waren –, daß Christwerden und Christsein vor allem – in moderner Terminologie gefaßt – ein existentieller Prozeß ist, nicht ein nur rationaler oder eben moralischer Prozeß; ein Prozeß, worin das sich autonom dünnende Individuum die Mängel dieser Autonomie, seine wesentliche Bedürftigkeit nach Gemeinschaft anerkennt: eben dadurch, daß der individuelle Christ aufgenommen*

*wird und hineinwächst in die Einheit der spirituellen Liebesgemeinschaft der Kirche, wodurch gerade die Individualität jeder Person zur vollen, allseitigen Entfaltung kommt.*

*Unter Möhler-Interpreten ist aber die Meinung nicht unüblich, Möhler sei sich selbst bewußt gewesen, er habe in seiner Einheit einige brennende Probleme zwar berührt, sei aber kaum in die Nähe einer Antwort gekommen. Im Blick auf seine Symbolik (1832) deute ich nur zwei davon an:*

*Das erste Problem betraf die nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen den äußeren, sichtbaren und den inneren, unsichtbaren Aspekten der Kirche. Beleuchtet Möhler in seinem romantischen Jugendwerk von 1825 noch seine zentrale, lebenslang verfolgte Thematik, nämlich das Mysterium der Einheit der Kirche, von der Frage nach dem individuellen Christsein her und dringt er dort theologisch ein in das unsichtbare Wesen der Kirche, so scheint Möhler in der Symbolik mehr Wert zu legen auf die sichtbare Seite – aber seine Fragerichtung bohrt im gewissen Sinne doch tiefer. Denn wenn Möhler im Glauben jetzt als selbstredend voraussetzt, daß die katholische Kirche die Sphäre ist, worin das Individuum immer schon in der Wahrheit lebt, bekommt die Frage nach der Einheit der Kirche etwas Metatheoretisches. Jetzt gilt es ihm anzudeuten, in welcher Weise die Kirche die Bedingung sein kann für den Glauben. Jetzt ist es seiner Meinung nach – bei tieferer Reflexion – nicht mehr möglich, die äußerlichen, sichtbaren Aspekte als historisch-kontingent zu betrachten, auch nicht die real existierende katholische Kirche. Wäre die sichtbare Seite der Kirche nur historisch-kontingent, so wäre auch der Inhalt des Glaubens zufällig, dann wäre auch der Glaube nur eine relativ leicht wieder zu entfernende Fassade, welche nicht das Innere des Menschen berührt.*

*Jeder Leser der Symbolik weiß, in welche Richtung Möhler für eine Antwort auf dieses Problem deutet. Er ist gleichsam ein theologischer Materialist, denn die Inkarnation sagt ihm, daß analog zu der physisch-materiellen Gestalt Jesu Christi auch die sichtbare, institutionelle Seite der Kirche sowohl eine theologische als auch eine anthropologische Tiefendimension hat: ihre sichtbare und ihre unsichtbare Weite werden mit Hilfe des chaledonensischen Dogmas umschrieben als unvermischt und ungetrennt.*

Diese „Lösung“ – wir dürfen jetzt sagen: gläubig-mystische und zugleich theologisch-materialistische Lösung – macht plausibel (übrigens nicht nur aus historisch-kausaler, sondern ebenso aus systematischer Perspektive), warum für Möhler gerade die damalige konfessionelle Problematik in den Mittelpunkt rückt. Denn je tiefer er eindringt in das mystische Wesen der Einheit der Kirche, gerade dadurch, daß er die sichtbare Seite der Kirche nachdrücklich hervorhebt, desto brennender wird ihm die Frage nach der Bedeutung derjenigen außerhalb der sichtbaren Einheit der real existierenden katholischen Kirche. Die Logik seines Denkens führt ihn zur konfessionellen Problematik: Welche Bedeutung haben namentlich die Protestanten für die Sicht auf das Wesen, d.h. auf die Einheit der Kirche? Das ist nach Möhlers Selbstverständnis die Frage der Symbolik.

Möhlers Symbolik als theologisches Werk konnte in dieser Lage auch unverkennbar als politisches und kirchenpolitisches Werk fungieren. Denn die Symbolik schärfte seinen katholischen Lesern auf vielerlei Weise ein, daß der Katholizismus die Geschichte trägt, die Kultur und Humanität fördert, wohingegen der prinzipiell subjektivistische Protestantismus entweder in hochmütiger menschlicher Machtgier oder – wahrscheinlicher – in Selbsterstörung untergehen wird. Das war in dieser Lage eine akzentuiert politische und kirchenpolitische Botschaft. Mit diesem Urteil tut man Möhler selbst wohl nicht unrecht. Ich erinnere an einen bekannten Brief Möhlers an Döllinger. Im April 1830, also gleich zu Anfang seiner ersten Vorlesungen über „Symbolik“ (Sommersemester 1830), schreibt er: „... unser Episkopat ist ein verkrüppeltes Ding“. Er zielt auf (den Rottenburger) Bischof von Keller, der seines Erachtens zu leise Einspruch erhob gegen die Durchführung der (württembergischen) „Landesherrlichen Verordnung“, welche die Bekräftigung des Staatskirchentums durch eine bewußt protestantische Staatsbürokratie brachte. Dagegen blieb seines Erachtens „nichts mehr übrig, als die jungen Theologen mit einem recht kirchlichen Sinne auszurüsten“.

Erlauben Sie mir, noch einige Augenblicke bei den kontextgeschichtlichen Entwicklungen zu bleiben. Möhlers Symbolik, so fasse ich zusammen, war eine plausible katholische Antwort auf die Frage, welche die Differenzierung von Staat und Politik einerseits und Kirche und Religion andererseits aufwarf.

Diese Differenzierung, charakteristisch für die Moderne, zeigte aber – und wieder sage ich: betrachtet aus makrosoziologischer Perspektive – noch andere, noch radikalere Gestalten. Denn tendenziell gab es auch eine Bewegung zur Differenzierung zwischen kirchlich gebundener und nicht kirchlich gebundener Religiosität. Zu denken sei an die namentlich in Kreisen der ‚Katholischen Aufklärung‘ konstatierbare Neigung, Dogma, Lehre und die Institution „Kirche“ zu relativieren zugunsten einer mehr allgemein-menschlichen Religiosität, einer Religiosität in der die innere religiöse Erfahrung oder die sittliche Nachfolge Jesu eine zentrale Rolle spielten und in der ein gewisser Interkonfessionalismus nichts Ungewöhnliches war. Daß die Symbolik aufgrund von Möhlers recht „scharfer Bezeichnung der Gegensätze“ auf keine Weise weder eine dialektische Vermittlung der Konfessionen in eine höhere Einheit zuläßt (Reinhold Rieger) noch eine Rückführung zu einer allgemeinen, beiden Konfessionen Grund gebende Religiosität, und damit radikal diesen Interkonfessionalismus bekämpfte, bedarf keiner näheren Darlegung.

Vielsagender noch für das Verständnis der Rolle der Symbolik im Kontext der aufkommenden Modernität ist aber, was ich soeben am Rande angedeutet habe: Die „Säkularisation“, wiewohl zunächst nur ein politisch-rechtliches Verfahren, war doch ein Signal dafür, daß die religiöse Wahrheit der Kirche hinfort weniger Einfluß würde nehmen können auf die Sittlichkeit außerhalb der Kirche. Mit anderen Worten: Die „moderne“ Differenzierung bringt auch diejenige zwischen Religiosität und Sittlichkeit mit sich. Das schwebte im damaligen Klima in der Luft. Wenn man die Symbolik aus dieser Sicht liest, ist mit Überraschung zu bemerken, mit welcher Vehemenz Möhler gerade dieser Gestalt der Differenzierung entgegentritt. Wie bekannt lokalisiert Möhler die Grunddifferenz zwischen Katholiken und Protestanten in der christlichen Anthropologie, namentlich in der Lehre von Urzustand, Erbsünde und Rechtfertigung. Vergegenwärtigen wir uns für einen Moment, daß – namentlich wenn es um die beiden erstgenannten Lehrstücke geht und ein Denker ein Urgeschehen beschreibt, dem er zudem wirkliche historische Qualität beilegt (wie Möhler) – solches Sprechen gewöhnlich die Funktion hat, einen bestimmten aktuellen Wunsch zu legitimieren. Welcher Wunsch war das bei Möhler? Nun denn: Die Argumente Möhlers krei-

*...mehr als  
drucken...*

■■■■■■ Beratung  
■■■■■■ Gestaltung  
■■■■■■ Fotosatz  
■■■■■■ Desktop-Publishing  
■■■■■■ Web-Design  
■■■■■■ Internet-Support  
■■■■■■ Buchdruck  
■■■■■■ Offsetdruck



■■■■■■ Heusteigstraße 66  
■■■■■■ 70180 Stuttgart  
■■■■■■ Telefax (07 11) 6 45 59-31  
■■■■■■ Telefon (07 11) 6 45 59-0  
■■■■■■ eMail info@grafikdruck.com  
■■■■■■ <http://www.grafikdruck.de/>

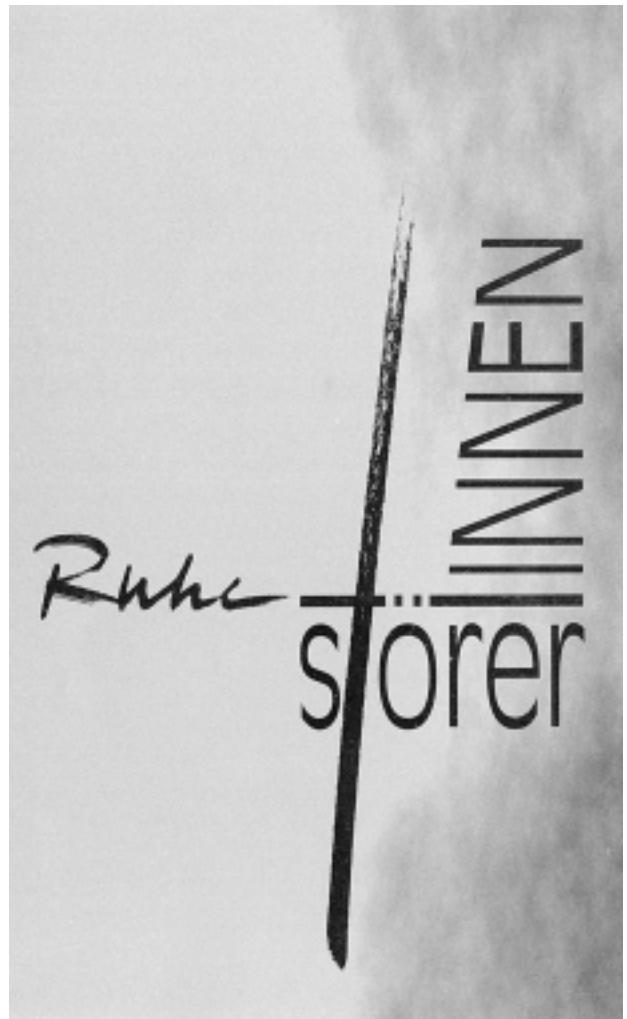
■■■■■■ seit 25 Jahren **die** Druckerei

sen um das Urteil, daß die Protestanten in den drei genannten Lehrstücken sich nicht das richtige Verhältnis von Menschlichem und göttlich Gnadenhaftem aneignen. Entweder kennen sie nach Möhler nur ein gottgefälliges Menschsein, wobei, widerspruchsvoll genug, der gottgefällige Mensch keine Freiheit hätte und ihm also der Fall nicht angerechnet werden könnte; oder sie kennen nur ein gefallenes Menschsein – und tiefschwarzen Sündenpessimismus. Dazu gehört, Möhler zufolge, daß die Gerechtigkeit Christi in protestantischer Sicht immer äußerlich bleibt, niemals das Innere des Menschen tangiert. Die Konsequenz ist, daß der protestantische, immer isolierte Mensch diesen Mangel an Verbundenheit mit der Gnade (und der Kirche), diese Gottesferne nicht aushält und sich zur Selbsterlösung, eben Selbstvergötterung versteigt.

Die Pointe seiner Argumente ist fast immer, daß die Protestanten damit den moralischen Antinomismus fördern, die „heilige moralische Ordnung“ nicht erkennen können, in letzter Instanz, weil sie Moral und Religion, Sittlichkeit und Gnade trennen. Dagegen benutzt Möhler für die katholische Position fortwährend zwei Reihen von Aussagen, die menschlicher Logik nach übrigens nicht vereinbar sind: einerseits die, daß der Mensch an sich ein defizientes Wesen ist, vor allem auch ein sittlich verkrüppeltes Wesen, von allem Anfang an angewiesen auf Strukturen, welche die göttliche Gnade vermitteln – also die Kirche. Andererseits betont er, daß der Mensch dennoch immer Verantwortung trägt und ihm für seine Verkehrtheit moralische Schuld angerechnet werden kann – womit also die Notwendigkeit einer sittlichen Ordnung vorgegeben ist.

Selbstredend beschäftigt Möhler sich hier mit einer klassischen theologischen Problematik. Aber wir haben uns auch zu vergegenwärtigen, daß – aus kontextgeschichtlicher Perspektive heraus betrachtet – er hier auch dem Interesse der real existierenden katholischen Kirche dient. Denn er betont, daß die Partizipation an der Heilsanstalt „Kirche“ faktisch notwendig ist für das Menschsein und für eine wahrhaft sittliche Praxis in der Welt. Halten wir also für den Moment die Vermutung fest, daß der historisch-kontextuelle Blick auf die Symbolik darauf hinweist, daß Möhler wahrscheinlich nicht nur den Protestantismus im Konkreten kritisch anvisiert, sondern eine zeitgeschichtliche Tendenz überhaupt.

Weitere Beiträge dieser Tagung und der Tagungstitel selbst sind aufgenommen in:  
Harald Wagner (Hrsg.), Johann Adam Möhler (1796–1838) – Kirchenvater der Moderne (Konfessionskundliche Schriften, Bd. 20), Paderborn 1996.



## Ruhestörer im Christentum

# Galileo Galilei „Und sie bewegt sich doch!“

Samstagabend in Hohenheim

14. September  
Stuttgart-Hohenheim  
99 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Heinz-Hermann Peitz

*Referent:*  
Dr. Hans-Dieter Mutschler, Frankfurt a.M.

Der Legende nach soll Galileo Galilei mit dem Ausspruch „Und sie bewegt sich doch!“ das Abschwören seiner Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne begleitet haben – ein Ausspruch, der zum Symbol für das gestörte Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Theologie geworden ist. Die Ruhestörung, die von Galilei ausging und noch immer ausgeht, ist jedoch nur vordergründig eine astronomische Streitigkeit. Als Bahnbrecher der neuzeitlichen Naturwissenschaft initiiert Galilei ein neues Programm, in dem Objektivität und Quantität die Frage nach Sinn und Qualität verdrängen. „Je präziser wir die Welt erfassen, desto mehr entschwindet uns ihr Sinn“ – so wird Hans-Dieter Mutschler weiter unten dieses Programm auf den Punkt bringen. Dann aber scheint es Jacques Monod zu sein, der die eigentliche Tragweite des Galileischen Erbes in letzter Konsequenz zu benennen wagte: Der Mensch wisse nun, „daß er seinen Platz wie ein Zigeuner am Rande des Universums hat, das für seine Musik taub ist und gleichgültig gegen seine Hoffnungen, Leiden oder Verbrechen“. Monod hat damit zahlreiche theologische Rettungsversuche provoziert. Aber es bleibt zu fragen, ob diese das von Galilei initiierte Programm bis zur letzten Konsequenz ernst nehmen und damit eine tragfähige Brücke zu den

Naturwissenschaften bauen können. Rettungsversuche, die theologistisch dem naturwissenschaftlichen Diskurs Vorschriften machen wollen, scheiden dazu ebenso aus wie vorschnelle metaphysische Harmonisierungen, die zwei unterschiedliche Sprachspiele vermischen oder als magische Zwitter nicht mehr Naturwissenschaft und noch nicht Theologie sind. Mutschler gibt solchen Rettungsversuchen – geht man der Galileischen Ruhestörung auf den Grund – keine Zukunft. Galileis Projekt scheint auch die letzten metaphysischen Bastionen zu schleifen.

Die naturwissenschaftliche Erfolgsgeschichte scheint demnach einen hohen Preis zu haben: Der Sinn des Kosmos zerrinnt zwischen den naturwissenschaftlich begreifenden und zugreifenden Fingern. Der Referent des Abends fragt, ob wir diese Konsequenz hinnehmen müssen, wenn wir Galileis Ruhestörung ernst nehmen und nicht vorschnell abtun wollen. Eine Antwort deutet sich an. Mag dabei die herkömmliche Metaphysik überleben oder nicht, wie Mutschler annimmt. Es lohnt sich auf jeden Fall, die Richtung weiter zu verfolgen, in die er weist: Am Horizont kommt die Versöhnung mit dem Erbe Galileis bereits langsam in den Blick.

*„Die Winkelsumme im Dreieck kann nicht nach den Bedürfnissen der Kurie abgeändert werden.“*

*Wir werden „zu fragen anfangen, ob wir nicht doch recht gehabt haben und die Erde sich dreht! ... Sollte uns aber dann jede andere Annahme als diese unter den Händen zerronnen sein, dann keine Gnade mehr mit denen, die nicht geforscht haben und doch reden“.*

*Galilei in: Bertolt Brecht, Leben des Galilei, Berlin, 1972, 78, 93*

## Die Welt als Gleichnis oder Gleichung – Galileis Programm und die Sinnfrage

(Auszüge aus dem Vortrag, der ungekürzt in der Kleinen Hohenheimer Reihe erscheinen wird)

Vordergründig geht es bei dem Konflikt zwischen Galilei und der Kirche um die Differenz zwischen geo- und heliozentrischem Weltbild und der damit verbundenen Einschätzung einer Stellung des Menschen im Kosmos. Wer sind wir eigentlich im Gesamt der Dinge?

Ist der Mensch von Gott als Krone der Schöpfung gewollt, so scheint zwingend erforderlich, daß er seinen Ort in ihrem Zentrum hat. Wird der Mensch aus diesem Zentrum vertrieben, so scheinen atheistische Konsequenzen unvermeidlich.

Dieser Zusammenhang wird bis heute diskutiert. Allerdings hat sich die Problematik weiter verschärft: Die Sonne ist ja auch nicht das wahre Zentrum des Universums, schließlich gibt es beliebig viele andere Sonnen, und selbst unsere Milchstraße ist nur eine unter sehr vielen anderen, und wenn der Physiker Everett recht hat, gibt es sogar, allerdings unerkennbare, Paralleluniversen zu dem unsrigen.

Der Mensch, zufällig auf diesem Planeten, zufällig in diesem Sonnensystem, zufällig in dieser Galaxis und zufälliger Bewohner dieses Universums, eine Eintagsfliege, so scheint es, ohne Bedeutung für das Gesamt der Dinge. Andererseits: Warum sollte die räumliche Plazierung des Menschen ein Argument dagegen sein, daß er von Gott gewollt wurde? Wo es um Bedeutungszuschreibungen geht, sind geographische Argumente die schwächsten. Immerhin kam auch Jesus aus Nazareth und nicht etwa aus Jerusalem, und die Juden, dieses winzige Volk am Rande der alten zivilisierten Welt, wurden zum religiösen Hoffnungsträger der Menschheit und nicht etwa die Römer, Griechen oder Babylonier. Geographischer und geistiger Mittelpunkt müssen nicht zusammenfallen.

...

Es scheint, daß die Frage nach einem geo- oder heliozentrischen Weltbild nicht die eigentliche Ursache für die Schärfe des Konflikts um Galilei gewesen sein kann. Ein Blick auf die heute noch vorhandene Spannung zwischen physikalischer Weltkonstruktion und religiöser Überzeugung zeigt, daß sich bei Galilei ein Gegensatz langsam

entwickelte, der erst in den folgenden Jahrhunderten in voller Schärfe zur Eskalation kam.

Schematisch gesagt möchte ich behaupten: Die von der Antike bis ins späte Mittelalter herrschende Überzeugung von einer den Kosmos tragenden hierarchischen absoluten Sinnstruktur beginnt bei Galilei zu zerbrechen. ... Eine genauere Prüfung der Galileischen Prinzipien ergibt ..., daß sie nicht nur geeignet waren, die traditionelle Kosmologie zu sprengen, sondern *jede* Vorstellung von einer sinnvollen, den Kosmos durchdringenden geistigen Ordnung, auch einer Platonischen wie bei Johannes Kepler.

Wenn ich der Meinung bin, daß es in der Natur Werte und Zwecke gibt, die auf einen höchsten Wert oder auf ein zweckesetzendes Bewußtsein verweisen, dann erfahre ich die Welt als von Gott durchdrungen. Wenn ich mit Galilei nur noch Meßwerte zulasse, die ich in funktional-mathematische Beziehung zueinander setze, dann gerät mir die Welt zu einem gleichgeschalteten, sozusagen demokratisierten Ensemble von Effekten, die keinen metaphysischen Verweischarakter mehr haben. Auf diesem Verweischarakter beruhte z.B. der letzte von Thomas von Aquins Gottesbeweisen, wonach es in der Welt eine Hierarchie von Seinsgraden und Wertstufen gibt, die auf ein letztes, subsistierendes Sein und auf einen absoluten Wert hinweisen, den wir „Gott“ nennen. Das heißt: Die Galileische Revolution zerstört nicht nur den ohnehin schwachen Beweis aus den Bewegungsursachen, sondern auch den viel fundamentaleren aus der Ordnung der Seinsgründe.

Galilei hat nun aber nicht die Existenz Gottes einfachhin bestritten, auch nicht, daß es Seinsgrade, Zwecke und Wesensgründe in der Natur gibt, aber er hat bestritten, daß wir sie wissenschaftlich erkennen können. Dieser Punkt ist von der größten Bedeutung. Worum es bei Galilei geht, ist die Frage nach der Ordnung in der Welt und ihrer Erkennbarkeit.

...

Begreift man ... die Ordnung der Natur nach einem formalen mathematischen Schema, wonach ihre Kräfte auf berechenbare Funktionen hin abgebildet werden können, dann kann auch nicht mehr nach ihrem Sinn und Zweck gefragt werden. „Was ist der Sinn des Gravitationsgesetzes, des Entropiesatzes, des Energieerhaltungssatzes, der Maxwellgleichungen usw.?“ Solche Fra-

gen lassen sich jetzt nicht mehr stellen. Kein Physiker kann sie beantworten. Physikalische Gesetze gelten; das ist alles.

Begreife ich die Welt, wie es Galilei erstmals geschichtsmächtig getan hat, als von solchen formalen Regeln beherrscht, so kann ich ihre Ordnung nicht mehr als eine sinnvolle Ordnung anerkennen, auch wenn sich Reste davon noch bei Galilei vorfinden. Mit dem Ausfall einer sinnvollen Ordnung entfällt aber auch ein göttlicher Ordner.

...

Bei Galilei, der nicht auf Wesensgründe aus war, sondern auf klare mathematische Erkennbarkeit, wird die Quantität zur Zentralkategorie, während er die Qualitäten der Welt, wie Licht, Farbe, Ton zum subjektiven Schein degradierte (das, was man später die „primären“ gegenüber den „sekundären Sinnesqualitäten“ genannt hat). Auf diese Weise wird nicht nur die alte Kosmologie zerstört, sondern *jede* Vorstellung von einer qualitativen, den Kosmos durchdringenden geistigen Ordnung. Damit verliert die Welt ihren Verweischarakter auf Gott, mag dies Galilei beabsichtigt haben oder auch nicht.

...

Die von Galilei hauptsächlich mitbegründete quantitative Weltbetrachtung gipfelt meines Erachtens in der Physik unseres Jahrhunderts und in einer auf sie reflektierenden Wissenschaftstheorie, wobei ich an Autoren wie Quine, Hempel oder Stegmüller denke. Diese Autoren haben den Physikalismus auf die Spitze getrieben, indem sie nicht nur die Natur, sondern auch den Menschen einem einheitlichen physikalistischen Erklärungsprinzip unterwarfen. ... Entsprechend führt die totale Physikalisierung der Welt dazu, sie als sinnloses, wenn auch regelhaftes Monster zu begreifen. Adornos Alptraum von der total verwalteten Welt hat hier ihren Ursprung. Will besagen: Auch die Verwissenschaftlichung hat ihren Preis. Je präziser wir die Welt erfassen, desto mehr entschwindet uns ihr Sinn. ... Für Aristoteles steckte die Wahrheit über die Welt in der *Form*, für den modernen Menschen in der *Formel*. Alles Vergängliche ist nun nicht, wie bei Goethe, ein *Gleichnis*, sondern eine *Gleichung*, aber eine Gleichung, die nichts mehr ausdrückt. ... Hatte also die Inquisition auf eine verquere Weise recht, als sie Galilei verurteilte, der am Anfang dieser Entwicklung stand? Sicher nicht, denn der Physikalismus ist eine

Position, die sich selber aufhebt, wenn sie konsequent zu Ende gedacht wird. Der blinde Fleck dieser Weltanschauung ist derjenige, der ihn hat. Wir können zwar alles objektivieren, alles berechnen und auf sinnfreie Gesetze zurückführen, aber indem wir dies tun, verfolgen wir selbst einen Zweck. Die Wissenschaft vertreibt zwar den Sinn aus der Welt, indem sie sie erklärt, sie schreibt aber ihrerseits diesem Tun einen Sinn zu. ... Wenn der Sinn der Welt durch Verwissenschaftlichung verschwindet, warum tritt er dann an anderer Stelle wieder in Erscheinung, nämlich im Handeln des Wissenschaftlers? Wenn die Physik alles ist, dann bleibt dieses Auftreten unerklärlich, und wenn dieses Auftreten real ist, dann kann die Physik nicht alles gewesen sein.

Dies ist der blinde Fleck des Physikalismus: Der Physikalist kann alles erklären, aber um den Preis, daß er sich selbst ein Rätsel bleibt. Aber wenn das so ist, dann ist auch die Welt ein Rätsel, denn auch der Physiker ist ein Teil dieser Welt. Man sieht, die Verwissenschaftlichung bringt das Mysterium nur scheinbar zum Verschwinden. ... Die Situation ist also vertrackt: Die wissenschaftliche Aufklärung ruiniert die traditionelle Metaphysik, aber sie ist nicht imstande, eine antimetaphysische Weltanschauung zu begründen. Die Sinnstrukturen verschwinden aus der Welt, aber die Sinnfrage bleibt.

...

Der christliche Glaube hat von der wissenschaftlichen Aufklärung im Grunde nichts zu fürchten, und wenn das metaphysische Geländer um unsere Existenz inzwischen auch im Katholizismus zerbrochen ist, sind wir womöglich nur eine besonders hartnäckige Illusion, Galilei sei Dank, losgeworden. Der Glaube hat von der Wissenschaft nichts zu fürchten, denn die Wissenschaft bezieht sich nur auf hypothetische, nicht auf absolute Größen, und wo sich die Wissenschaft verabsolutiert, können wir sie kritisieren. Der Kosmos als Sinngarant kommt allerdings durch die wissenschaftliche Aufklärung zum Verschwinden, so daß die metaphysische Frage nach dem Ganzen reformuliert werden müßte, da sie offenbar nicht verschwinden kann. Diese Reformulierung steht noch aus. Der Affront Galileis wirkt bis heute nach.

*Samstagabend in Hohenheim 1994–1996*

**„RuhestörerInnen im Christentum“**

*24 Veranstaltungen*

*1853 Teilnehmerinnen und Teilnehmer*

*1994*

*Reinhold Schneider (1903–1958)*

*Denken im Zirkel des Todes?*

*Christine de Pisan (1365–nach 1429)*

*Engagierte Kämpferin für die Gleichwertigkeit der Frau*

*Pelagius († ca. 420)*

*Von sittlicher Autonomie und Heilsoptimismus*

*Max Josef Metzger (1887–1944)*

*Prophet in unserer Zeit*

*Erik Peterson (1890–1960)*

*Ein Theologe zwischen den Welten*

*Vilemina u. Mayfreda – eine feministische Häresie (13./14. Jahrhundert)*

*David Friedrich Strauß (1808–1874)*

*„Fortbildung der Christusreligion zur Humanitätsreligion“*

*Friedrich Spee von Langenfeld (1591–1635)*

*Kein „stumme Hund, der nicht zu bellen weiß“*

*1995*

*Albert Schweitzer (1875–1965)*

*Kritischer Denker im Geiste Jesu*

*Joseph Bernhart (1881–1969)*

*Ein christlicher Tragiker?*

*Prisca und Maximilla (2. Jahrhundert)*

*Zwei montanistische Prophetinnen*

*Matthias Claudius (1740–1815)*

*Vom Mut, gegen den Strom zu schwimmen*

*Pierre Teilhard de Chardin (1881–1955)*

*Modernist oder Apologet?*

*John Henry Newman (1801–1890)*

*Ruf in die Weite der Katholizität*

*Antonio Rosmini (1797–1855)*

*Von den Wunden der Anpassung und der Wahrheit, die frei macht*

*Roger Bacon (ca. 1214–ca. 1292)*

*„Alles muß also verifiziert werden durch Erfahrung“*

*1996*

*Marguerite Porete († 1310)*

*Die „vernichtete Seele“ von „Gott erleuchtet“*

*Gertrud Luckner (1900–1995)*

*„Gerechte unter den Völkern“ in dunkler Zeit*

*Waldes († nach 1200) und die Waldenser in Württemberg*

*Sebastian Franck (1499–1542/43)*

*„Die Wahrheit ist eine aufwiegende Sache“*

*Giordano Bruno (1548–1600)*

*„Es gibt zahllose Sonnen und Erden“*

*Galileo Galilei (1564–1624)*

*„Und sie bewegt sich doch!“*

*Christoph Friedrich Blumhardt d. J.*

*(1842–1919)*

*„Wir kommen nicht vorwärts mit dem Reiche Gottes“*

*Moderata Fonte, Lucretia Marinella*

*und Arcangela Tarabotti (16./17. Jahrhundert)*

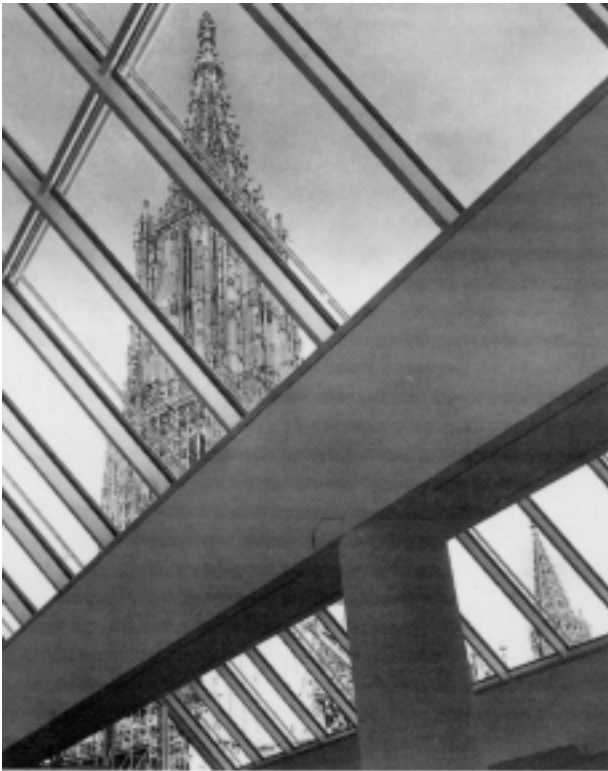


Foto: Martin Duckek, Ulm

# Hirntod – Tod des Menschen?

## Menschenbild und Transplantationsgesetz in interdisziplinärer Perspektive

Akademieforum Ulm

23. Oktober  
Stadthaus Ulm  
71 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Heinz-Hermann Peitz

### *Referentin/Referenten:*

Prof. Dr. Helmut Baitzsch, Ulm  
Prof. Dr. Dietmar Mieth, Tübingen  
Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff, Freiburg i.Br.  
Dr. Gerlinde Sponholz, Ulm  
Prof. Dr. Hans-Bernhard Wuermeling, Erlangen

Wird der Tod nach (Organ-)Bedarf umdefiniert? Vielfach steht dieser Verdacht einer interessengeleiteten Neudefinition des Todes im Hintergrund der kontroversen Diskussion um Hirntodkriterium und das neue Transplantationsgesetz.

Seit 1982 ist der Hirntod-Begriff in Deutschland mehr oder weniger etabliert, das Hirntod-Kriterium und die damit verbundene Todesvorstellung in der Praxis weitgehend akzeptiert – zunächst jedenfalls. Viele haben es als Erleichterung verstanden, daß das Sterben nicht mehr unnötig verlängert wurde. Man denke daran, daß in einer Stuttgarter Untersuchung von 1985 über 50% aller Befragten die Angst äußerten, aufgrund fortgesetzter intensivmedizinischer Maßnahmen letztlich nicht sterben zu können.

Nach der weitgehenden Akzeptanz ist inzwischen die Diskussion um den Hirntod als Kriterium zur Todesfeststellung wieder neu entbrannt. Der bekannte Fall des „Erlanger Babys“ heizte den Disput hier besonders auf. Die grundsätzliche Möglichkeit, den Leib einer hirntoten Schwangeren bis zur Entbindung intensivmedizinisch in Funktion zu halten, löste bohrende Fragen aus: War Marion Ploch tot? Aber wie kann in einer Toten ein Kind heranwachsen? Das waren Fragen, die sich dem intuitiven Empfinden stellen. Aber greift in einem solchen Grenzfall noch der intuitive Alltagsverstand?

Inzwischen – verstärkt seit der Diskussion um das neue Transplantationsgesetz – hat sich auch eine wissenschaftliche Front gegen den Hirntod als Todeskriterium formiert. Hier vermutet man die Interessendominanz der Transplantationsmedizin mit einer „pragmatischen Umdefinition des Todes“ oder ein reduktionistisches Menschenbild in der Form einer „hirnzentrierten Engführung des Menschen“.

Auf den ersten Blick scheint dies uneingeschränkt plausibel: Der Hirntod ist zunächst ein rein empirischer Be-

fund, eine methodische Reduktion und damit nicht die Wirklichkeit des ganzen Menschen. Auf den zweiten Blick zeigt sich auch die Kehrseite der Medaille: Sollten sich die Hirntod-Kritiker durchsetzen, kündigten der Transplantationschirurg Rudolf Pichelmayr und der Präsident der Bundesärztekammer Karsten Vilmar an, dann werde es in Deutschland keine Organentnahme mehr geben. Wenn nämlich der Hirntod nicht Tod des Menschen wäre, bedeutete jede Explantation einen Tötungsakt am Spender. Was ein solcher Transplantationsstopp für viele Transplantationsbedürftige bedeutet, liegt auf der Hand. Interessanterweise besteht der Dissens nicht zwischen Berufsgruppen (z. B. Mediziner gegen Ethiker), sondern er geht quer durch die Disziplinen hindurch. Auch hier steht die Gesellschaft wieder einmal in der Situation, daß von seiten der Experten keine eindeutigen Voten vorliegen, sondern daß in der Situation von Expertendilemmata entschieden werden muß. Daß der Dissens auch vor der Zukunft der christlichen Ethik nicht halt macht, zeigten die Beiträge von Dietmar Mieth und Eberhard Schockenhoff, die beide als Sachverständige bei der Anhörung im Bundestag gehört wurden.

Dietmar Mieth

### **Differenz zwischen Anthropologie und Empirie**

(Auszüge aus Vortrag und Stellungnahme beim Anhörungsverfahren; ungekürzt in: Hoff / in der Schmittgen, Wann ist der Mensch tot? Erweiterte Ausgabe, Reinbek 1995)

- *Eine anthropologische Aussage ist durch empirische Signifikanz nicht ersetzbar. Wenn Empirie als Faktenwissenschaft und Anthropologie als verstehende Interpretation nicht identisch sind, dann gibt es keine einfache Identität zwischen der anthropologischen Aussage, der Mensch ist tot, und einer empirischen Todesfeststellung. Zum Beispiel kommt die empirische Feststellung, daß der Mensch mit Eintreten der Leichenstarre zum Leichnam geworden ist, gegenüber biologischen Prozessen zu früh, und was den vermutlichen Eintritt des menschlichen Todes betrifft, sicher zu spät. Hier herrscht nicht Identität. Dennoch ist die Aussage „Der Mensch als Leichnam ist tot“ richtig, weil die Interpretation, daß hier ein post quem, ein Danach des Todes vorliegt, kaum bestritten werden kann.*

*Wenn also die empirische Feststellung nicht für sich selbst sprechen kann – sei es, weil es sich um Übergänge handelt, die sich der empirischen Faktensprache entziehen, sei es, weil unser Verstehen auf der alltäglichen Erfahrung, nicht aber auf der wissenschaftlichen Empirie beruht –, müssen wir die größtmögliche Sicherheitsmarge gelten lassen. Beim Lebensbeginn nach hinten dürfen wir ihn eher zu früh als zu spät ansetzen, beim Lebensende nach vorn soll das Ende eher zu spät als zu früh konstatiert werden.*

- *Die Verbindung von Verstehen mit alltäglichem Leben und mit entsprechender Lebenserfahrung ist konservativ, und insofern steht sie in Konflikt mit prozessivem Handlungsbedarf. Dieser Konflikt kann aber nur im gesellschaftlichen Diskurs verringert werden. Er läßt sich nicht auf empirisch-wissenschaftlicher und auf medizinisch-pragmatischer Ebene einfach als Streit der Klugen mit den Dummen verstehen.*
- *Das Argument der Unumkehrbarkeit oder Irreversibilität des Hirntodes würde auch zutreffen, wenn das Stammhirn nicht eingeschlossen wäre, wenn es sich also nicht um einen sogenannten Teilhirntod handelte. Außerdem wird es zumindest dort nicht konsequent angewandt, wo man unter Berufung auf das Konzept des „Hirnlebens“ das Leben auch erst mit dem Funktionieren des Gehirns beginnen läßt. Denn dann müßte man auch umgekehrt sagen, daß nach der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle ein irreversibler Lebensprozeß begonnen hat, der gleichsam nur von außen gestört werden könnte. Das Schon der Teilhabe am menschlichen Leben hat meines Erachtens hier Vorrang vor dem Noch-nicht eines „Hirnlebens“. Dies gilt beim Leben. Bei der Todesbestimmung sollte aber, um größtmögliche Sicherheit zu gewährleisten, das Noch menschlichen Lebens Vorrang vor dem Schon haben. Vertreter des Ganzhirntodes, die sich hier auf das Schon des irreversiblen Sterbeprozesses berufen, treten hingegen auch gelegentlich als Vertreter des „Hirnlebens“ auf und bestimmen den Beginn des menschlichen personalen Lebens erst mit der Funktionsfähigkeit der Großhirnrinde. Eine solche inkonsequente Anwendung von Argumenten wie Umkehrbarkeit oder Unumkehrbarkeit könnte als ein Hinweis auf den Vorrang von Interessen vor der Erkenntnis gelten.*

- *Person und Leib sind eine untrennbare Einheit. Es gibt ein Leib-a-priori. Der Leib ist eine Bedingung der Möglichkeit von Personalität. Diese ganzheitliche Betrachtungsweise erlaubt keinen Reduktionismus. Sie erlaubt auch keinen Personizismus, das heißt die Trennung von menschlichem Leben und menschlicher Person beziehungsweise Menschenwürde. Daher ist der moralische Status der Hirntoten, der sogenannten Hirntoten, der sterbenden Menschen ein Status der Menschenwürde.*

Eberhard Schockenhoff

### **Der Hirntod zeigt den Tod des Menschen an**

(Auszug aus: Schockenhoff, Ethik des Lebens, Mainz 1993, 253–256)

*Wenn der Ausfall der zentralen Steuerungsvorgänge im Gehirn mit genügender methodischer Gewißheit feststeht, wertet die moderne Intensivmedizin dies als den Tod der menschlichen Person. Sie geht von diesem Zeitpunkt ab also davon aus, es nicht mehr mit einem sterbenden Patienten, sondern mit einem Toten zu tun zu haben. Diese Feststellung hält einer ernsthaften philosophischen Kritik durchaus stand. Der Einwand, sie widerspreche der leib-seelischen Einheit des Menschen, die als anthropologisches Grunddatum während des gesamten Sterbeprozesses zu beachten sei, übersieht nämlich, daß die Einheit des Menschen mit seinem Leib keine platte Identität, sondern ein dialektisches Spannungsverhältnis darstellt. Die menschliche Person stellt sich in ihrem Leib und durch ihren Leib dar, aber ihre ganzheitliche Identität als Träger dieses Leibes ist nicht identisch mit den physiologischen Prozessen des körperlichen Organismus. Während dieser laufend zerfällt und innerhalb der biologischen Lebenskurve eines menschlichen Individuums mehrfach erneuert wird, hält sich die personale Identität des Menschen über den Wechsel seiner körperlichen Austauschprozesse hinweg durch. Dieses Verhältnis der Person zu ihrem Leib umschließt die gesamte irdische Existenz des Menschen; es gilt also auch für den Abschluß seiner Lebensgeschichte. Das ganzheitliche Ereignis des Todes wird durch den wahrnehmbaren Prozeß des Sterbens zugleich verhüllt und enthüllt; als Ende der irdischen Existenz der menschlichen Person*

*ist der Tod nicht einfach identisch mit dem beobachtbaren Vorgang des Sterbens, in dem die Vitalfunktionen der einzelnen Organe nach und nach erlöschen. Der Tod des Menschen ereignet sich in diesem gesamten Prozeß der körperlichen Desintegration und Devitalisation, ohne daß sein Zeitpunkt im nachhinein exakt feststellbar wäre. Bei der verbindlichen Festlegung des Todeszeitpunktes, von dem ab die ärztliche Behandlungspflicht aufhört und die Organentnahme gestattet wird, ergeben sich in dieser Lage nur zwei Alternativen. Entweder sieht man den Eintritt des Todes erst mit dem Erlöschen der letzten biologischen Körperprozesse im Organismus als gegeben an, oder man bewertet den irreversiblen Ausfall der integrativen Leitungsfunktionen des Gehirns als hinreichend sicheren terminus ad quem, der den Rückschluß auf den Tod der menschlichen Person erlaubt. Die medizinische Hirntoddefinition, die derzeit in fast allen Ländern eingeführt und von bedeutenden wissenschaftlichen Institutionen einschließlich der päpstlichen Akademie der Wissenschaften anerkannt ist, wählt diesen zweiten Weg und deutet den endgültigen Gehirntod als einen sicheren Hinweis darauf, daß der Tod des Menschen bereits eingetreten ist.*

Die Unterschiede sollten den Konsens nicht vergessen lassen. Alle beteiligten Referentinnen waren sich (über ein einmütiges Plädoyer für eine Zustimmungslösung hinaus) darüber einig, daß sich das Gehirn nicht einfach hin mit dem Menschen und der Hirntod nicht einfach hin mit dem Tod des Menschen platt identifizieren lassen.

Der diskutierte Dissens darf und sollte verunsichern, ohne aber die Handlungsfähigkeit zu lähmen. Er sollte beitragen zum differenzierteren Nachdenken über Kriterien des Todes und das allgemeine Verhältnis von empirischen Befunden zu einer Anthropologie des ganzen Menschen.



Raphael Seitz

## „Von A (Almosen) bis Z (Zins)“ Kirche zwischen Theologie und Ökonomie

In Zusammenarbeit mit dem Südwestdeutschen Förderkreis der Ökumenischen Entwicklungsgenossenschaft (EDCS)

3.–5. Mai  
Weingarten  
72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Rainer Öhlschläger  
Gebhard Böhm, Aalen  
Michael Hagelstein, Wernau

### *Referentin/Referenten:*

Helmut Hekmann, Waiblingen  
Prof. Dr. Johannes Hoffmann, Frankfurt a.M.  
Norbert Huber, Stiftung Liebenau  
Prof. Dr. Alfred Jäger, Bielefeld  
Ulrike Stutzmüller, Stuttgart  
Dr. Rolf Wehaus, Göppingen  
Prof. Dr. Josef Wieland, Konstanz

Kirchen sind Unternehmen mit hohen Umsätzen. Ihre ökonomische Potenz setzen sie ein, um Nutzen und Sinn zu stiften. Die zur Verfügung stehenden Geldmittel werden vor allem darauf verwendet, Menschen für pastorale und karitative Dienstleistungen zu bezahlen. Die MitarbeiterInnen verbrauchen die Ressource Zeit. Bei knapperen Kassen erfahren vor allem die diakonischen Einrichtungen verstärkten Druck, ihre Mittel effizienter einzusetzen. Zahlreiche Projekte der Organisationsentwicklung belegen die Veränderungsdynamik. Ökonomische Kriterien spielen eine zentrale Rolle. Wo bleibt dabei die spezifische Sendung christlicher Institutionen? Wie lösen die Verantwortlichen, die Akteure, die Spannung zwischen ihren Leitbildern und den ökonomischen Zwängen?

Die Kirchenleitungen und die Kirchenverwaltungen sehen sich mit legitimatorischen Anfragen ihrer Beschäftigten, der Gläubigen und der kritischen Öffentlichkeit konfrontiert. Wer Geld verwaltet, wer Menschen beschäftigt, braucht eine reflektierte, öffentlich vertretbare Unternehmensethik. Die Vorstellung, als Unternehmen in der eigenen Verantwortung angefragt zu werden, erscheint den Kirchen noch etwas befremdlich. Als die Kirchen mit dem Diskussionspapier zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland an zahlreiche gesellschaftliche Gruppen Forderungen richteten, kam einhellig die Frage zurück: Und ihr? Eigentum verpflichtet. Der Lernprozeß in den Kirchen verläuft mit unterschiedlicher Geschwindigkeit. Während mancherorts die Fragen nach dem Gestaltungspotential und der Ressourcenverantwortung noch als unanständig gelten, hat vor allem im karitativen Bereich eine neue Professionalität Einzug gehalten. Die Manager der Unternehmen der Barmherzigkeit sind dazu gezwungen, wenn sie im härter werdenden Konkurrenzkampf bestehen wollen.

Hier der Beitrag von Prof. Dr. Josef Wieland, der in den USA den ethisch motivierten Umgang der dortigen Kirchen wissenschaftlich untersucht hat:

### **Die Kirche als ökonomischer Akteur in den USA**

Einige Überlegungen am Beispiel des „Interfaith Center of Corporate Responsibility (ICCR)“

Die deutsche christliche Sozialethik hat traditionell eine gesamtwirtschaftliche Perspektive. Ihre theoretische Orientierung ist daher vor allem volkswirtschaftlich. Die Organisationen der Wirtschaft, vor allem die Unternehmen, über die die große Mehrzahl der ökonomischen Transaktionen abgewickelt wird und in denen reale Personen kooperieren und relevante Entscheidungen getroffen werden, kommen praktisch nicht vor. Dafür wird um so mehr über die sozialen Konsequenzen intelligibler Formen wie Geldkreisläufe und anderer Marktgesetze nachgedacht. Dagegen ist selbstverständlich nicht das Geringste einzuwenden. Aber es ist dennoch ein betriebswirtschaftliches und organisationstheoretisches Vakuum in der Sozialethik zu konstatieren.

Wenn man sich nach Ursachen für dieses erstaunliche Phänomen umsieht, stößt man rasch auf eine korrespondierende Staatsorientierung. Nicht überall in der Welt, aber immerhin in Deutschland, wird die moralökonomische Einbettung der Wirtschaft als Aufgabe dem Staat zugeschrieben. Über die kollektive Gestaltung der Rahmenordnung können dann die einzelnen Unternehmen sozialetisch erreicht werden. Sozialethik muß sich daher vornehmlich in diesen Gestaltungsprozeß einklinken, um als Lobby für die Schwachen deren Interesse effizient zur Geltung zu bringen. Sicherlich hat dieses Modell seine Vorzüge und war in den vergangenen Jahrzehnten erfolgreich. Dennoch werden heute auch die Ausblendungen dieser Perspektive immer deutlicher:

1. Moderne Gesellschaften sind in immer weniger Bereichen über die Organisation „Staat“ effektiv steuerbar. Die real existierende globale Weltwirtschaft, ihre Vernetzung über Medien in Echtzeit und der dadurch generierte Komplexitätszuwachs verlagern immer mehr Steuerungspotential in intermediäre Organisationen, in denen diese Komplexität noch abgearbeitet werden kann. Unternehmen sind solche Organisationen. Eine Sozialethik mit

Staatsfixierung koppelt sich daher von den relevanten Entscheidungsprozessen ab.

2. Derjenige kooperative Zusammenhang, in dem Personen wirklich handeln und entscheiden, wird auf diese Weise ausgeblendet. In diesem Klima gedeihen sehr gut abstrakte und nicht immer sachnahe Vorstellungen über Wirtschafts- und Unternehmensethik. Es liegt vielmehr auf der Hand, sich als „pressure group“ zu verstehen, die von außen im Namen der Armen und Marginalisierten etwas von der Wirtschaft verlangt.

3. Schließlich kommt die eigene Organisation, also die Kirche, auf diese Weise systematisch als ökonomischer Akteur und Adressat von Wirtschafts- und Unternehmensethik nicht vor. Wirtschaftsethik bezieht sich nur auf die anderen. Es macht zudem einen fundamentalen Unterschied, ob man mit seinen Forderungen das Geld anderer Leute umverteilt sehen möchte oder das eigene.

4. Daher versteht die christliche Sozialethik ihre eigene Organisation, also die Kirche, nicht als Träger von Kompetenz und Verantwortung *in* der Wirtschaft, sondern als Mahner, apokalyptischen Reiter und so weiter *außerhalb* der Wirtschaft. Eine solche Position mag bequem sein, glaubwürdig und zutreffend ist sie nicht. Kirchen sind Organisationen des Religionssystems, aber sie operieren auch in der Wirtschaft. Der heute weithin konstatierte Mangel an wirtschaftsethischer Kompetenz der christlichen Kirchen ist auch ein Resultat dieser Entkopplung von Wirtschaft und Moral innerhalb der Organisation Kirche.

Wie auch immer man diese Überlegungen beurteilen mag, sie sprechen dafür, einen genaueren Blick auf mögliche Alternativen zu werfen. Ich werde das in der Folge am Beispiel des „Interfaith Center of Corporate Responsibility“ in New York tun, das ich in den vergangenen Jahren zu besuchen mehrfach die Gelegenheit hatte. Diese Aufenthalte wurden von der evangelischen Hanns-Lilje-Stiftung in Hannover großzügig unterstützt, der an dieser Stelle mein Dank gilt. Ich möchte ausdrücklich hervorheben, daß der Sinn der folgenden Analyse nicht darin besteht, die amerikanischen Erfahrungen zu kopieren. Dafür sind die institutionellen Voraussetzungen nicht gegeben. Die Kirchen in den USA finanzieren sich weder über die Einnahme von Kirchensteuern, noch haben sie die Auflage, ihr Vermögen „überwiegend mündelsicher“

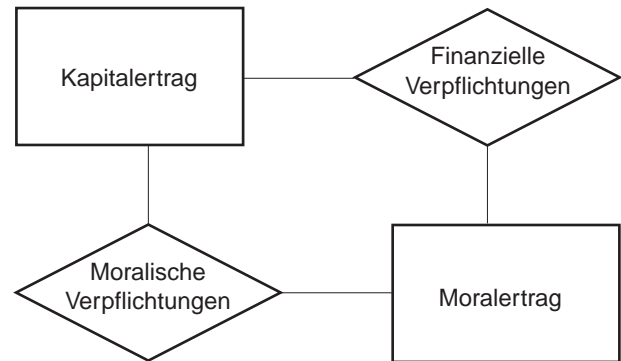
anzulegen. Beides ist aber in Deutschland zur Zeit noch der Fall. Was uns im folgenden interessieren wird, ist daher eher die Grundidee und das Selbstverständnis der nordamerikanischen Kirchen als wirtschaftliche Unternehmen mit religiösen und moralischen Unternehmenszielen. Wenn man es dann noch nicht für völlig ausgeschlossen hält, daß der deutschen Kirchensteuer keine Ewigkeit als Lebensdauer beschieden sein wird und zusätzlich weiß, daß viele Landeskirchen und Diözesen zur Zeit empirisch testen, wieweit „überwiegende Mündelsicherheit“ auch risikoreichere Anlagen zuläßt, dann mag die folgende Diskussion prospektivisch auch für eine neu zu gestaltende Praxis einige Hinweise enthalten.

Das ICCR ist eine Bewegung innerhalb des National Council of the Churches of Christ in the USA (NCCC). In ihr sind etwa 250 religiöse Organisationen (Gemeinden, Diözesen, Orden, kirchliche Rentenfonds usw.) hinsichtlich ihrer Funktion als Investoren in Unternehmen und Anbieter auf dem Kapitalmarkt zusammengeschlossen. Ihre Ziele haben sie dabei wie folgt definiert:

„Realizing that all our resources are gifts from God, our task is to use our resources for the good of many, especially the most vulnerable in society, in a just and equitable fashion. As covenant people, we realize that the demands of that covenant require not only sharing resources with the most vulnerable in society, but even more, creating relationships between us ... Therefore, we bond together as investors who share values and a vision.“

Dieses Ziel und seine funktionale Einbindung folgt aus den spezifischen Finanzierungsmodalitäten der nordamerikanischen christlichen Kirchen. Diese können nicht auf laufende Kirchensteuereingänge oder staatliche Zuschüsse zugreifen, sondern müssen mit den ihnen zugedachten Spenden und Kollekten so wirtschaften, daß sowohl die laufenden Geschäfte finanziert, als auch langfristige Verpflichtungen (vor allem die Pensionen der Mitarbeiter) eingehalten werden können. Kapitalerträge und Investitionsrenditen sind daher ein wichtiges Element der kirchlichen Ökonomie, die sich in der Folge vor das Problem gestellt sieht, sowohl den eingegangenen finanziellen Verpflichtungen als auch religiösen und moralischen Ansprüchen mit ihren Investitionen zu genügen. Eine knappe Handlungsformel im Hinblick auf diesen Sachverhalt lautet so: Nutze die dir überlassenen

Ressourcen so, daß ihr wirtschaftlicher und ihr moralischer Ertrag füreinander Restriktionen bilden. Die folgende Abbildung veranschaulicht diese Zusammenhänge:



Dieses wechselseitige Restriktionsverhältnis ist allerdings asymmetrisch, da der wirtschaftliche Aspekt in letzter Instanz durchgreift. Dieser Sachverhalt ist im NCCC „Pension Plan“ unter der Überschrift „Restriction in use of funds“ wie folgt festgehalten:

„It is an express condition of the Plan that it shall be impossible at any time prior to the satisfaction of all liabilities hereunder to participants and their beneficiaries for any part of the Trust Fund to be used for, or diverted to, purposes other than the exclusive benefit of the participants or beneficiaries.“

Diese Festlegung erlaubt „socially responsible investing“, schließt aber etwa Investitionen in alternative Projekte aus, die das Portfolio und seine Erträge substantiell schädigen könnten. Es schließt auch aus, daß etwa Aktien nur zu dem Zweck gekauft werden, um als Aktionärsopposition in einem Unternehmen zu wirken, dessen Ziele man für besonders sozial unverträglich ansieht. Allgemeiner formuliert: Das wirtschaftliche Engagement der Kirchen für politische, soziale oder moralische Ziele bleibt gebunden an die Regeln ökonomischer Vernunft. Die Kirche als Organisation operiert damit *in* der Gesellschaft und *in* der Wirtschaft unter den gleichen Bedingungen wie alle anderen Akteure. Sie kann sich nicht auf eine

wirtschaftsextern finanzierte Position zurückziehen, um von dort aus die Unternehmen der Wirtschaft zu kritisieren oder zu diesem oder jenem aufzufordern. Sie ist selbst unausweichlich Miteigentümerin von Unternehmen und muß daher auch in dieser Hinsicht die Konsequenzen ihrer sozialen Anforderungen an die Wirtschaft selbst wollen können. Es sollte offensichtlich sein, daß dieser Sachverhalt sozial- und wirtschaftsethische Konsequenzen hat, ohne die die Arbeit und die Erfolge des ICCR nicht zu verstehen sind.

Zunächst einige Zahlen und einige Angaben zum organisationalen Aufbau. Es wurde bereits erwähnt, daß das ICCR etwa 250 institutionelle Investoren vertritt, die Ende 1993 eine angelegte Kapitalsumme von etwa 40 Milliarden \$ (1992: 35 Mrd. \$) repräsentieren. Zum Vergleich und zur Klärung der Relevanz dieser Zahl: Einer der großen institutionellen Anleger, das California Public Employees' Retirement System verfügt über ein Investitionsvolumen von 72 Mrd. \$. Das ICCR als Investorgemeinschaft ist also nicht unbedeutend.

Von den 35 Mrd. \$ wurden 1992 etwa 300 Mio. \$ in alternative Projekte investiert. Einerseits scheint diese Quote relativ gering und zeigt die Bedeutung des wirtschaftlichen Aspekts in der Entscheidungsfindung, wenn man unterstellt, daß diese Investitionen gegenüber Standardanlagen eine geringere Rendite abwerfen. Andererseits sind 300 Mio. \$ nicht Nichts und signalisieren gegenüber 60 Mio. \$ in 1990 eine Entwicklungsrichtung.

Drei verschiedene Formen der Beteiligung am ICCR werden offeriert:

– *Subscriber*: Sind Investoren und Klienten des ICCR, die nur einen Teil der angebotenen Dienstleistungen (Bezug der Zeitschrift „Examiner“, Informationen über Aktionärsanträge, ökonomische und soziale Einschätzung von Investitionsgelegenheiten) beziehen möchten. Der Jahresbeitrag für diese Gruppe beträgt 375 \$.

– *Associate*: Zusätzlich zum Subscriber kann der Associate persönliche Beratungsleistungen abrufen und sich an geplanten Anträgen auf Aktionärsversammlungen beteiligen. Jahresbeitrag: 600 \$.

– *Membership*: Sie verleiht zusätzlich zum bisher erwähnten Servicepaket bis zu 4 Sitze und Stimmen im „Governing Board“ des ICCR. Der Jahresbeitrag hierfür beläuft sich auf 1.750 \$.

Ende 1993 hatte das ICCR etwa 60 Mitglieder. Das ICCR beschäftigt 11 Personen und hat ein jährliches Budget von etwa 750.000 \$. In 1992 und 1993 wurden Überschüsse erwirtschaftet; das ICCR trägt sich also selbst.

Einige der wichtigsten Arbeitsfelder des ICCR werde ich jetzt vorstellen.

1. An erster Stelle ist die Entwicklung von Divestmentstrategien für kirchliche Organisationen zu erwähnen, die sich von sogenannten „sin stocks“ – Alkohol, Tabak, Glücksspiel, Rüstungsgüter – oder anderen kritischen Anlagen trennen wollen. Damit ist auch gesagt, daß Kirchen solche Aktien halten. Sie bieten hohe Profitabilität bei geringem Risiko. Sie dienen daher der ökonomischen und moralischen Verpflichtung der Kirche gegenüber den Pensionsansprüchen ihrer Mitarbeiter. Ihre Kehrseite ist allerdings ihre moralische Bedenklichkeit aus religiöser Perspektive. Die Divestmentpolitik zielt allerdings nicht in erster Linie auf einen Rückzug der Kirchen aus diesen Branchen. Sie wird in erster Linie genutzt, um politische, soziale und moralische Ziele dadurch durchzusetzen, daß man Druck auf Unternehmen mit der Drohung von Kapitalentzug ausübt. Der Kampf gegen den Rassismus in Südafrika ist hier der klassische – und erfolgreiche – Fall. In dieser Auseinandersetzung wuchs zudem ein Netzwerk von Kontakten zwischen dem ICCR und anderen, nicht kirchlichen Anlegern, wie z.B. die Pensionsfonds von Universitäten, von Stadt- oder Staatsverwaltungen und von Versicherungsgesellschaften. Dieses Netzwerk ist Ausdruck eines allgemein neuen Selbstverständnisses von Anlegern in den USA, dem die New York Times am 1.2.1993 einen großen Artikel widmete, der deutlich macht, daß eine zunehmende Zahl großer Aktionäre keine „quick buck artists“ sind, sondern inhaltliche Ziele gegenüber dem Management vertreten. Soziale Ziele sind sicherlich nur eine kleine Facette dieser Entwicklung, aber sie sind durch die Kirchen und andere Anleger mit auf der Tagesordnung.

2. Dies führt uns zum zweiten großen Arbeitsgebiet, nämlich der Unterstützung kirchlicher institutioneller Aktienbesitzer bei der Durchführung einer auf soziale Verantwortlichkeit zielenden Aktionärspolitik. Gerade große Anleger mit langfristigen Verpflichtungen können nicht einfach aus Investitionen aussteigen, ohne selbst massi-

ve Verluste zu riskieren. Das gilt auch für die Kirchen. Was bleibt, ist zunächst der Versuch, die Unternehmenspolitik so zu beeinflussen, daß sie sich den eigenen moralischen Vorstellungen annähert. Zentrales Mittel sind hier die „shareholder resolutions“, also Anträge auf der Jahreshauptversammlung der Aktionäre einzubringen. 1993 wurden mit Hilfe des ICCR 198 solcher Anträge bei 138 nordamerikanischen und kanadischen Firmen eingebracht (1992: 220/152). Themenschwerpunkte waren dabei:

– *Alkohol/Tabak*: Verlangt werden z.B. warnende Aufkleber auf Packungen und Flaschen, öffentliche Aufklärung über Gefahren, rauchfreie Arbeitsräume, Beendigung des unternehmerischen Engagements in dieser Branche.

– *Unternehmensführung*: Gefordert werden z.B. Beteiligung bei der Vergabe von Direktionspositionen, Auskünfte über die Entlohnung des Topmanagements, Relationierung dieser Summe mit den Ausgaben für Umweltschutz.

– *Internationale Schuldenkrise*: Hier geht es z.B. in der Bankbranche um neue Kredite an Länder der 3. Welt, um Teilerlaß von Schulden für Länder, deren wirtschaftliche Entwicklung durch diese Schulden ernsthaft in Frage gestellt ist.

– *Umwelt/Energie*: Die Liste der Anträge reicht von Forderungen, bestimmte Substanzen zum Schutz der Ozonschicht vom Markt zu nehmen, bis hin zu eher allgemeinen Aufforderungen, Verschwendung im Unternehmen zu vermeiden und einschlägige Anstrengungen gegenüber den Aktionären zu dokumentieren.

– *Nichtdiskriminierung*: Die Gleichstellung aller Mitarbeiter unabhängig von Rasse und Geschlecht auf allen Stufen der Hierarchie wird verlangt. Meist wird ein aufgedecktes Fehlverhalten zum Anlaß genommen, dessen Korrektur und zukünftige Vermeidung zu verlangen.

– *Sozialleistungen*: Die Einführung einer Krankenversicherung für Mitarbeiter, die in den USA bekanntlich eine freiwillige Leistung des Unternehmens ist, steht dabei im Vordergrund.

– *Preispolitik*: Speziell die Einführung neuer Produkte zur Bekämpfung schwerer Krankheiten (z.B. Krebs, Aids) durch Arzneimittelhersteller hat Anlaß zu diesen Anträgen gegeben. Konkret ging es in diesen Fällen um den Verdacht, daß die Monopolstellung des Unternehmens vom Management zu einer Preispolitik genutzt wurde, die den Aus-

schluß bestimmter Patientengruppen vom Zugang zu diesem Produkt zur Folge hatte.

– *Produkte/Technologien*: Bei der Produktion von Baby-nahrung werden höhere Sicherheitsstandards verlangt, bei der Produktion von Rüstungsgütern, Atomraketen und Atomreaktoren der Ausstieg aus diesem Markt.

– *Menschenrechtsverletzungen*: Zu Burma wurden Resolutionen zur Politik der dortigen Militärdiktatur eingebracht, in Nordirland wurden gleiche Beschäftigungschancen für Katholiken und Protestanten verlangt. Für Südafrika wurde das Divestment verlangt.

– *Maquiladoras*: Das sind Niederlassungen von US-Konzernen in Mexiko, die gleich hinter der Grenze zu den USA angesiedelt sind. Die Idee des Konzernmanagements ist, den Vorteil logistischer Nähe zu den USA mit dem Vorteil komparativ niedriger Lohnkosten zu verbinden. Die Resolutionen zielen auf die Gleichstellung der Maquiladoras.

Die Liste dieser Aktivitäten zeigt sehr deutlich, mit welchen moralischen Problemen ein kirchlicher Investor konfrontiert wird, der sein Kapital aus wirtschaftlichen Erwägungen und aus Verantwortung für seine Mitarbeiter nicht einfach abziehen oder nur propagandistisch einsetzen kann. Ich habe den Eindruck, daß diese Art des Öffentlich-involviert-Seins von Kirche in Wirtschaft zu einer Stärkung ihrer sozialetischen Kompetenz führt. Unrealistische und prinzipiell wirtschaftsfeindliche Überlegungen haben wenig Entwicklungsmöglichkeiten, da sie auf eine potentielle Selbstschädigung hinauslaufen. Es macht eben einen Unterschied, ob man das Geld anderer Leute oder eigenes Geld umverteilt sehen möchte. Entscheidend aber ist der Zwang, sich Sachverstand anzueignen und diesen zur konkreten Lösung von real existierenden wirtschaftlichen Problemen in ihrer ganzen sozialökonomischen Komplexität einzusetzen und öffentlich nachzuweisen. Wer das kann, dem wird auch auf dem Feld der Ethik Kompetenz für die Gestaltung der Gesellschaft zugerechnet.

3. Moralisch einfacher ist sicherlich das alternative Investment zu handhaben. Das ICCR dient hier als Clearingstelle und Finanzmarkt, indem es Angebot und Nachfrage zusammenbringt. Es arbeitet dabei auch mit Städten und Distrikten zusammen, die bestimmte Investitionsprogramme zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen auflegen. Diese Investitionen, und dies wird

beim ICCR genau gesehen, tragen ein vergleichsweise hohes Risiko und werfen einen vergleichsweise geringen Gewinn ab. Ethisches Investment, verkürzt auf dieses Segment, kann daher niemals zur dominanten Strategie werden. Aber ihre hohen sozialen Gewinne und die faktisch nur geringfügigen Verluste in diesem Bereich haben das ICCR zu einer Ausdehnung seiner Aktivitäten in diesem Feld ermutigt. Nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil die bereits erwähnten, nicht kirchlichen Pensionsfonds sich beteiligen, so daß ein Risikopooling gegeben ist.

Hier, wie in allen drei Arbeitsgebieten, zeigt sich deutlich, daß begriffen wurde, daß moderne Gesellschaften Organisationsgesellschaften sind, die nicht allein und nicht einmal in erster Linie über die staatliche Rahmenordnung gesteuert werden. Andere Organisationen, wie Unternehmen und Kirchen, verfügen über ein bedeutendes Steuerungspotential, das bewußt genutzt werden muß. Durch Ein- und Selbstbindung in wirtschaftliche Sachentscheidungen und durch thematische Zusammenarbeit mit anderen Organisationen können religiöse Organisationen ihr Steuerungspotential erweitern.

Ich komme jetzt zu Neuentwicklungen in der Aktivitätspalette des ICCR, die die zuletzt vorgebrachte Überlegung weiter erläutern.

1. Für kirchliche und nicht kirchliche institutionelle Anleger bietet das ICCR Expertendienste an für konventionelle und alternative Geldanlagen. Für in Aussicht genommene Adressen werden ex ante sogenannte „social screens“ (also eine soziale Einschätzung des Unternehmens) erarbeitet, die von einer anlagenpolitischen Beratung begleitet wird.

2. Für Unternehmen werden Beratungen über die Einführung von Verhaltensstandards und die Ausrichtung der Unternehmenspolitik mit Bezug auf sozial sensible Fragen angeboten. Zu einem Teil ist dies Ergebnis der konsequenten Antragspolitik auf Aktionärsversammlungen. Verbände des Topmanagements haben in den vergangenen Jahren versucht, durch die „Security and Exchange“-Kommission des Senats in Washington, D.C. diese Antragspolitik für illegal zu erklären. Dieser Versuch konnte 1993 auf höchster Gerichtsebene abgewehrt werden. Seither haben manche Unternehmen eine mögliche Blockadehaltung zugunsten von integrativen Sach-

gesprächen aufgegeben. So wurden bei Avon, Lockheed, TRW, Champion International, Time Warner und Westinghouse Aktionärsanträge des ICCR vom Management übernommen. Die Firmen WMX Technologies, Amoco Corp., Bristol-Myers Squibb, DuPont, Union Pacific Corp., SUN, Ciba-Geigy und die Chemical Manufacturers Association hat das ICCR bei der Erarbeitung von Umweltstandards unterstützt.

Das ICCR beschreitet drei Wege zur Durchsetzung sozialer Ziele mit seinen wirtschaftlichen Mitteln: öffentlicher Druck und Drohung mit Kapitalentzug, Anträge auf Aktionärsversammlungen und Beratung des Managements.

3. Die NCCC geben jährlich zwischen 2 und 3 Mio. \$ aus, um ihre laufenden Geschäfte zu erfüllen. Im April 1993 hat daher der Vorstand ein „Einkaufsprogramm“ beschlossen, das darauf hinausläuft, nur noch mit solchen Lieferanten zusammenzuarbeiten, deren „soziale Leistung“ den NCCC-Prinzipien entspricht. Aber auch in diesem Programm zeigt sich die ökonomische und moralische Klugheit eines Wirtschaftsakteurs, der weiß, daß Produktqualität und Preis auch Argumente sind, und der nicht ausschließt, daß negatives Verhalten änderbar ist: „It is important to recognize that just because we identify a problem with a company's social behaviour it does not automatically mean that we should move to avoid doing business with that corporation. While that may be our position with selected companies, it is a last resort rather than the first option. Our goal is not avoidance. Rather, our hope is to use our institutional purchasing power to send a strong positive message to the corporate sector.“

4. Die Globalisierungsstrategien der nordamerikanischen Unternehmen hat das ICCR als Investor gleichsam natürlich realisiert. Nicht nur müssen umfangreichere Informationen über Anlagemärkte beschafft werden, sondern auch Informationen über den sozialen und den ökologischen Aspekt der Investition. Die Probleme dabei sind vielschichtiger Natur: Wo gibt es überhaupt zuverlässige Informationen über alle diese Aspekte? Inwieweit kann man als Aktionär in Unternehmen solche Fragen aufwerfen? Was sind die jeweiligen nationalen Standards im Hinblick auf Informationsoffenheit des Unternehmens? Zur Zeit ist das ICCR dabei, ein internationales Informationsnetzwerk aufzubauen, mit dem sich diese Fragen

bearbeiten lassen. Das ICCR ist damit auf der Höhe der Problemstellung für Unternehmensleitungen und auch deren Ethikabteilungen. Hier haben sich dann auch konsequent neue Vernetzungsmöglichkeiten mit letzteren ergeben, die zur Zeit eingehender evaluiert werden.

Die konzeptionelle Grundidee der vorgegangenen Analyse sollte deutlich geworden sein. Sollte man sie in wenigen Worten zusammenfassen, dann müßte man wohl folgendes sagen: Wirtschafts- und unternehmensethische Kompetenz und gesellschaftliche Akzeptanz für die Sachvorschläge christlicher Sozialethik im Blick auf die Wirtschaft sind für die Kirchen letztlich nur aufzubauen über und innerhalb ihrer Funktion als wirtschaftlicher Akteur. Nur durch die Restriktionen und Dilemmata moralökonomischer Praxis hindurch läßt sich ein Ansehen in der Gesellschaft erreichen, das auf erprobter und nachvollziehbarer wirtschaftlicher und moralischer Glaubwürdigkeit basiert. Dafür muß man Abschied nehmen von vollmundigen oder konsensualen politischen Erklärungen und sich den Zumutungen schwieriger Entscheidungen stellen. Das ist unangenehm, aber es hilft.

Die Tagungsbeiträge sind dokumentiert im gleichnamigen Materialdienst 2/96 und zum Preis von DM 10,- bei der Akademie erhältlich.

*Fünf Vorsätze  
für jeden Tag:  
Ich will bei der  
Wahrheit bleiben.  
Ich will mich keiner  
Ungerechtigkeit beugen.  
Ich will frei sein  
von Furcht.  
Ich will keine  
Gewalt anwenden.  
Ich will in jedem  
zuerst das Gute sehen.*

*Mahatma Gandhi*

# Chancen für Frauen – Chance für Kirche

## **Erfahrungen aus der Wirtschaft als Herausforderung für die Diözese**

15. Juli  
Stuttgart-Hohenheim  
76 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dagmar Mensink  
Eva Sorg, Stuttgart

*Referentinnen:*  
Gabriele Bartsch, Stuttgart  
Carolyn Fey, Filderstadt  
Ingrid Peters, Stuttgart  
Christa van Winsen, Stuttgart

„Wenn wir ehrlich anstreben, Frauen vermehrt für Leitungspositionen zu gewinnen, dann ist eine gezielte Frauenförderung notwendig.“ Mit diesen Worten begründete Dr. Ursula Utz, Sprecherin des Diözesanrates, im Sommer 1996 die Forderung nach einer Frauenbeauftragten.

In der Tat: Die von der Diözese in Auftrag gegebene und Ende 1995 vorgestellte professionssoziologische Studie zur sozialen Lage der berufstätigen Frauen zeichnet ein nicht überraschendes, aber in seiner Eindeutigkeit dennoch ernüchterndes Bild. Denn obwohl in der Diözese mehr Frauen als Männer beschäftigt sind, sucht man sie in Leitungspositionen nahezu vergeblich. In der obersten Leitungsebene sind nur 2 von 7 Laien weiblich, auf der Ebene der Abteilungen 3 von 37, auf der unteren Leitungsebene, der der Dienststellen, sind 34 von 169 Stellen mit Frauen besetzt.

Doch die Studie zeigt auch, daß die Konfliktlinien nicht nur zwischen der

Spitze der Hierarchie und der Basis verlaufen, etwa nach dem Motto „ihr da oben – wir da unten“. Es genügt also nicht, nur auf die Verteilung von Führungspositionen zu schauen, sondern es bedarf eines genauen Blicks auf die *Arten* der Tätigkeit, die Frauen in unserer Kirche ausüben. In ihrem Bemühen, „Mechanismen aufzudecken, die Frauen abhalten, Leitungsaufgaben zu übernehmen, die Organisation aktiv mitzugestalten und somit [...] Diskriminierungen (Einkommen, Aufstiegschancen und berufliche Freiräume) [...] mit Nachdruck zu bekämpfen“, deckt die qualitative Auswertung der bestehenden Beschäftigungsverhältnisse die tieferliegenden Ursachen auf. Dazu zählt zum einen, daß im Vergleich zur Gesamtgesellschaft im Seelsorgebereich die Berufe überdurchschnittlich eindeutig geschlechtsspezifisch besetzt sind. Diese „geschlechtsspezifische Segregierung“ ist etwa abzulesen am Unterschied zwischen Status und Bezahlung der Gemeindeferentin auf der einen Seite und des Pastoralreferenten auf der anderen. Eine weitere Ursache sieht die Studie in der noch immer vorherrschenden Akzeptanz des klassischen Familienmodells in der Kirche, das auf einer geschlechtsspezifischen Aufteilung zwischen dem (männlichen) vollzeiterwerbstätigen Familienernährer und der nicht erwerbstätigen Hausfrau und Mutter beruht. Frauen, die aus der letztgenannten Rolle ausbrechen, durchbrechen das Schema meist nicht, sondern kehren es nur um, indem sie den Part der (allerdings dann kinderlosen) Vollzeitbeschäftigten übernehmen. Ein dritter Grund, weshalb Frauen weniger Interesse an der Übernahme von verantwortlichen Aufgaben äußern, liegt in ihrem Selbstbild begründet: Viele übernehmen die Vorstellung des dienenden Charakters ihrer seelsorgerlichen Tätigkeit, und diese „Dienstleistungsrhetorik“ läßt offen geäußerte Aufstiegsambitionen in den Ruch kommen, den Beruf nur instrumentell zum Statusgewinn zu nutzen. Karriere gerät dabei fast zum Schimpfwort.

Die geschilderte Analyse ist spezifisch für Frauen in der Kirche; das Problem von Frauenförderung aber teilt Kirche als Arbeitgeberin mit anderen Wirtschaftsunternehmen. Große Betriebe haben in den letzten Jahren Programme entwickelt und verfügen damit schon über mehrjährige Erfahrungen. Was liegt also näher, dachten sich die Veranstalterinnen der Tagung, als diese Erfahrungen kennenzulernen und zu nutzen bei den Überlegungen

zur Frauenförderung in der Diözese? Der Titel „Chancen für Frauen – Chance für Kirche“, mit dem die Tagung überschrieben war, spiegelt überdies die Überzeugung, daß konkrete Schritte zur Frauenförderung ein positives Signal setzen für die gesamte Kirche, innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen.

Von den Erfahrungen von Frauen aus der Wirtschaft und aus der Evangelischen Kirche in Württemberg, die die Stelle einer Frauenbeauftragten bereits besetzt hat, zu lernen, war also das Ziel des Studientages. *Ingrid Peters*, Personalreferentin in der Zentralstelle Führungskräfte der Robert Bosch GmbH, hatte zuerst einen Trost bereit: „Glauben Sie ja nicht, daß Sie wesentlich schlechter gestellt sind“, erklärte sie den anwesenden Kirchenfrauen. Auch der Bosch-Konzern ist eindeutig männerdominiert. Ingrid Peters weiß, daß eine Veränderung nur erreicht werden kann, wenn Leitung und Basis zusammenarbeiten: „Top down und Bottom up“ ist die Devise. In ihrem Unternehmen ging die Initiative von der Konzernleitung aus. Daraus erwuchs ein Frauennetzwerk in den einzelnen Betrieben und eine Projektgruppe, die fähige Frauen fördert, berät und auf ihrem Weg nach oben begleitet. Dazu gehören auch Mentoren – Männer, die im richtigen Moment die Türe öffnen können. „Je höher Sie kommen, desto eher brauchen Sie jemanden, der Sie auch einfach nur mal ins Gespräch bringt, und das verstehen wir unter Mentorschaft.“ Erste Erfolge sind bei dieser Strategie schon zu verzeichnen: Die Zahl der Abteilungsleiterinnen hat sich binnen Jahresfrist von 20 auf 30 erhöht.

Auf die Stelle einer Frauenbeauftragten haben die Frauen bei Bosch verzichtet. Für eine Frau allein sei das zu viel. Das weiß auch *Gabriele Bartsch*, Frauenbeauftragte der Evangelischen Landeskirche. Daher hat sie sehr schnell eine Arbeitsgruppe „Chancengleichheit“ eingerichtet und diese an der Spitze der Verwaltungshierarchie verortet. Darüber hinaus gibt es an vielen Stellen konkrete Maßnahmen: Berufs- und Karriereplanungen für Theologinnen, einzeln oder durch das Forum „Frauen und Führung“. Doch Gabriele Bartsch sieht ihre Rolle realistisch: „Wir sind noch immer ein Störfaktor.“ Dabei aber ist die Beteiligung von Frauen in der ersten Reihe gerade in der Kirche wichtig, so *Christa van Winsen*, Vorsitzende des Vereins „Frauen in Führungspositionen“, einem Zusammenschluß großer Firmen in Baden-Würt-

temberg, der die Chancen von Frauen verbessern will. Christa van Winsen ermutigte die anwesenden Frauen, sich ihrer Fähigkeiten bewußt zu werden: „Ihre Führungsriege braucht Sie, sie weiß nur noch nicht, wie toll Sie sind!“ Mit kirchlichen Strukturen aber ging sie hart ins Gericht. „Nicht mehr zeitgemäß“, so ihr Fazit. Entsprechend distanziert verhalte sich die Gesellschaft. Eigentlich sei es erstaunlich, daß die Kirche überhaupt noch den gegenwärtigen Stellenwert habe: Denn „Unternehmen, die so wenig kundenorientiert arbeiten wie die Kirche, gibt es nicht mehr. Es sind Dinosaurier, die längst untergegangen sind.“ Es gelte, das Image der Kirche zu verändern, und darin liege eine große Chance für Frauen, die sie auch wahrnehmen müßten. Das Gespräch über Erfahrungen sei dabei unerlässlich, um nicht immer wieder die gleichen Fehler zu machen.

Die anwesenden Frauen und (wenigen) Kirchenmänner nahmen die Anfragen an und benannten Stolpersteine, aber auch Strategien für eine Veränderung in der Diözese. Möge der Studientag in beiderlei Sinn ein Stein des Anstoßes gewesen sein, im Bemühen um mehr Beteiligung von Frauen an Leitungsaufgaben fortzufahren.



Kruzifix von Veit Stoß

# Kruzifix und Crucifixus

## Symbol – Bekenntnis – Nachfolge

30.–31. März  
Stuttgart-Hohenheim  
126 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Gebhard Fürst

*Referenten:*  
Prof. Dr. Georg Baudler, Aachen  
Prof. Dr. Eugen Biser, München

Am Palmsonntagswochenende veranstaltet die Akademie seit vielen Jahren eine offene Tagung, die sich Fragen des Glaubens und seines zeitgemäßen Verständnisses stellt. Dabei wird die Thematik so ausgewählt, daß sie im engeren Zusammenhang mit dem steht, was im Umfeld des Palmsonntags die Liturgie des Kirchenjahres feiert. Mit Augustinus könnte man das Anliegen dieser Tagungen so beschreiben: Versteht, was ihr glaubt, erkennt, was ihr vollzieht, oder mit Anselm von Canterbury: *intelligo ut credam*. Ich will einsehen und verstehen, damit ich Glauben finde.

Sich um das Verständnis christlicher Glaubensinhalte zu bemühen, ist eine immer neue Aufgabe. Daß wir in unserer vom Christentum doch immer noch stark geprägten Kultur trotzdem nicht davon ausgehen können, daß zentrale christliche Glaubensinhalte – wie z.B. die Verkündigung des Gekreuzigten – verstanden werden, das zeigte die Diskussion um das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes im Sommer 1995 über das Aufhängen von Kreuzen in öffentlichen Schulen. Es gibt nur sehr wenige Beiträge in der überraschend engagiert geführten Debatte, die zeigen, daß sie das Wort vom Kreuz und die Bedeutung des Kreuzes und des Gekreuzigten verstanden haben. Gerade dies verstärkt die Notwendigkeit, daß wir uns immer wieder neu zu vergewissern versuchen, was wir meinen, wenn wir vom Gekreuzigten reden, vom Kreuz, in dem Heil sein soll.

Die Verkündigung des Gekreuzigten als Mitte des Glaubens der Christen tut sich in unserer Zeit nicht leicht. Die Menschen heute und die sie umgebende Gesellschaft sind ja eher auf die positiven, angenehmen Seiten des Lebens ansprechbar denn auf die Abgründe, das Schmerzhafte, Leidvolle und gar den Tod. Eine hedonistisch geprägte Kultur wendet sich vom Kreuz ab.

Trotzdem üben auch heute das Kreuzigungsgeschehen und die am Kreuz gekreuzigte Gestalt des Jesus Christus eine große Faszination aus. Der größte Christentumskritiker, F. Nietzsche, steigert sich in seinem Buch „*Antichrist*“ zu dem kühnen Gedanken, daß Jesus nicht nur *durch* seine Henker, sondern *in ihnen* gelitten habe.

Er schreibt: „Und er bittet, er leidet, er liebt mit denen, in denen, die ihm Böses tun.“ Ein ebenso kühnes wie tiefes, schwer auslotbares Wort! – In unseren Tagen verweist der Agnostiker Hans Blumenberg in seinem Buch „*Matthäuspassion*“ auf die erstaunliche Paradoxie des im

ersten Evangelium überlieferten Todesschreies Jesu: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Dazu schreibt Blumenberg: „Das Paradox dieses ursprachlichen Herrenwortes besteht doch darin, daß einer Gott als den Seinen anruft und zugleich ihn als den Nicht-Seinen der Verlassenheit anklagt.“ (beide Zitate nach Eugen Biser, Stimmen der Zeit, 11/95, S. 725)

Mit der ihnen eigenen Eindringlichkeit bestätigen diese eindrucksvollen Aussagen, daß die Frage nach dem Gekreuzigten die Geister weit über den Kirchenraum hinaus bewegt und nicht selten von Außenseitern in neue Perspektiven gerückt wird.

Eine Zeile in dem Gedicht von H. Thomba (Leben des Geistes, Freiburg, 1977) spricht von dieser vom Kreuz ausgehenden Faszination, die noch nicht in der Lage ist, das Wort vom Kreuz ganz auszuloten:

*„Aber im Kreuz steckt ein noch nicht gefaßtes Geheimnis. An ihm geht durch Jahrhunderte etwas vor, das noch nicht ganz bei den Menschen angekommen ist.“*

Das Kreuz ist und bleibt das zentrale Heils- und Hoffnungsgut des Christentums. Angesichts der Gesellschaft, in der Christen heute leben, angesichts der Schwierigkeit für sie, selbst zu verstehen, was sie glauben, und angesichts der Notwendigkeit, daß Christen Auskunft geben können über ihren Glauben, mindestens aber selbst intellektuell redlich zu bleiben, wenn sie bekennen, an Christus den Gekreuzigten zu glauben, war es für die Akademie sinnvoll und angezeigt, zurückzufragen nach der Bedeutung von „Kruzifix und Crucifixus“. Hinter dem Zeichen des Kreuzes steht der Bezeichnete, der den Kreuzestod gestorbene Jesus, von dem Christen glauben, daß er auferstanden sei von den Toten. Die Palmsonntagstagung fragte danach wie der Weg Jesu zum Kreuz aussieht, wie Jesus selbst seinen Weg zum Kreuz gedeutet hat, wie die ersten Jünger, Christen und Christinnen die Kreuzigung des Menschensohnes verstanden haben und wie „das Wort vom Kreuz“ (Paulus) zu verstehen sei. Welcher Sinn und Zweck liegt im Glauben an den Gekreuzigten für das Leben des Menschen von heute?

Aus der Predigt von Akademiedirektor Fürst aus Anlaß der Palmsonntagstagung

*Liebe Schwestern und Brüder, manche erheben den Vorwurf, Christen verherrlichten mit ihrem Bekenntnis zum Gekreuzigten das Leiden und seien gar verliebt ins Leiden ... Sollte dies bei einigen wirklich so sein, so könnten sich solche Christen sicher nicht auf Jesus selbst berufen. Jesus hat selbst das Leiden nicht gesucht. Weder für sich noch für andere. Wo immer er Menschen begegnete, die Krankheit, Leid und Unheil in ihrem Leben erfahren mußten, hat er dieses Leid zum Anlaß genommen, heilend zu wirken („er hat unsere Krankheiten geheilt“). Das heilende, das schützende und helfende, das rettende und befreiende Wirken Jesu begegnet uns auf jeder Seite des Neuen Testaments.*

*Lassen sie mich nur zwei für unseren Zusammenhang sprechende Beispiele anführen. Zum einen: Jesus heilt einen Mann, „dessen Hand verdorrt“ war – wie es bei Markus (3,1) heißt –, von seinem Leiden. Auch daß Sabbat war – also heiliger, unbedingt einzuhaltender Ruhetag, der auch nicht Heilungen zuließ –, hält Jesus „um des Menschen willen“ nicht ab zu heilen. Jesus übertritt das Gebot im Interesse des Menschen, der ihn jetzt gerade braucht. Selbst dieses höchste religiöse Gesetz der Sabbatruhe ist „für den Menschen da“. Diese Haltung Jesu hat ihren Preis. Die Frommen um Jesus herum – heißt es bei Mk – „gaben acht, ob Jesus den Kranken am Sabbat heilen werde“. Und als sie miterleben, daß Jesus den Kranken tatsächlich am Sabbat heilt – so wieder bei Mk –, „da fassen sie den Beschluß, ihn umzubringen“ (Mk3,6). Weil Jesus um des Heiles des Menschen willen alle religiösen Gesetze letztlich relativiert, deshalb wird er angeklagt und schließlich am Kreuz getötet.*

*Jesus sucht nicht mit Absicht seinen Tod. Er sucht vielmehr Menschen in ihren leidvollen Situationen auf – ohne auf die Folgen für sich selbst zu achten. Selbst auf die Gefahr hin, angeklagt und zum Tod verurteilt zu werden, läßt er sich nicht davon abhalten zu heilen: um des konkreten Menschen willen.*

*Zum andern: Eine Frau wird zu Jesus gebracht, weil sie die Ehe gebrochen habe. Ein damals todeswürdiges Verbrechen, das durch Steinigung gesühnt werden mußte. Aber Jesus stellt sich dazwischen. – Sie kennen die Szene: „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“ Da*

lassen die Ankläger von ihrem Plan ab. Um dieser Frau willen zieht Jesus den Haß auf sich. Jesus gibt der Frau eine Chance, neu zu leben. Selbst wenn er dafür den Zorn der Ankläger auf sich lenkt. Er zieht das sich über der Frau zusammenziehende Unheil von ihr ab und lenkt es schließlich auf sich: „Er hat unsere Schuld getragen“ – so formuliert dies dann das NT.

Jesus wußte, was er tat. – Die Steine, die die Frau treffen sollten, trafen schließlich – im Bild gesprochen – Jesus und töteten ihn. Auch für sie hat er das Kreuz auf sich genommen und ist gekreuzigt worden.

Liebe Schwestern und Brüder, wie ein roter Faden zieht sich dieses Grundmuster der Solidarität mit den bedrohten, unheilen, leidenden Menschen durch das Leben Jesu. Jesus sucht nicht das Leiden.

\* Jesus sucht die Gemeinschaft mit den Mißachteten, um sie aus ihrer bedrohten, unheilen, leidvollen Situation zu befreien.

\* Jesus vergibt Schuld, um deretwillen die Menschen stigmatisiert und gebrandmarkt werden. Er vergibt an Gottes statt, um solche Menschen wieder gemeinschafts- und gesellschaftsfähig zu machen: Und man wirft ihm vor, er setze sich an Gottes Stelle und begehe Blasphemie ...

Jesus ergreift Partei, er wendet sich Menschen zu in unheilen Situationen. Jesus steht zu denen, die es schwer haben, die ohne Ansehen sind, die schuldig geworden und in den Augen der Frommen von Gott bestraft sind ... Das, liebe Schwestern und Brüder, ist vielen ein Dorn im Auge. Dieses Verhalten Jesu verwickelt ihn in Auseinandersetzungen, bringt ihm Vorwürfe ein, bereitet ihm Unannehmlichkeiten, provoziert Anfeindungen und Haß. Deshalb beratschlagen die Autoritäten, wie man ihn töten könnte.

Ich finde bei Jesus keine Verliebtheit ins Leiden, wohl aber Liebe zu den leidenden Menschen. Seine Solidarität mit ihnen initiiert seine Leidensgeschichte und schließlich seinen Tod am Kreuz. Jesus leidet in der Konsequenz seines helfenden und heilenden Verhaltens zu Menschen, die selbst unheil, heillos und bedroht sind. Nichts hält ihn davon ab. Selbst nicht die Gefahr des eigenen Todes. Er gibt selbst sein Leben für die Menschen, die seine Nähe brauchen: Um ihretwillen nimmt er sein Kreuz auf sich und selbst den Tod in Kauf. Das ist eine meist vergessene

Dimension des Lebens, Leidens und Sterbens Jesu: ‚crucifixus etiam pro nobis‘. Gekreuzigt wurde er für uns ..., ein Artikel unseres Glaubensbekenntnisses.

Jesus hält bis zum Äußersten seine Treue zu Menschen durch, um ihnen neues Leben zu schenken. Christen, die an Christus den Auferstandenen glauben, zeigt das Kreuz mit dem Gekreuzigten: Dieser rettende, befreiende und heilende, dieser neues Leben stiftende Weg Jesu zum Menschen, der ihn schließlich ans Kreuz bringt und in den Tod führt – genau dieser Menschen rettende, befreiende und heilende, dieser lebenstiftende Weg Jesu ist der Weg Gottes zum Menschen.

Das Kreuz mit dem Gekreuzigten ist das Zeichen der unendlichen und bedingungslosen Treue Gottes zum Menschen um seines Lebens willen. Deshalb können Christen rufen: Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben.

Wenn auch  
die Traurigkeit  
den ganzen Leib  
austrocknet,  
ist doch ein betrübter  
Geist besser  
als die Sicherheit  
der Welt.

Martin Luther

# Emil Wachter

## König David – Biblische Portraits

**Buchpräsentation und Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem Schwabenverlag**

19. September  
St. Eberhard, Stuttgart  
190 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Leitung:*  
Dr. Gebhard Fürst

*Referentin/Referenten:*  
Martin Günther, Ostfildern  
Gertrud Widmann, Ostfildern  
Emil Wachter, Karlsruhe

Aus der Rede von Akademiedirektor Dr. Fürst:  
Emil Wachter ist eine Ausnahmeerscheinung in der zeitgenössischen Kunstszene. Er verstößt unerschrocken gegen in ihr aufgerichtete Tabus. Denn zum einen gilt sein Schaffen sogenannten „gegenständlichen Bildern“, und zum anderen malt er Portraits von Menschen, die Namen biblischer Gestalten tragen.

### *Bilder vom Menschen*

Wer sich der Bilderwelt Wachers nähert, erkennt: seine künstlerische Passion gilt dem Menschen. „Vom Anfang meines Zeichnens und Malens an – schreibt Wachter – hat mich das Bild des Menschen beschäftigt, zuerst als Portrait der Menschen meiner Umgebung. Ab den sechziger Jahren entstanden mehr und mehr auch freie, aus der Imagination gemalte Menschenbilder ...“ (A., W., S. IX). Bilder von Menschen, aus der Einbildungskraft gezeugt. Aber welche Imagination, welche Einbildungskraft ist hier am Werk!

### *Die Gesichter erzählen*

In den Gesichtern – und je älter Wachter ist, um so intensiver – steht Geschichte geschrieben: Sie sind Momentaufnahmen im Prozeß des Menschenlebens. Dies gilt auch in besonderer Weise für die Portraits des heute vorgestellten Bildbandes.

Wer mit den Augen hören kann, zu dem beginnen die Portraits zu sprechen. Sie erzählen Lebensgeschichten, Ereignisse und Widerfahrnisse, die ihre Spuren, ihre Narben, ihre Male ins Fleisch des Angesichts gegraben haben. Emil Wachter malt mit den Gesichtern zugleich Geschichten von Höhen und Tiefen des Daseins, von Erfahrungen der Liebe und des Hasses, von Sieg und Niederlage, von himmlischem Glück und höllischem Unglück. Wachers Portraits sprechen vom Leben in „Furcht und Zittern“, von der Macht von „Schuld und Sühne“, von der „Krankheit zum Tode“. Wachers Gesichter sind angehaucht von „Freude und Hoffnung“ und befallen von „Trauer und Angst“. Kurzum, es sind Gesichter gezeichnet von Durst und Gier nach Leben, durchströmt von Sehnsucht nach unendlichem Leben. Lauter von Grenzsituationen des Menschen modellierte Gesichter blicken uns an. Wachter malt radikales Leben – ausgedrückt in vom Künstler geschaffenen Portraits.

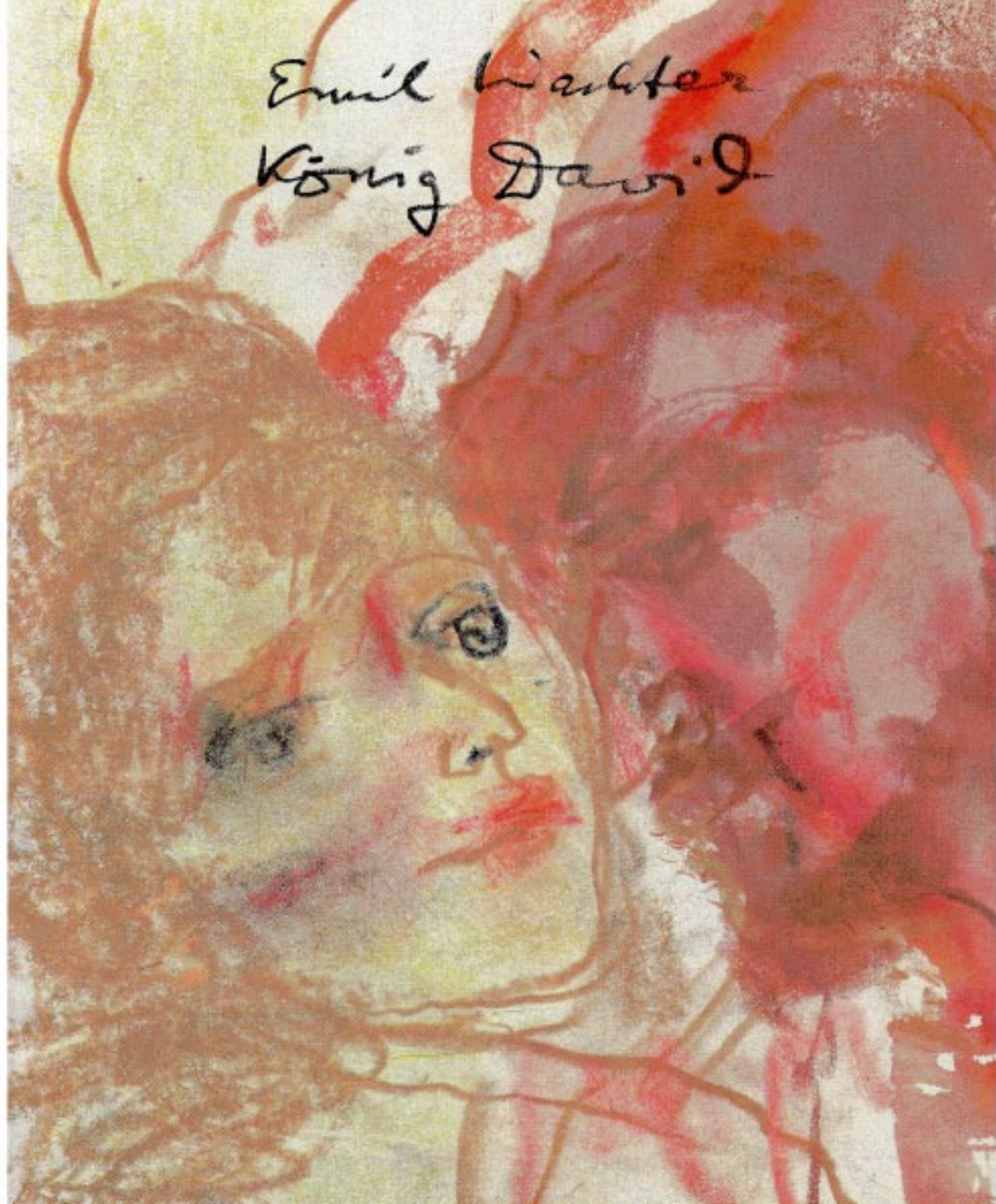
### *Das Portrait ist der Ernstfall der Kunst*

George Roueault hat den Satz geprägt: „Das Portrait ist der Ernstfall der Kunst.“ Mit E. Wachers Portraits vor Augen beginne ich zu verstehen, was dieses Wort bedeutet: Es meint die schöpferische Kraft, Erfahrungen des Lebens, Geschick und eigene Tat ebenso wie vitale Antriebe und Stimmungen in Formen und Farben auf Flächen so umzuschaffen, daß die gemalten Gesichter die Geschichte ihrer Seelen preisgeben. Diesen Ernstfall der Kunst beherrscht Wachter meisterhaft.

Wachers Portraits sind Zeugnisse einer Schaffenskraft von unglaublichem Reichtum an Ausdruck, von unerschöpflicher Vielfalt an Formen, Linien und Farben, in denen sich Abgründe und Anhöhen der Seele ihre Landschaften gebildet haben.

Affekte sind zu sehen und die ihnen entsprechenden Taten zu hören. In sich gekehrt und trotzig, frech und keck, majestätisch und niederträchtig, hochnäsiger und niedergeschlagen, zart und brutal, versonnen und tatendurstig, aggressiv und voller Liebe, verhängen und grell, verwor-

Emil Walter  
König David



fen und erlöst blicken die Gesichter. Andere mögen anderes entdecken. Ich habe dies in ihnen gefunden. Aber jeder muß selbst sehen, betrachten, schauen! Jedenfalls: Emil Wachter stellt uns den Menschen in einer Radikalität vor Augen, die ihresgleichen sucht!

### *Bilder der Bibel*

Karl Rahner spricht davon, daß radikale Anthro-Logie Theo-Logie sei. Die Frage des Menschen radikal stellen – und das tut Wachter in seinen Portraits – heißt, die Frage nach Gott thematisieren: nach dem Letzten und Tiefsten, „was den Menschen unbedingt angeht“ (P. Tillich), nach dem Nächsten und Fernsten, nach dem ganz Anderen, dem Fremden und Unbegreiflichen, nach dem Unverfügbaren – aber immer Gegenwärtigen.

Gerade weil Wachters Bilder schonungslose Bilder sind vom Menschlichen und Allzumenschlichen, sind sie zugleich Bilder vom Göttlichen im menschlichen Antlitz. Indem Wachter menschliche Bilder malt, malt er biblische Bilder. Bilder von Menschen vor Gottes Angesicht. Er schreibt „Unter meinen imaginären „Portraits“ stellten sich viele als in der Bibel beheimatet heraus, darunter immer wieder und in den verschiedensten Lebensaltern auch David und die berühmten Namen, die seinem Umkreis angehören“ (A., W., S. IX): Samuel und Saul, die Frauen Michal, Tamar und Batseba, Natan der Prophet, der Philister Goliath, Davids Feldherr Abimelech und sein verräterischer Sohn Absalom, die alle im Buch „König David“ zu sehen sind. Wachter malt Gesichter von Menschen, die zugleich Gestalten der Bibel sind; deshalb nennt er sie mit biblischen Namen: Namen zugleich ungeheuerlicher Geschichten von Krieg und Frieden, von Verrat und Intrige, von Begierde, Mord und Totschlag, von Eifersucht und Gewalttat, von Selbsterhebung und tiefem Absturz, aber auch von Erwählung, von Rettung und Erlösung.

Bei keinem mir bekannten Künstler steht die biblische Bilderwelt derart im Vordergrund wie bei Wachter. Nirgendwo in der zeitgenössischen Kunst ist die Bilderwelt der Bibel auch nur annähernd so präsent.

Aber das ist kein Wunder. Wer so wie Wachter in die Tiefen des Menschlichen, seiner Seele und seiner Geschichte eintaucht, der taucht zugleich ein in die Grenz- und Grunderfahrungen des Menschen, er taucht ein in die Dimension, die die Bibel vom ersten Buch Mose bis zu

Apokalypse des Johannes prägt. Es ist die Dimension, die Karl Jaspers anspricht, wenn er die Bibel „das Depositum eines Jahrtausends menschlicher Grenzerfahrungen“ nennt. „Alle Situationen unseres Lebens, aber auch des Lebens der Völker – so präzisiert Schalom Ben-Chorin –, finden wir in der Bibel vorgeformt. Sie birgt die Modelle von Ereignissen im individuellen und kollektiven Geschehen ...“.

Ganz in diesem Sinne der paradigmatischen Transparenz der Bibel erzählen die menschlichen Gesichter des Malers Emil Wachter Geschicke biblischer Gestalten, in denen wir uns selbst erkennen, „weil in ihnen Kräfte personifiziert sind, die wir auch in uns selber haben“ (A., W., S. VIII).

### *Wachter, der Erzähler*

Wer mit Pinsel und Farbe so von biblischen Gestalten erzählen kann, der muß daheim sein in ihrer Welt. „Schon als Kind erlebte ich“ – schreibt Wachter – „die Geschichten von David und Goliath oder Saul nicht wie etwas von außen, sondern aus dem Inneren Kommendes, so als hätte ich sie schon in mir gehabt, bevor sie mir erzählt wurden. Und mit Erzählen und Wiederlesen wurden die Gestalten zugleich vertraut und übergroß.“ (A., W., S. IX) Wachter kann biblische Geschichten erzählen. Und wie er sie erzählen kann!! – Wie keinen anderen habe ich ihn selbst erzählen hören: auf einem Tisch vor uns Studenten sitzend in einer Baracke nahe der Autobahnkirche Baden-Baden, schon vor Jahrzehnten, in seinen Armen einen großen Folianten mit biblischen Portraits, Blatt für Blatt behutsam umblättern – und dabei wie aus einem nicht versiegenden Quell gespeist die zu den Gesichtern gehörenden biblischen Geschichten erzählend. Wachter lebt in der Welt der Bibel, er ist in ihr zuhause. Er ist ihr Erzähler, ein Erzähler des Menschen und deshalb zugleich ein *Gottesezähler*, auch und gerade in seinen Portraits.

### *Bilder des Menschen vor Gott (die Jahwedimension)*

Im Gegenüber mit dem Du-Gott gewinnt der Mensch erst sein An-Gesicht, formt sich sein Ausdruck, wird sein Auge, gestaltet sich sein Blick. Das Geschick meißelt sich in die Wangen, auf die Stirn zwischen die Augen, Gottes Wort spitzt die Ohren. Die Lippen, der Mund, die gesamte Physiognomie ist die Inkarnation des Lebensweges des Menschen unter der herausfordernden Treue Gottes und

unter seinem Gericht. Wachers Gesichter künden von Gott, dessen Macht sich im Menschen-Angesicht auswirkt und so im Leib des Menschen sichtbar und präsent wird. Die Gesichter mit den biblischen Namen spiegeln, welch furiose Vitalität Leben gewinnt unter dem An-Spruch Gottes: Der Mensch wird nicht klein, er wird groß, ja gewaltig. Die Gottesbegegnung macht den Menschen nicht zur Nummer, er wird durch sie, wer er ist: unverwechselbare Gestalt, einzigartige Person. Die Abfolge der Davidsbilder zum Exempel, das Werden seines Angesichts unter der immer neuen Provokation Gottes versinnbildlicht ästhetisch die Menschwerdung eines Menschen durch das fordernde und liebende wie richtende absolute Gegenüber.

So sehen Gesichter von Menschen aus, die der Hauch und Gluthauch Gottes streift, für die Gott schlußendlich nach allem Aufbäumen und Abschütteln, Fliehen und Rückkehren Fluchtpunkt und Ursprung jeder Tat und ihres ganzen Daseins ist und wird und bleibt.

Die biblischen Portraits Wachers zeigen, daß Gott in seinem Wirken des Menschen Fleisch und Blut erreicht, ob der Mensch das will oder sich verweigert, und daß nichts so sehr von *dieser* Inkarnation kündigt wie des Menschen Angesicht.

Dafür haben wir Emil Wachter zu danken!



*Der Künstler Emil Wachter im Gespräch mit  
Ministerin Dr. Anette Schavan  
Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst  
Martin Günther, Verlagsleiter im Schwabenverlag AG*



EUROPÄISCHE  
KIRCHENMUSIK  
SCHWÄBISCH  
GMÜND  
1996

**Musikforum**

**Karl Michael Komma:  
„Herr ist Jesus  
Christus“ (1996)**

19. Juli  
Schwäbisch Gmünd  
20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Franz Josef Klehr

*Referenten:*  
KMD Axel Becker, Heilbronn  
Franz Josef Klehr  
Prof. Dr. Karl Michael Komma, Reutlingen

**Musikforum**

**Dieter Schnebel:  
„Quintessenz“ (1994)**

1. September  
Schwäbisch Gmünd  
20 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Franz Josef Klehr

*Referenten:*  
Dr. Ewald Liska, Stuttgart  
Prof. Dr. Dieter Schnebel, Berlin

**Musikforum**

**Eberhard Jörg:  
„Missa“ (1985)**

8. September  
Schwäbisch Gmünd  
25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Franz Josef Klehr

*Referenten:*  
KMD Axel Becker, Heilbronn  
Eberhard Jörg, Lorch

## **Kirche und zeitgenössische Musik**

Die Namen Theodor W. Adorno und Hanns Eisler vertreten eine musikalische Konstellation der siebziger Jahre, als die „ästhetische“ Moderne unversöhnt der „politischen“ entgegentand. Ging es dieser um aufklärende, emanzipierende, rationalisierende Praxis, so verwehrte sich jene anti- und apolitisch gegen jede affirmativ oder kritisch engagierte Kunst – als Verteidigerin ihrer Autonomie. Hermann Dannser hat in einem Beitrag für die Neue Zürcher Zeitung („Postmodernes Musikdenken – Lösung oder Flucht?“ vom 28. Juni 1991) auf die inzwischen veränderte Diskussionslage hingewiesen. Nachdem mit der „Dialektik der Aufklärung“ das Inhumane revolutionärer Praxis analysiert und – etwa im Sinne der humanistischen „révolte“ eines Albert Camus – in seine Schranken verwiesen worden war, konnte „postmoderne Vielfalt“ als Zeit-Wort die achtziger und neunziger Jahre kennzeichnen. Dannser wies darauf hin, daß das Wort „Postmoderne“ begriffsgeschichtlich zwar abhängig ist von seinem Ersteinsatz im Rahmen der Habermas'schen Adorno-Preisrede des Jahres 1980. Dort kontrastiert eine regressiv-neokonservative „Postmoderne“ dem „unvollendeten Projekt“ einer rational konzipierten Moderne und wird als Flucht qualifiziert. Inzwischen gilt – ohne doktrinären Schulstreit um künstlerische Zwangs- oder Einheitsideen – Postmoderne als „Moderne der Jetztzeit“. Geradezu pluralistisch, asystematisch und antiautoritär kann Johannes Paul II. Kunst dem „Geist und Stilempfinden unserer Zeit und mit den heutigen Mitteln“ überlassen. Das bedeutet beispielsweise Freiheit für jenes Zitieren, Montieren und Collagieren semantisch besetzten Ton-, Sprach- und Bildmaterials, dem die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in ihren Musikforen der letzten Jahre mit Vorliebe nachgegangen ist. Man mag dabei „postmoderne Beliebigkeit“, also das Nebeneinander isolierter Diskurse bedauern. In jedem Fall begrüßen gerade Musiker selbst die ermöglichte Vielfalt der einzelnen Musik-Geschichten als Freiraum und Anreiz für künstlerische Ergiebigkeit.

Dieses Gegenwartsverständnis mag zwar einerseits erklären, warum Kirche und Kultur einander weithin immer noch mißtrauen und getrennte Wege gehen. Andererseits aber läßt ein solches Gegenwartsverständnis es auch wieder unverständlich erscheinen, warum sich heutige Kirche als kulturschaffende Kraft so schwer be-

hauptet und heutige Kultur in der Kirche so wenig Aufmerksamkeit erzielt.

Trotzdem gibt es alte und neue Orte für Musik in Kirche und Religion der Gegenwart. Daß Musik im Raum „neuer Religiosität“ – eher außerkirchlich als kirchlich – erlebt, bald als Hilfe zur Meditation angenommen, bald als Weg zu ganzheitlicher Selbsterfahrung gewählt wird (dabei leider oft zum „fast food“ für die Seele verkommt), interessiert hier nicht. Noch weniger gehört die kirchliche Pflege des reichen musikalischen Erbes von Gregorianik und Bach bis Brahms und Bruckner hier zum Thema, es sei denn, sie stünde als starrer Traditionalismus einer lebendigen Fortschreibung der Tradition in die Gegenwart im Wege oder sie hat wie in der beispielhaften Konzeption des Festivals „Europäische Kirchenmusik Schwäbisch Gmünd“ in ihrer Mischung mit Werken der Gegenwart und Avantgarde pädagogisch-werbenden Charakter: „Der Kontrast zwischen bekannten Werken früherer Epochen und selten aufgeführten sowie den Kompositionen unserer Zeit – dabei Uraufführungen eigens für diese Festreihe komponierter Werke, mit denen sie zur Weiterentwicklung der Kirchenmusik beiträgt – prägt das Programm, gibt ihm merkwürdige Kontur“ (Gerhard Rombold, Oberbürgermeister der Stadt Schwäbisch Gmünd, im Programmbuch 1996). Auch das „Neue geistliche Lied“ und der „Sacro Pop“ vieler (Jugend-)Gottesdienste sind dabei zu würdigen, soweit sie Einflüsse auf die zeitgenössische Musik empfangen und ausüben.

Beim Thema „Kirche und zeitgenössische Musik“ dürfen aber jene Orte die wachste Aufmerksamkeit beanspruchen, an denen sich Komponisten von der klassischen Moderne bis zur Avantgarde mit der kirchlichen und religiösen Tradition auseinandergesetzt haben. „Christ in der Gegenwart“ (33/1992, 271) zitiert Manfred Karallus von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der anlässlich der Internationalen Ferienkurse für Neue Musik in Darmstadt um die Bereitschaft warb, auf die besondere, auf eigene Autonomie bedachte (Glaubens-)Stimme der zeitgenössischen Komponisten zu achten: „Komponisten sind sensible, keineswegs stoßfeste Werkzeuge. Sie müssen gesucht, hingebungsvoll aufgespürt werden, und zwar nicht nur auf dem Wege interner Recherche. Jede Auftragsvergabe stellt ein Risiko dar, das zur Unabsehbarkeit des kreativen Prozesses in direkter Beziehung steht, eines Prozesses, der sich nicht wie eine Gleichung mit fe-

sten Variablen auflösen läßt. Nicht Berechenbarkeit, pfelegeleichte Einvernehmlichkeit, Konventionalität, folgsame Gehorsam-Ästhetik, sondern eben der durchaus unberechenbare, beharrliche Widerstand gegen festgefahrene Konventionen ist (und war schon immer) das Kennzeichen großer Kunst. Es sind die Unbequemen, auf die es ankommt, ihnen gilt die Zukunft, und ihnen müßte über alle Hindernisse hinweg eine größere Aktionsfläche eingeräumt werden.“

In der Haltung solcher Sensibilität versucht die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart dem Dialog der Kirche mit der Kunst und Kultur der Gegenwart, also auch mit der zeitgenössischen Musik, zu dienen. Anfang der sechziger Jahre gewann dieser Dialog zunehmend Bedeutung in der Akademie: Kunst und Musik kamen in den Blick als „Medium der Welterfahrung“ und als „Ausdruck der geistigen und gesellschaftlichen Lage unserer Zeit“ (Bischof Georg Moser, 1963). Vor allem herausragende Opernproduktionen waren es, die damals in der Tagungsarbeit Beachtung fanden: Kristof Pendereckis „Das verlorene Paradies“ und Mauricio Kagels „Die Erschöpfung der Welt“. Es gab Veranstaltungen zur Premiere von Bernd Alois Zimmermanns „Die Soldaten“ und zu „Satyagraha“, der Ghandi-Oper von Philipp Glass.

Von den achtziger Jahren an entwickelte sich als eigenständige Reihe das (Hohenheimer) „Musikforum“. Probleme der Machart und der Interpretation, inhaltliche und formale Fragen, traditionsgeschichtliche und musiksoziologische Aspekte der aufgeführten Werke werden dabei bedacht. Neue Kirchenmusik wird vorgestellt und im Gespräch mit Komponistinnen und Komponisten, Ausführenden und Mitfeiernden aus den Gemeinden diskutiert. Grundlage und Voraussetzung für all dies sind jeweils qualitätvolle musikalische Aufführungen, entweder in der Akademie selbst oder bei auswärtigen Konzertveranstaltungen, zum Beispiel im Rahmen des Festivals „Europäische Kirchenmusik Schwäbisch Gmünd“. Es wurden, um nur einige herausragende Namen zu nennen, Gespräche gesucht – entweder über Werke aus der Feder (oder aus dem Computer!) von Igor Strawinsky, Frank Martin, Olivier Messiaen, György Ligeti, Arvo Pärt oder mit Komponisten und Musikern wie Hans Darmstadt, Klaus Hochmann, Erna Woll, Bernhard Krol, Rolf Hempel, Karl Michael Komma, Erhard Karkoschka, Peter Kieseewetter und Dieter Schnebel.

### **Die drei Musikforen des Jahres 1996**

Professor Karl Michael Komma kennt sehr wohl die Spannungen zwischen der neuzeitlichen Individualisierung der Musikerpersönlichkeit und der von der Kirchenmusik geforderten Demut, also der Forderung nach Eigengesetzlichkeit der Kunst und der zu vermeidenden „Confundierung“ (Calvin) der Gemeinde. Im Extremfall stehen sich die Qualitätsregeln für gute Musik und das Beharren auf versüßlichem, trivialem Liedgut krisenhaft gegenüber. Der Komponist sieht die Gefahr des endgültigen Exodus der geistlich-geisterfüllten Musik aus der gottesdienstlichen und versucht, ihr exemplarisch in der wortausdeutenden Auftragskomposition „Herr ist Jesus Christus“ (Phil 2,11) für vier- bis achttimmigen Chor, zwei Trompeten und zwei Posaunen (1996) gegenzusteuern: Komponieren als Brückenschlag zwischen dem Dienst an der Gemeinde und zeitgenössischer Ästhetik, den der Komponist im Musikforum vor der Uraufführung problembewußt reflektiert.

Ähnliches leistet auch die in einem weiteren Musikforum vorgestellte „Missa“ (1985) von Eberhard Jörg, dem Lorcher Kantor, der der Akademie durch lange Jahre der Zusammenarbeit verbunden ist. Seine Fähigkeit, anhand von sorgfältig vorbereiteten Noten- und Ton(band)beispielen den Blick in die Werkstatt zu ermöglichen, ist ein Glücksfall für die Arbeit im „Musikforum“. Neben einer bewußt ökumenischen Brückenbauerfunktion übernimmt er die bereits bei Professor Komma beschriebene. Er kennt die Tradition, die vom Tempel bis zur heutigen Gemeinde reicht, und führt dann, die Überlieferung zitierend, vor die Frage, wieviel eine heutige Gemeinde von dieser Überlieferung überhaupt noch kennt und wie moderne Beterinnen und Beter aus den Worten fragmentarisch-subjektiv auswählen müssen, um in Freiheit dem Wort antworten zu können.

Zwischen den beiden genannten fand mit dem Komponisten und Theologen Dieter Schnebel ein drittes Musikforum ganz anderer Art statt. Die Tradition war auch hier gegenwärtig – in der vorgestellten Komposition „Quintessenz“ für Vokalquartett mit Klavier (1994) ebenso wie in Programm und Musizierhaltung des Ensembles EXVO-CO. Nach der Aussage seines Leiters Ewald Liska, dem die Akademie wertvollste Anregungen und Beiträge zu ihren Musikforen verdankt, versteht sich das Ensemble „als Grenzgänger zwischen Musik, Sprache und Theater.“

Stimme wird szenisches Element, Sprache selbst musikalische Ausdrucksform ... Der Klangbereich der menschlichen Stimme wird hinsichtlich aller akustischen Möglichkeiten ausgelotet ... Neben der eigenen schöpferischen Arbeit werden Kontakte zu Komponisten gepflegt. Auftragswerke entstehen so in gegenseitiger Animation ... EXVOCO war bei der Europäischen Kirchenmusik Schwäbisch Gmünd schon 1990 in der Augustinuskirche zu Gast. Unter dem Motto ‚Stimmen im Raum‘ präsentierte das Ensemble in eindrücklicher Weise Musik der Gegenwart und aus sieben zurückliegenden Jahrhunderten. Die enge Verbundenheit der Sänger mit der Tradition und Praxis der Kirchenmusik ermöglichte auch in diesem Bereich eine bedeutende Entwicklung. Zahlreiche neugeschaffene Werke, häufig in Verbindung mit älterer Musik, wurden im sakralen Raum dargestellt.“ Diese Charakteristik trifft auch für das diesjährige, wiederum in der Augustinuskirche aufgeführte Konzert zu. In engem Kontakt mit Professor Schnebel entstand „Quintessenz“. Anders als Eberhard Jörg „vertont“ Dieter Schnebel seine Texte – lexikalische Fragmente aus griechischer und mittelalterlicher Philosophie – nicht. Er kennt jedoch wie jener das heutige Bedürfnis nach Störung und Brechung der „Botschaft“. Ein zerbrechliches Singen „siebt“ das Wort. Stille „platzt auf“, verlangsamt trauernd den Zeitfluß und schafft Raum für atomisierte Laute anstelle der Worte. Kanonische Strenge und Schönheit läßt sich stören vom Schrei.

## Konsequenzen

Folgende Wegweiser ergaben sich aus diesen Dialogen für Begegnungen von Kirche und zeitgenössischer Musik:

1. Schweigen und sprechen angesichts des Geheimnisses Gottes, das „uns unbedingt angeht“, und Spuren der Transzendenz in Werken zeitgenössischer Musik aufsuchen, die den Maßstäben musikalischer Qualität genügen.
2. Schweigen und sprechen im Angesicht des Mitmenschen, der heute lebt. In „Stimmen der Zeit“ (6/91, 370) erinnert Harald Schützeichel an die schon 1959 von Helmut Thielicke erhobene, aber immer noch nicht genügend erfüllte Forderung: „Wo tritt ... die Angst zutage, im ‚Man‘ und in den anonymen Kollektiven zu vergehen, wo ist überhaupt das Thema der Lebensangst (statt

der bloßen Schuldangst)? Wo ist das Erlebnis der Natur in *unserem* Sinne? (Wir werden zu Paul Gerhards ‚Geh‘ aus, mein Herz, und suche Freud‘ immer beglückt und dankerfüllt aufsehen, genauso wie wir Mozart stets verehren werden. Aber muß daneben nicht auch unser *eigener* Ton spürbar sein? Hat sich die Tiefe, aus der wir rufen, nicht vielleicht noch vertieft? Ist der Anmarschweg aus *unseren* Wüsten und Wonnen nicht vielleicht ein gutes Stück weiter? Und welcher Dichter nimmt uns auf *diesen* Durststrecken bei der Hand? Und wo ist in unseren Liedern von der Technik und von der heutigen Arbeitswelt die Rede?“ Oder anders gefragt: Wann und wie lösen wir endlich ein, was das Zweite Vatikanische Konzil mit der Zielvorgabe „Inkulturation“ im Auge hatte?

3. Eine eher nach innen sich wendende Blickrichtung des Konzils gibt ein weiteres Ziel vor: „*actuosa participatio*“, „tätige Teilnahme“ aller, die die Liturgie der Kirche feiern. Alle Versammelten sind Subjekt der Feier. Also müssen die liturgischen und musikalischen Formen dem Lebensgefühl der Zeitgenossen Raum geben, muß das Selbst- und Glaubensverständnis der feiernden Menschen – ohne zu überfordern, ohne zu unterfordern! – ein Maßstab der Liturgie und der liturgischen Musik sein. Entsprechend den pluralen Lebenshaltungen der zeitgenössischen Gottesdienstbesucherinnen und -besucher müssen Gemeinden also lernen, anstelle gewohnter Einheitlichkeit Einheit in Dialektik und Spannung auszuhalten. Sie müssen Toleranz (ein-)üben. Sie müssen die Vielfalt der subjektiven, subjektivistischen, politisch einseitigen, introvertierten, ruhebedürftigen, prophetischen, prospektiven, provozierenden, reifen und unreifen, suchenden und erfahrenen, lebensfrohen und geängstigten Stimmen zulassen. Es liegt auf der Hand, daß darum auch das Berufsbild des Kirchenmusiklers einer seelsorgerlichen Neudefinition bedarf.

Kirche muß der Vielfalt der musikalischen Stimmen und Stile innen (Gemeinde, Diözese, Gesamtkirche) und außen Raum geben. Sie muß sich – gebildet und wissend in Sinnlichkeit, in Kultur der Feier und Sprache, in Überlieferung und Gegenwart der Kunst – am kulturellen Leben und Gespräch der Gesellschaft beteiligen. Kirchenmusikerinnen und -musikern fällt dabei die Aufgabe zu, ihre Zusammenarbeit mit der Gemeinde als der Trägerin der Pastoral, aber auch ihre Kontakte zum Musikleben vor

Ort als wichtigen Teil ihres Tuns, ihrer Kulturarbeit zu bedenken. Damit erweitert sich der Horizont ihres Berufsbildes. Sie müssen das Gespräch mit den Räten und Gremien, den Verantwortlichen für die Liturgie und den Kirchenleitungen suchen. In Bildungsprozessen aller Beteiligten sollte Erfahrung mitgeteilt und Sensibilisierung geweckt werden.

Heutige Kirchenmusik hat im Dialog mit der zeitgenössischen Musik Authentizität zuzulassen, Fremdheit zu wagen, neu und situationsgerecht zu formulieren, was „geistlich“ und „liturgisch“ ist, also gewohnte (Gottesdienst-)Räume zu entgrenzen und ungewohnte Lebensbereiche zu betreten – sowohl in der Ausweitung des Liedguts, der Spurensuche nach Spirituellem, Evangeliumsgemäßem und Liturgiefähigem in der U-Musik (Texter, Liedermacher, Rockmusik) als auch in der Wahrnehmung neukomponierter und gerade uraufgeführter E-Musik.

Kritisch, kritischer als bisher, ist zu fragen, welche musikalischen Ausdrucksmittel der Botschaft des Evangeliums – auch dem biblisch-jesuanischen Ärgernis! – angemessen sind. Welche Qualitätsanforderungen müssen an Texte und musikalische Formen gerichtet werden? Welche Rücksichten müssen auf die real existierenden Gemeinden und auf vorgefundene Situationen genommen werden? Heutige Gemeinden und ihre Kirchenmusiker haben dabei, da sie nicht perfekt sein, jedoch situationsbezogen handeln müssen, das Recht auf „ihre Häresie“, auf die Schlagseite ihrer Texte und Musikgebärden.

## CONCERTO PASTORALE

**Gesprächskonzert mit Musik von C. Ph. E. Bach,  
J. Haydn und B. Krol  
in Zusammenarbeit mit dem Museum  
Langenargen**

6. Oktober  
Langenargen  
70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Franz Josef Klehr

*Gast:*  
Prof. Bernhard Krol, Ostfildern

*Musik:*  
Nicolai Geršak, Langenargen, Orgel  
Prof. Hans-Georg Jacobi, Linz, Englischhorn und Oboe

Das Amtsblatt der Gemeinde Langenargen/Bodensee berichtete – nicht ohne berechtigten Lokalstolz – vom Gesprächskonzert, das die Akademie in Zusammenarbeit mit Eduard Hindelang, dem ihr sehr verbundenen Leiter des Museums Langenargen, veranstaltet hatte:

„Als krönenden Abschluß der Feiern im Jubiläumsjahr – zwanzigjähriges Bestehen des Museums – haben die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und das Museum Langenargen zu einem ‚Concerto pastorale‘ in die Pfarrkirche St. Martin eingeladen. Im Gespräch des Akademiereferenten Franz Josef Klehr mit dem Komponisten Professor Bernhard Krol stellte er eigene Werke und Musik von Carl Philipp Emanuel Bach und Wolfgang Amadeus Mozart vor. Den Solisten Professor Hans Georg Jacobi, Linz, begleitete Organist Nikolai Geršak. Sein Spiel wurde von den auswärtigen Kennern sehr gerühmt. Ihre Meinung war, daß man die Kirchengemeinde zu diesem Organisten nur beglückwünschen könne.“

Eine ausführliche Würdigung erschien in der Schwäbischen Zeitung (Ausgabe Tett nang vom 8. Oktober 1996 und Ausgabe Friedrichshafen vom 10. Oktober 1996):

**Gesprächskonzert in St. Martin Langenargen machte mit Bernhard Krol und seinen Werken vertraut**

## **Sakrale Musik im Dialog mit dem Komponisten**

Musik ist eine Sprache, die unmittelbar zu Herzen geht, sie braucht keine großen, an den Verstand adressierten Erklärungen – so schrieben einst Musikphilosophen wie Jean-Jacques Rousseau und Praktiker wie der Bach-Sohn Carl Philipp Emanuel, der die musikalische Epoche der Empfindsamkeit einläutete und mit seiner Gefühle ausdrückenden Musik seinerzeit berühmter war als sein Vater. Auch Bernhard Krol, 1920 in Berlin geborener Komponist, der heute in Ostfildern lebt, teilt diese Ansicht, er will nicht allzu viele Worte über Musik, insbesondere seine eigene, verlieren und ihr damit ihre unmittelbare Wirkung nehmen.

Dennoch war Krol bereit, sich in einer gemeinsamen Veranstaltung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und des Langenargener Museums den Fragen Franz Josef Klehrs zu stellen. Der Stuttgarter Akademiereferent hatte die Gesprächsleitung im Concerto Pastorale in der Langenargener Martinskirche übernommen und die Aufgabe, durch Fragen zu den Werken der Konzertprogramme den Komponisten Bernhard Krol vorzustellen.

Im Verborgenen arbeiteten die zwei wichtigsten Akteure des Abends – von der Empore herab spielten der Linzer Oboist Hans Georg Jacobi und der Langenargener Organist und Kantor Nikolai Geršak Werke von Wolfgang Amadeus Mozart, Carl Philipp Emanuel Bach und Bernhard Krol. Sie setzten musikalisch das Zwiegespräch, Stilprinzip der ausgewählten Werke, in alten liturgischen Formen fort: Den Programmrahmen bildeten Krols Antifona op. 53 und die Litania pastorale op. 62, die eine Sequenz der Fronleichnamsliturgie bearbeitet.

Charakteristisch für Krols Werke ist das Zusammentreffen von meditativer Versunkenheit und einem Zwiegespräch, in dem sich die Stimmen gegenseitig befruchten und sich musikalisch Fragen und Antworten zuspielden. Sensibel kamen sich Geršak und Jacobi in ihrem Zusammenspiel entgegen: In seiner Solopartie, Krols drei Rosarium-Préludes Exsultatio, Lamentatio und Jubilum entfaltete Jacobi seine tonschönen Kantilenen auf sanften Schwingen und spürte in klanglichen Arabesken den Rosenkranzgeheimnissen nach. Virtuosität harmonierte in der ausdrucksstarken Komposition mit feinem Gespür für Licht und Schatten.

Auch der Organist Nikolai Geršak hatte, dem symmetrischen Konzept des Programms entsprechend, solistische Akzente zu setzen. Mit Mozart und Carl Philipp Emanuel Bach ließ er zwei musikhistorische Leitsterne Bernhard Krols aufleuch-

ten, die nicht als typische Komponisten für Orgelmusik gelten. Nach einem gravitatisch schreitenden Trauermarsch-Adagio erstrahlte die Orgel in festlichem F-Dur-Glanz, wie ihn sich Mozart für sein Werk gewünscht hätte – er selbst mußte die Trauermusik, die sich zur hellen Apotheose aufheitert, für eine kleine Orgelwalze schreiben, wie Krol in einer Anekdote zum besten gab. Geršak konturierte die Stimmen klar und gab den Punktierungen würdevolles Gewicht.

Zu richtigem Tempo und ausgemessenem Schritt mußte er in Bachs g-Moll-Sonate erst finden, dann aber entfaltete er transparent den orchestralen Grundcharakter des Werks und gefiel im liedhaften Mittelsatz. Die Tonsprache der Empfindsamkeit ergänzte, was im echten Gespräch am Mikrofon nur theoretisch und anekdotisch vermittelt werden konnte. Seltenheitswert allerdings hat die Begegnung mit dem Komponisten. Sie befreit die geistliche Musik vom Vorurteil des rein Musealen.

Bettina Sklorz

*„Man kann Menschen  
nur ändern,  
indem man ihnen  
einen Sinn  
für Zwischentöne  
beibringt.“*

*André Heller,  
österreichischer Phantast*



*Betender Paulinermönch. Miniatur in Missale 1506/07, Czenstochau*

# Ein Eremitenorden aus Ungarn: die Pauliner

## Geschichte – Struktur – Verbreitung

Studententagung im Rahmen des Bodensee-Festivals

10.–12. Mai  
Weingarten  
33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer  
Prof. Dr. Kaspar Elm, Berlin  
Elmar L. Kuhn, Markdorf

Der Paulinerorden (Ordo Fratrum S. Pauli Primi Eremitae) entstand im 13. Jahrhundert durch die Vereinigung ungarischer Eremitengemeinschaften. Als angeblichen Gründervater verehrten die Pauliner Paulus von Theben, den „ersten Eremiten“. Der Orden versucht, die Lebensweise von Eremiten, Mönchen und Mendikanten zu vereinen. Im Spätmittelalter breitete sich der Orden von Ungarn über die Nachbarregionen bis nach Polen und Südwestdeutschland aus. Infolge der Türkenkriege verlagerte sich das Zentrum im 16. Jahrhundert von Ungarn nach Polen. Von den Klöstern in Südwestdeutschland überlebten nur fünf die Reformation; das bedeutendste war Langnau (im Argental, nahe dem Bodensee), wo sich oft der Sitz des deutschen Ordensprovinzials befand. 1786 hob Kaiser Joseph II. den Orden in Österreich auf; die übrigen deutschen Klöster fielen der Säkularisation zum Opfer. Im 19. Jahrhundert wirkten Pauliner nur noch in Krakau und im polnischen Nationalheiligtum Tschenschostochau. In den letzten Jahrzehnten entstanden neue Niederlassungen, darunter auch fünf Klöster in Deutschland.

Das Bodensee-Festival war im vergangenen Jahr der „Kultur aus Ungarn“ gewidmet; dies gab den Anstoß, den aus Ungarn stammenden Orden, der auch im Bodenseeraum seine Spuren hinterlassen hat, auf einer Studientagung genauer in den Blick zu nehmen. Erstmals wurde hier eine Gesamtschau des Paulinerordens versucht; ausgewiesene Experten aus Ungarn, Polen, Kroatien, Österreich und Deutschland stellten wesentliche Aspekte der Ordensgeschichte vor und diskutierten diese. In der Pfarrkirche Hiltensweiler bei Tettngang, die bedeutende Kunstwerke aus der Klosterkirche Langnau birgt und einst unter Pauliner-Patronat stand, hielt der bisherige Ordensgeneral einen Festgottesdienst. Neben Akademie und Bodensee-Festival GmbH beteiligte sich an dieser Veranstaltung auch das Kreisarchiv Bodenseekreis. Eine Tagungsdokumentation ist in Vorbereitung.

## Programm:

*Eremiten und Eremitenorden im 13. Jahrhundert*  
Prof. Dr. Kaspar Elm, Berlin

*Die Vita s. Pauli primi eremitaе:  
Der Kirchenvater Hieronymus als Hagiograph*  
Priv.-Doz. Dr. Stefan Rebenich, Mannheim

*Geschichtsschreibung der Pauliner und über die Pauliner*  
Ferenc Levente Hervay OCist, Zirc

*Organisation und Verfassung des Paulinerordens*  
Dr. Stanislaw Świdziński, Coesfeld-Lette

*Buch- und Bibliothekswesen der Pauliner*  
Dr. Gábor Sarbak, Budapest

*Südwestdeutsche Paulinerbibliotheken des 17. und 18.  
Jahrhunderts*  
Magda Fischer, Freiburg i.Br.

*Das Paulinerkloster von Budaszentlőrinc (Sanctus Laurentius  
in den Budaer Bergen) im Licht geschichtlicher und  
archäologischer Daten*  
Dr. Zoltán Bencze, Budapest

*Das Kloster der Pauliner zu Pest 1686–1786*  
Prof. Dr. Gabriel Adriányi, Bonn

*Die polnische Pauliner-Provinz und die ungarische Mutter-  
provinz*  
Prof. Dr. Janusz Zbudniewek OSPPE, Kraków

*Die Pauliner in Kroatien: Wirken und Quellen*  
Dr. Ante Sekulić, Zagreb

*Der römische Paulinerkonvent*  
Prof. Dr. Lorenz Weinrich, Berlin

*Die Ikonographie des hl. Paulus von Theben (228–341)*  
Dr. Stanislaw Świdziński, Coesfeld-Lette

*Die Pauliner in Deutschland*  
Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen

*Zu Sozialstruktur und Wirtschaftsweise der südwestdeut-  
schen Konvente*

Elmar L. Kuhn, Markdorf

*Der Paulinerorden in der Gegenwart*  
P. Jan Nalaskowski OSPPE, Czestochowa

*Zusammenfassendes Statement*  
Prof. Dr. János M. Bak, Budapest

Schlußdiskussion

Die Schwäbische Zeitung berichtete am 18. Mai 1996:

## Seelsorge und Erwerbsstreben

Die Pauliner aus Ungarn im Blickpunkt in Weingarten

„Solus cum deo solo“, „Allein sein – mit Gott allein“: Unter diesem Wahlspruch stand das Leben des heiligen Paulus, des ersten Einsiedlers. Mit jenen, die in seiner Nachfolge lebten und leben, beschäftigte sich vor kurzem in Weingarten eine dreitägige Studientagung – überschrieben „Ein Eremitenorden aus Ungarn: die Pauliner“.

In der Gemeinschaft vieler international bekannter Pauliner-Forscher und einer Abordnung aus Tschenstochau bewegten sich die Teilnehmer in dem Seminar, das von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart veranstaltet wurde. In einem Kloster der polnischen Stadt Tschenstochau hütet der ursprünglich aus Ungarn stammende Orden seit 1382 das Gnadenbild der schwarzen Madonna – das Nationalheiligtum Polens. Dort befindet sich auch das Hauptkloster und das Generalat.

In dem vielschichtigen Programm zu Geschichte, Struktur und Verbreitung des Ordens waren auch zwei Vorträge enthalten, die sich den Paulinern in Deutschland widmeten. 18 Niederlassungen des Ordens in der deutschen „Provinz“ sind bislang nachgewiesen. Daß der Schwerpunkt in Südwestdeutschland lag, daran ließ Dr. Sönke Lorenz (Uni Tübingen) keinen Zweifel. Als Anfangspunkt hatte er das Jahr 1340 ausgemacht, als beim damaligen Generalkapitel nahe Buda zwei unabhängige Eremiten aus dem deutschen Reichsgebiet anklopften – mit der Bitte, sich entsprechend den Statuten des Ordens in einer neu zu gründenden Pauliner-Provinz zusammenschließen zu dürfen. Der Bitte wurde entsprochen. Gefördert worden ist die Ausbreitung wohl zudem durch Nikolaus Teutonicus: Der aus Schwaben stammende Generalprior (von 1330–36 und 1341–45) soll der Hei-

mat einen Besuch abgestattet haben, um den Adel für die Pauliner zu gewinnen.

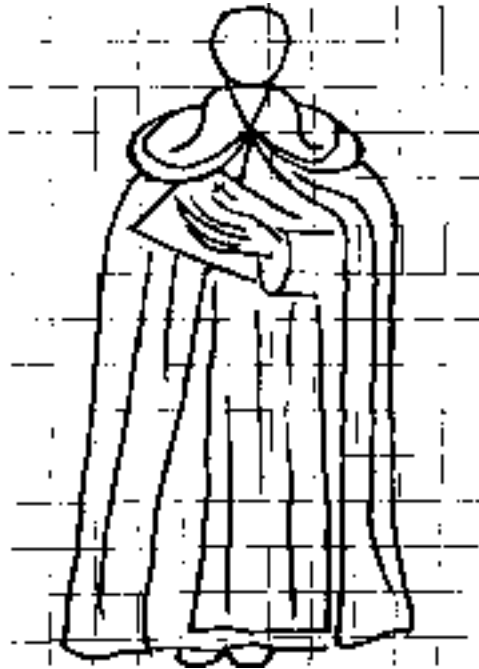
Ob es daran lag: Wenig später tauchte die älteste Spur des Pauliner-Wirkens in der Region auf. Im schweizerischen Ebnit ist in einer Urkunde von 1348 davon die Rede. Tannheim (nahe Villingen-Schwenningen) und Rohrhalden (bei Rottenburg) folgten; dann schon 1359 Argenhardt (bei Tettang). Als Hintergrund für letztere Gründung sieht Lorenz das Bedürfnis der Montfort-Grafen nach einer Familiengruft an: Kurz zuvor war der Tettnanger Zweig des Geschlechts der Grablege in Mehrerau verlustig gegangen, die entsprechend dem Teilungsvertrag den Bregenzer Verwandten zustand. Nun mußte eine neue letzte Ruhestätte gefunden werden – Argenhardt eben. Und im Jahr 1359 war mit zwei Pauliner-Mönchen, die von Graf Heinrich III. in Haus und Kapelle eingeführt wurden, die dazugehörige „Besatzung“ gefunden.

In den Besitz der Montforter gelangte 30 Jahre später die nahegelegene Benediktiner-Propstei Langnau. Heinrich beabsichtigte in der Folge, die Pauliner von der unwirtschaftlichen Zelle Argenhardt dorthin zu versetzen, was aber Widerstand hervorrief. Dieser kam vermutlich von den Mönchen selbst, wußten sie doch, was mit dem Ortswechsel verbunden war – nämlich die kleine Grundherrschaft zu organisieren. Sprich: Besitz zu verwalten, statt für das Seelenheil zu sorgen. Im Jahr 1406 schrieb der Graf schließlich dem Papst in der Sache; dieser übte über das Bistum Konstanz Druck aus – und die Pauliner siedelten um. Argenhardt blieb zunächst selbständig, wurde dann 1672 an Langnau affiliert, ehe beide 1786 im Josephinischen Klostersturm versanken. Von den einst 18 Klöstern hatten eh nur sechs das Reformationsjahrhundert überlebt.

Das Abdrängen(lassen) vom eremitischen Ideal nannte Lorenz denn auch bei der Ursachensuche für das schnelle Aufkommen und wieder Abbrechen der Pauliner in Süddeutschland (alle Stiftungen erfolgten zwischen 1350 und 1406). Ihre weltlichen „Partner“ waren ausnahmslos kleinere oder wirtschaftlich bedrängte Dynastien, die sich der Mönche im Bereich der Seelsorge zu bedienen trachteten. Für diese war in der Folge das Erwerbsstreben nicht zum höchsten, aber zu einem notwendigen Ziel geworden. Inwiefern dahinter weltlicher Zwang oder eigenes Wollen stand, ist nicht zu beantworten.

„Zu Sozialstruktur und Wirtschaftsweise der südwestdeutschen Konvente“ sprach Elmar L. Kuhn. Der Kreisarchivar des Bodenseekreises hat unter anderem eine Kartei erstellt, die mehr als 300 Pauliner-Mönche in Deutschland beinhaltet. Erstaunlich dabei, daß nur fünf von ihnen aus Langnau oder Umgebung stammten, obwohl sich hier das größte Kloster in deutschen Landen befand. Deren „Vollversammlung“, das Provinz-Kapitel, traf sich denn auch alle drei Jahre in dem Ort im Argental. [...]

Roland Weiß



Henri Matisse: Dominikus (Rosenkranzkapelle in Vence)

## Der Dominikanerorden

### Geschichte – Theologie – Seelsorge

Studententagung in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart und dem Kirchengeschichtlichen Verein des Erzbistums Freiburg

18.–22. September

Weingarten

80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

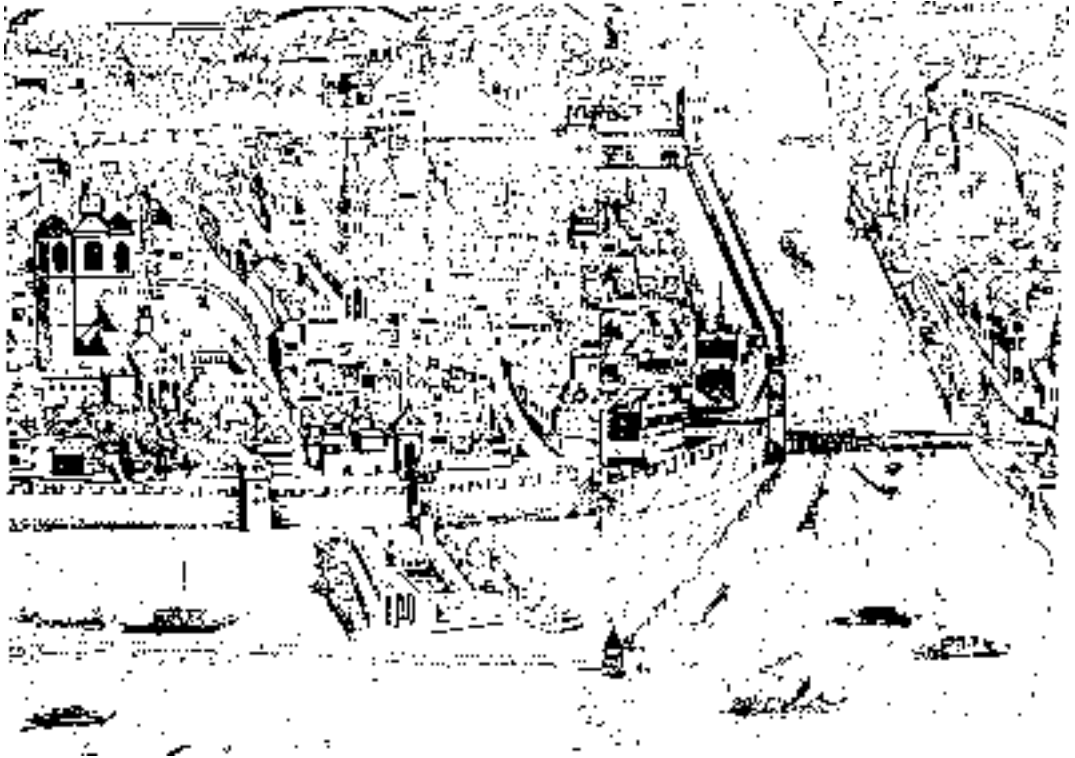
Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

Häresie und Kirchenfeindlichkeit waren zu Beginn des 13. Jahrhunderts nur das eine Signum des damaligen Europas; die konzentrierte religiöse und intellektuelle Lebendigkeit von Lehrern und Studenten an den sich zu Universitäten wandelnden Domschulen das andere und gewichtigere. Die erste Generation des Dominikanerordens kam aus diesem Milieu und war von ihrer schulischen Disziplin geprägt. Diese Prägung bestimmte den neuen Orden. Der Stifter selbst, der hl. Dominikus († 6.8.1221), hatte für diese neuartige Verbindung von Kloster und Schule die entscheidenden Anstöße gegeben; sein erster Nachfolger, der aus Westfalen stammende und vor seinem Ordenseintritt in Paris studierende Jordan von Sachsen (1222–1237) festigte die Bindung durch die Gesetzgebung und sein literarisches Denkmal für den Ordensstifter, das ‚Büchlein von den Anfängen des Predigerordens‘. In der Verklammerung beider wurde die

Bewahrung des intellektuellen Profils zu verpflichtendem Erbe und Auftrag der Predigerbrüder.

Der mit diesen Worten angekündigte öffentliche Vortrag von Professor Isnard W. Frank OP (für den dann, weil erkrankt, dankenswerterweise Professor Karl Suso Frank einsprang) bildete den Auftakt zur letztjährigen gemeinsamen Studientagung von Geschichtsverein und Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der sechzehnten in Folge, mitgetragen – nicht zum ersten Mal – auch vom Kirchengeschichtlichen Verein des Erzbistums Freiburg. Der in dieser Reihe immer einmal wieder unternommene Versuch, eine der großen Ordensgemeinschaften der lateinischen Kirche in ihrer Geschichte insgesamt in den Blick zu nehmen, kann nie ganz gelingen, muß notwendigerweise bruchstückhaft bleiben – und erwies sich dennoch einmal mehr als lohnend.



Ansicht der Stadt  
Konstanz  
(Holzschnitt des  
Nikolaus Kait, 1601,  
Ausschnitt):  
Im Vordergrund das  
Dominikanerkloster  
„auf der Insel“; auf der  
rechten Seite links  
neben der Rheinbrücke  
das Dominikanerinnen-  
kloster Zoffingen.

## Programm:

*Die Grundlegung des intellektuellen Profils des Predigerordens in seinen Anfängen*

Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg i. Br.

*Die Ausbreitung der Dominikaner in den Städten des südwestdeutschen Raumes*

Dr. Thomas Berger, Mainz

*Das mittelalterliche Dominikanerkloster als paraprochiales Kultzentrum*

Dr. Thomas Berger, Mainz

*Die Dominikanerobservanten im 15. Jahrhundert*

*Das Beispiel des Basler Konventes*

Dr. Bernhard Neidiger, Stuttgart

*Thomas von Aquin und der Predigerorden*

Prof. Dr. Ulrich Horst OP, München

*Kirchenarchitektur der Dominikaner*

Prof. Dr. Wolfgang Schenkluhn, Halle

*„Quoniam abundavit iniquitas“*

*Zur Beauftragung der Dominikaner mit dem „negotium inquisitionis“ durch Papst Gregor IX.*

Prof. Dr. Peter Segl, Bayreuth

*Theoretische und praktische Mystik im Dominikanerorden des Mittelalters*

Prof. Dr. Peter Dinzelbacher, Stuttgart/Salzburg

Exkursion nach Konstanz

– ehem. Dominikanerkloster auf der Insel

– Dominikanerinnenkloster Zoffingen

– Rosgartenmuseum

Leitung: Dr. Wolfgang Zimmermann, Stuttgart

*Die Dominikanerinnenklöster Zoffingen in Konstanz und St. Katharina in Wil zur Zeit der Aufklärung*

Martina Amrhein OP / Agnes Blank OP, Konstanz

*Henri Lacordaire und die Restauration des Predigerordens in Frankreich*

*Verlauf – Idee – Methode – zeitgenössisches Echo*

Christoph Martin OP, Fribourg

*„Modernismus“ und „Antimodernismus“ im Dominikanerorden*

Dr. Otto Weiß, Rom

*Ist der Predigerorden heute noch aktuell?*

*Statements – Schlußdiskussion*

Dr. Raphaela Gasser OP, Ilanz / Dr. Karl Meyer OP, Hamburg

Festlicher Gottesdienst

in der ehem. Zisterzienserinnen-Abtei Baidt

Ein Großteil der Beiträge wird im übernächsten Band des Rottenburger Jahrbuchs für Kirchengeschichte (17/1998) erscheinen.

# Gerichtliche und außergerichtliche Formen der Rechtsfindung

## Historische Kriminalitätsforschung in der Vormoderne (6)

2.–4. Mai  
Stuttgart-Hohenheim  
46 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer  
Dr. Andreas Blauert, Halle  
Dr. Gerd Schwerhoff, Bielefeld

Im Juli 1991 traf sich erstmals der *Arbeitskreis Historische Kriminalitätsforschung in der Vormoderne* in Stuttgart-Hohenheim zu einer Fachtagung, die seither jährlich stattfindet. In ‚KulTour‘ (Mitteilungsblatt des Volkswissenschaftlichen Seminars der Universität Bonn 7 [1996], Heft 1) veröffentlichte Gerd Schwerhoff einen Rückblick auf fünf Jahre Arbeit an der Akademie:

*Wie in anderen westeuropäischen Ländern, wenn auch mit einiger Verspätung, hat sich in Deutschland in den letzten Jahren die Historische Kriminalitätsforschung als eigenständige Subdisziplin der Sozialgeschichte etabliert. Erste Impulse gingen dabei von den historischen Arbeiten über Unterschichten und Randgruppen sowie von der Sozialprotestforschung aus, die vor allem während der 70er und 80er Jahre Konjunktur hatten. Als Charakteristikum der deutschen Situation kann aber die große Zahl derjenigen gelten, die über die Beschäftigung mit dem vielschichtigen Phänomen der Hexerei und der Hexenverfolgung zur kriminalitätsgeschichtlichen Arbeit gelangten. Ihre „kritische Masse“ erreichte die historische Kriminalitätsforschung zu Beginn der 90er Jahre, als sich etwa 20 Interessierte, vorwiegend aus der Geschichts-*

*wissenschaft und ihren Nachbardisziplinen, zum ersten Mal zu einem Gedankenaustausch trafen.*

*Wie nicht anders zu erwarten, interessierten sich auch die deutschen Vertreter der Kriminalitätsgeschichte einerseits für die Geschichte devianten oder kriminellen Verhaltens, andererseits für die Geschichte der Strafgesetzgebung und des Strafverfahrens sowie der institutionellen Entwicklung des Polizei- und Justizapparates, in weiterer Perspektive für die Entwicklung verschiedener Mechanismen sozialer Kontrolle. Vor allem wohl wegen der angesprochenen „Verspätung“ der deutschen Kriminalitätsgeschichte ergeben sich aber auch deutliche Abweichungen vom herkömmlichen Profil der „history of crime“. Diese stellte eine Hochburg für begeisterte Quantifizierer dar, die in den Fußstapfen der modernen Kriminologie Delikte und Delinquenten zählte, Kriminalitätsraten und -kurven erstellte u.ä. Die deutsche Forschung ist hier insgesamt skeptischer, was die Aussagekraft von Statistiken angeht. In ihren lokalen und regionalen Fallstudien wird die Untersuchung verschiedener Formen abweichenden Verhaltens auch als Sonde zur Erforschung vergangener Lebenswelten und Lebensformen benutzt. Nur eine kleinere Zahl von ForscherInnen bedient sich extensiv der Quantifizierung, kaum jemand benutzt dieses Arbeitsinstrument mehr, ohne daneben auch qualitativ zu arbeiten, analytische und hermeneutische Zugänge zu verbinden. Die Kriminalitätsgeschichte erweist sich damit als stark von den methodischen und theoretischen Diskussionen um Historische Anthropologie und die Mikrogeschichte beeinflusst bzw. versucht, an diesen Diskussionen zu partizipieren. Allein kommen in den Quellen der Historischen Kriminalitätsforschung, die meist aus der Feder obrigkeitlicher Amtsträger stammen, die historischen Akteure nicht unmittelbar zu Wort. Allein diese Tatsache bürgt dafür, daß der Bezug zu klassischeren Fragen der Sozialgeschichte, etwa denen nach Verteilung von Macht und Einfluß in der Gesellschaft bzw. zwischen Obrigkeit und Untertanen, erhalten bleibt.*

*Auch andere herkömmliche Schwerpunkte der Kriminalitätsgeschichte werden in der deutschen Diskussion eher relativiert. Neben den klassischen Schwerverbrechen wie Mord, Raub und Diebstahl werden intensiv auch die „petty crimes“ wie Beleidigung oder Verstöße gegen die guten Sitten beforscht. Unter dem Einfluß der Geschlech-*

*tergeschichte hat sich das Interesse für frauen- und männerspezifische Delikte ebenso wie für Ehe- und andere Streitigkeiten zwischen den Geschlechtern verstärkt. Neben der weltlichen Gerichtsbarkeit beschäftigen sich viele ForscherInnen zunehmend – nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Konfessionalisierungsparadigmas – mit der geistlichen Gerichtsbarkeit und der „Sündenzucht“. Die Interessen sind vielfältig; die gemeinsame Schnittmenge dieser Interessen mag vielleicht mit dem Begriff der „Konfliktgeschichte“ noch am treffendsten erfaßt sein.*

*Aus einem ersten Gedankenaustausch wurde eine regelmäßige Einrichtung: Inzwischen stellt der Arbeitskreis für Historische Kriminalitätsforschung seit fünf Jahren für eine stetig wachsende Zahl von zumeist jüngeren Interessierten ein Forum des Austausches und der Kommunikation dar. Die jährlichen Treffen in Stuttgart-Hohenheim (unter der Ägide der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart) führen VertreterInnen der Geschichte, der Rechtsgeschichte und der Volkskunde zusammen. Gerade weil kein streng eingrenzendes Tagungsthema und keine Publikationsverpflichtung die Kreativität fesseln, können neue Themen und Thesen zur Diskussion gestellt werden. Ein Blick auf die Vorträge, die auf diesen Treffen gehalten worden sind, erlaubt, die zeitlichen und inhaltlichen Schwerpunkte und bevorzugten Zugangsweisen der deutschen kriminalitätsgeschichtlichen Forschung recht deutlich zu bestimmen. Eindeutige zeitliche Schwerpunkte sind Spätmittelalter und vor allem Frühe Neuzeit. Früh- und Hochmittelalter sowie die eigentliche Neuzeit treten dagegen so gut wie gar nicht in Erscheinung. Inhaltliche Arbeitsschwerpunkte sind zum einen natürlich Studien zu einzelnen Delikten bzw. gesellschaftlichen Konfliktfeldern (Bandenkriminalität, Gewalt, Blasphemie, Wilderei, Mord etc.), vor allem aber auch Studien, die ihren Untersuchungsgegenstand differenzierend zu betrachten versuchen, sei es, daß sie nach geschlechtsspezifischen Aspekten von Devianz und Kriminalität fragen, daß sie sich für subjekt- oder erfahrungsbezogene Fragestellungen („kriminelle“ Lebensläufe) interessieren oder daß sie zwischen staatlichen und kirchlichen Disziplinierungs- und Konfessionalisierungsstrategien unterscheiden. Natürlich wurden auch grundsätzliche, methodische oder theoretische Reflexionen angestellt. [...]*

Hier folgt im Originalbericht ein Überblick über die ersten fünf Arbeitskreis-Treffen; statt dessen nachfolgend die Beiträge des sechsten Treffens:

*Außergerichtliche Einigungen im Anschluß an Strafverfahren des 16. Jahrhunderts am Beispiel Augsburgs*  
Dr. Carl A. Hoffmann, Augsburg

*„Einem jeden unpartheiisch Recht wiederfahren lassen“  
Strafjustiz, Untertan und Obrigkeit im Herzogtum Jülich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts*  
Dr. Erika Münster, Essen

*Rechtsfindung zwischen dörflicher Sozialkontrolle und patrimonialer Gerichtsbarkeit.  
Das Rügegericht in der westfälischen Herrschaft Canstein 1718/19*  
Dr. Barbara Krug-Richter, Potsdam/Münster

*Frevelgerichte in Baden im 18. Jahrhundert  
Zum Funktionswandel einer gerichtlichen Institution*  
Dr. André Holenstein, Bern

*Inquisitionsprozeß, außergerichtliche Verwaltungsverfahren und Supplikationswesen in Kurmainz (18. Jahrhundert)*  
Dr. Karl Härter, Frankfurt a. M.

*Religion vor Gericht  
Gotteslästerungen in der Stadt und Landschaft Zürich (ca. 1500–1800)*  
Dr. Francisca Loetz, Heidelberg

# Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur

## Gründungsversammlung

14. März  
Weingarten  
23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Selbstverständlich war die Gründungsversammlung der *Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.* keine Akademieveranstaltung im eigentlichen Sinne, doch konnte die Akademie – insbesondere Dieter R. Bauer, Akademiereferent für Geschichte – schon im Vorfeld einige „Hebammedienste“ leisten und war auch gerne bei der Gründungsversammlung, also der formellen Gründung des Vereins, im eigenen Tagungshaus hilfreich beteiligt. Der Festakt zur Gründung fand dann am 8. Juni im Bibliothekssaal des ehemaligen Reichsstifts Schussenried statt.

Anlässlich der Gründungsversammlung berichtete die Schwäbische Zeitung am 16. März 1996:

## Nach 50 Jahren neue „Gesellschaft Oberschwaben“

### Bei der Weingartener Gründungsversammlung im Visier: Stärkung des Regionalbewußtseins

Ein Zufall, gewiß – doch nicht ohne Symbolcharakter. Just während sich da und dort Eingeweihte anschicken, an die Gründung der „Gesellschaft Oberschwaben“ vor 50 Jahren im Frühling 1946 zu erinnern, ist gestern in Weingarten eine neue „Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur“ aus der Taufe gehoben worden. Ihre Ziele laut Satzung: Zum einen will sie zur Entwicklung und Stärkung des oberschwäbischen Regionalbewußtseins beitragen. Zum anderen soll die historische Erforschung des „Raumes zwischen Schwäbischer Alb und Bodensee, Lech und Schwarzwald“, so die recht großzügige geographische Definition, durch Vergabe von Stipendien und Zuschüs-

sen, Veranstaltung von Tagungen und Ausstellungen sowie Unterstützung einschlägiger Publikationen gefördert werden.

Trotz der Namensgleichheit ist die Genese der beiden Gesellschaften recht unterschiedlich. Jener kurz nach Kriegsende vom Aulendorfer Buchhändler Josef Rieck initiierte Zirkel, dem so rege Geister wie der spätere SPD-Politiker Carlo Schmid, die kommenden Landeskultusminister Theodor Bäuerle und Gerhard Storz, der Bad Buchauer Stadtpfarrer Erich Endres, der Stuttgarter Verleger Ernst Klett, der Ulmer Maler Wilhelm Geyer sowie der Saulgauer Landrat Karl Anton Maier angehörten, wollte „freier geistiger Tauschplatz“ nach der Katastrophe sein. Schon 1949 aber, als alles wieder in ruhigeren Bahnen lief und geistige Wegzehrung im Wirtschaftswunderland schnell an Lebenswichtigkeit verlor, entschlief die Vereinigung sanft.

### *Klammer für einen Landstrich*

Die neue „Gesellschaft“ argumentiert dagegen vor allem mit einem „geschwundenen Regionalbewußtsein“. Sprich: Sie versucht, ein Manko auszugleichen, das durch die Zergliederung der Raumschaften in den letzten Jahrzehnten entstanden ist. Beklagt wurde diese mißliche Lage schon lange. Es fehlte auch seit geraumer Zeit nicht an Versuchen, etwas in dieser Richtung zu bewegen. Letztes Jahr gab es dann Pläne für eine „Arbeitsgemeinschaft für oberschwäbische Geschichte“, wie der damalige Arbeitstitel lautete. Und nun der bewußte Rückgriff auf den Namen „Gesellschaft Oberschwaben“, mit dem ein klarer Anspruch definiert wird. Sie will Klammer sein für alles, was kulturell eigentlich unter den Begriff „Oberschwaben“ gefaßt sein müßte, es aber nicht mehr ist, oder – Negativbeispiel „Regionalverband Donau-Iller“ – nicht einmal mehr im Namen sein darf.

### *Glückliche Rückständigkeit*

Dabei wird Vorbildcharakter reklamiert. Wie der aus Leutkirch stammende, gestern zum 1. Vorstandsvorsitzenden der Gesellschaft gewählte Berner Historiker Peter Blickle in einem Thesenpapier zur Gründung formuliert, erweist sich seiner Meinung nach die provinzielle Prägung des durch Napoleons Politik an die Peripherie gerückten Landstrichs als „eine glückliche Rückständigkeit“. Blickle skizziert das Bild einer einst durchaus bedeutenden Region: „Geschützt durch den Kaiser und das Reich, entwickelte sich aus Zusammenarbeit und Konkurrenz kleiner städtischer und bäuerlicher Republiken, adeliger und geistlicher Herrschaften ein an Formen reiches wirtschaftliches, politisches und kulturelles Leben.“ Und seine Schlußfolgerung: „Mit seinen alten republikanischen Traditionen ... bietet Oberschwaben historische Modelle, die für eine moderne bürgerliche Gesellschaft in Deutschland und der Europäischen Union

kreativ gemacht werden können.“ Außerdem will die Gesellschaft, wie ihr gestern ebenfalls bestallter erster Geschäftsführer, der Kreisarchivar des Bodenseekreises, Elmar Kuhn, betont, in einer Zeit Flagge zeigen, da die „Werte schneller verschleißten, als es uns gut tut“.

Bei einer ersten Mitgliederversammlung am 8. Juni im Bad Schussenrieder Bibliothekssaal soll ein feierlicher Anfang gemacht werden. Ihre wichtigsten Organe hat sich die „Gesellschaft Oberschwaben“ allerdings gestern schon gegeben. Zum Vorstand wurden gewählt: als Vorsitzender Professor Blickle, als sein Stellvertreter und Geschäftsführer Elmar Kuhn, als weiterer Stellvertreter und Schatzmeister der Biberacher Kreisarchivar Kurt Diemer, als Beisitzer der Ravensburger Stadtarchivar Peter Eitel, der Ravensburger Kreisarchivarin Dr. Irene Pill, der Stuttgarter Historiker Professor Franz Quarthal, Professor Hans-Ulrich Rudolf von der Pädagogischen Hochschule Weingarten und der Sigmaringer Kreisarchivar Edwin Ernst Weber.

Gewählt wurde ferner ein derzeit 21köpfiger Arbeitsausschuß. Ihm gehören an: Vertreter des Regierungspräsidiums, der Hochschulen, der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der Landeszentrale für politische Bildung, der Staatsarchive, Kreisarchive, Stadtarchive, der adeligen und privaten Sammlungen, der Denkmalpflege, der Heimatpflege und der „künstlerischen Medien“. Aus diesem Kreis sollen vor allem Impulse für die konkreten Aktivitäten der Gesellschaft kommen.

Impulse erwartet man sich zudem von einem noch zu wählenden Kuratorium, das nach ersten Vorstellungen innerhalb der Gründungsversammlung irgendwo zwischen 20 und 50 Personen umfassen soll. Gedacht ist an Personen aus der Region, Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Kulturleben, aus Adel und Geistlichkeit, die die Ziele der Gesellschaft mit Gewicht in der Öffentlichkeit vertreten können. [...] Und die ihr auch finanziell unter die Arme greifen oder bei der Suche nach Geldquellen behilflich sind. Dies wurde gestern freimütig bekannt. [...] Eine Beitragsordnung wurde auch bereits erlassen: Landkreise zahlen jährlich 500 Mark, Große Kreisstädte 300, kleinere Städte 200, Landgemeinden 100, juristische Personen und Fördermitglieder 100, Geschichtsvereine und Heimatvereine 50 sowie normale Mitglieder 30 Mark. Zeit soll keine mehr verloren werden. Die Werbung läuft ab sofort.

wavo

#### *Kontaktadresse:*

Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.  
Geschäftsstelle  
Kreisarchiv Bodenseekreis  
Pestalozzistraße 25, 88677 Markdorf

#### ***Die Gesellschaft Oberschwaben widmet sich der Erforschung von Geschichte und Kultur.***

*Die Kulturlandschaft Oberschwaben in Form der vielen mittelalterlichen Städte, der Burgen und Schlösser, der barocken Kirchen und Klöster, der behäbigen Dörfer und verstreuten Höfe ist der ästhetische Abdruck einer Geschichte, die geprägt wurde durch die Kleinheit der politischen Räume und die Gleichwertigkeit der Stände Bürger, Adel, Geistlichkeit und Bauern.*

*Geschützt durch den Kaiser und das Reich, entwickelte sich aus Zusammenarbeit und Konkurrenz kleiner städtischer und bürgerlicher Republiken, adeliger und geistlicher Herrschaften ein an Formen reiches, wirtschaftliches, politisches und kulturelles Leben. Die Bürger gewannen im Mittelalter als Handwerker und Kaufleute eine Führungsstellung in der europäischen Wirtschaft und in der Kunst, die Bauern erprobten in der Reformationszeit praktisch und theoretisch das Modell eines republikanischen Deutschlands und schufen dauerhafte, parlamentsähnliche Formen politischer Repräsentation, die Äbte machten aus der Region eine der dichtesten Barocklandschaften des katholischen Europas, und der Adel sicherte durch seine Verbindungen zum Kaiserhof die politische Autonomie gegenüber den Begehrlichkeiten benachbarter Fürsten. Wachsamkeit gegen Machtpolitik hat sich so in die oberschwäbische Geschichte eingepreßt.*

*Napoleon machte dem ein Ende. Oberschwaben, der Raum zwischen Lech und Schwarzwald, Donau und Bodensee, wurde auf Württemberg, Bayern und Baden aufgeteilt und rückte damit, wie nie zuvor in seiner Geschichte, politisch und kulturell an die Peripherie. Was aus der Perspektive des bürokratischen Staates und einer industriekapitalistischen Wirtschaft im 19. Jahrhundert als provinziell erschien, erweist sich heute als glückhafte Rückständigkeit. Mit seinen alten republikanischen Traditionen, Bürger zur Kritik am öffentlichen Leben zu ermuntern und sie an den Problemlösungen zu beteiligen, bietet Oberschwaben historische Modelle, die für eine moderne Gesellschaft in Deutschland und der Europäischen Union kreativ gemacht werden könnten.*

*Solche Traditionen regionaler Identität durch wissenschaftliche Forschung und öffentliche Darstellung bewußt und sichtbar zu machen, ist die Zielsetzung der Gesellschaft Oberschwaben. Sie ist offen für alle, die sich professionell oder aus persönlichem Interesse mit der Geschichte und Kultur befassen, und bemüht, durch neue und bewährte Formen wie offene Akademien und Kulturfeste, Veröffentlichungen und Ausstellungen informierend, anregend und fördernd zu wirken.*

# Aschermittwoch der Künstler

## Veranstaltung für Künstlerinnen und Künstler aus der Diözese

21. Februar  
Stuttgart-Hohenheim  
215 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.  
Dr. Gebhard Fürst

### Vortrag:

Prof. Dr. Werner Hofmann, Hamburg

### Musik:

Klaus Weber, Ludwigsburg  
Thomas Weber, Musikwissenschaftler,  
Komponist und Pianist, Köln

In den Zeiten der ständig zunehmenden Pluralisierung von Werten und Anschauungen ist neben der Zunahme an neuen Erkenntnissen und möglichen Alternativen ein dramatischer Verlust an Verbindlichkeiten und Normen festzustellen. Wo gesellschaftlich verbindende Maßstäbe sich auflösen, gehen soziale Kriterien wie kulturelle Perspektiven für ein menschliches Miteinander verloren. Die Fragen der Religion und Kultur können hier als Korrektiv wirken. Sie halten dabei nicht nur den Blick nach vorne offen, sondern beschäftigen sich unmittelbar mit der menschlichen Existenz. Auch wenn heute immer wieder der Bruch von Kunst und Kirche beklagt wird, haben diese beiden geschwisterähnlichen Größen eines auf jeden Fall gemeinsam: Sie halten unbeeinflusst von modischen Tendenzen die uralte und ewig aktuelle Frage nach dem Menschenbild lebendig. Diesem Anliegen fühlt sich die Akademie verpflichtet, wenn sie im Namen des Bischofs die tätigen wie vermittelnden Kulturschaffenden aus allen Bereichen zum Aschermittwoch einlädt.

Das Anliegen der Akademie, den Dialog von Kunst und Kirche zu fördern, beschreibt Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst in seiner Begrüßungsansprache mit folgenden Worten:

*Der Aschermittwoch der Künstler ist in der Diözese Rotenburg-Stuttgart zu einem Symbol dafür geworden, „daß die Kirchen den verschiedenen Künsten gewissermaßen eine Art Dach bietet und das, ohne daß sie zunächst auf die religiöse Motivierung schaut“ (Hans-Rüdiger Schwab, Autonomie und Verantwortung, S. 133). So versteht die Akademie diesen Aschermittwoch der Künstler und ihre gesamte Arbeit im Dialog mit der Kunst der Gegenwart: Wir wollen für zeitgenössische Künstlerinnen und Künstler ein Ort der Kommunikation sein, ihnen – einfach weil sie Künstler sind – hier Hausrecht geben. Die Akademie räumt der zeitgenössischen Kunst nicht nur Wohnrecht im Raum der Kirche nur ein, sondern sie will ihr einladend begegnen. Dabei ist uns wohl bewußt, daß es nicht selbstverständlich ist, wenn Künstler und Kulturschaffende diese Einladung zum Haus- und Wohnrecht im Raum der Kirche annehmen. Die Akademie ist dafür sehr dankbar. Denn die Kirche muß nicht nur Sozialstationen, sie muß auch Kunststationen unterhalten.*

*Die Akademie versucht dies, Kunststation zu sein, seit vielen Jahren mit ihren Ausstellungen, die ganz bewußt und konsequent zeitgenössischer Kunst gewidmet sind; und zwar zeitgenössischer Kunst auf dem Niveau der öffentlichen Kultur in unserer Gesellschaft. Der derzeitige Referent der Akademie für zeitgenössische Kunst, Herr Dr. Justinus Calleen, verstärkt diese Intention noch dadurch, daß er mit der Konzeption der „Kunst-Raum-Akademie“ nicht nur einfach Kunst ausstellen will. Er will durch seine Ausstellungen zugleich die Räume und den Raum der Akademie insgesamt als einen Raum zeitgenössischer Kunst erfahrbar machen. Auch und gerade die gegenwärtig hier gezeigte Ausstellung der Ölbilder von Kirsten Lampert – einer Meisterschülerin von Markus Lüpertz und inzwischen Dozentin an der Kunstakademie Düsseldorf – liegt diese Idee zugrunde.*

*Eine Prager Künstlerin weist aus ihrer Erfahrung kommend in beeindruckender Weise darauf hin, was Kunst den Menschen – ob kirchlich oder nichtkirchlich gesinnt – heute bedeuten könnte. In einer Zivilisation, die sich immer mehr der Oberflächlichkeit verschreibt, vermag*

die Kunst „das Handgreifliche an der Wirklichkeit als das Vordergründige ... entlarven bzw. in dieser vermaterialisierten Welt Einblicke ... gewähren in die Tiefe“ (Kveta Hryšlova).

Die Akademie konnte zum diesjährigen Aschermittwochsvortrag den international berühmten Kunsthistoriker Professor Dr. Werner Hofmann aus Hamburg gewinnen. Bis 1969 amtierte er in Wien als Gründungsdirektor des Museums des 20. Jahrhunderts und war bis 1990 Direktor der Hamburger Kunsthalle. Sein 1996 erschienenes Buch trägt den Titel „Das entzweite Jahrhundert. Kunst zwischen 1750 und 1830“ und handelt von der europäischen Kunst im Zeitalter der Revolution. Prof. Hofmann ist u.a. Mitglied der Akademie der Künste in Berlin und der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt.

In seiner Predigt zum Aschermittwoch-Gottesdienst führt Bischof Dr. Walter Kasper aus:

...

*Das Verhältnis zwischen Kunst und Kirche ist in unserer Zeit nicht einfach. Ja, wenn wir aufrichtig sind, müssen wir sagen: Es ist in mancher Hinsicht sogar deprimierend. Oft scheint es so, als würden zeitgenössische Kunst und Kirche in unterschiedlichen Sprachen sprechen, ohne daß die eine die Sprache des anderen beherrscht und versteht. Da hilft es nicht viel weiter, einfach nur die große Vergangenheit christlicher Kunst zu beschwören. Die Kunst hat sich größtenteils von der christlichen Überlieferung emanzipiert.*

*Und dennoch: Die Beziehung zwischen Kirche und Kunst ist keineswegs am Ende. In ihrem Fragen und Suchen, aber auch in ihrem Anspruch bleiben Kunst und Kirche aufeinander angewiesen. Denn der Kunst wie der Kirche geht es letztlich um den Menschen, um den ganzen Menschen mit all seinen Ängsten, Hoffnungen und Sehnsüchten, wie auch immer sie sich artikulieren. Anders formuliert: Es geht der Kirche wie der Kunst um die ungeschminkte, volle Wahrheit des menschlichen Lebens.*

...

*Die zeitgenössische Kunst hat, wenn ich richtig sehe, im Unterschied zum allgemeinen Lebensgefühl einen sehr ausgeprägten Sinn für die Vergänglichkeit und Todesverfallenheit dieser Welt. Dies zeigt sich nicht nur in der Formgebung, sondern auch in den verwendeten Mate-*

*rialien. Die Gegenwartskunst verweist auf die Wahrheit hinter den Fassaden unserer Konsum- und Unterhaltungswelt. Sie paßt sich nicht an die Maßstäbe bürgerlichen Glücks an. So erfüllt sie eine wichtige prophetische Funktion. Sie kann den Menschen die Augen öffnen dafür, wie es in Wahrheit um sie steht. Sie kann zum Anstoß werden für eine neue, ehrlichere Sicht des eigenen Lebens.*

*Auch gegenüber der Religion nimmt die Kunst eine prophetische Funktion wahr. Religionen, vor allem die neuen religiösen Bewegungen, müssen sich die Frage gefallen lassen, ob sie nicht allzu oft der Versuchung erliegen, als religiös bezeichnete Bedürfnisse des seelischen Gleichgewichts und des inneren Wohlbefindens in diesem Leben zu befriedigen oder einfach auf das Jenseits zu vertrösten. In beiden Fällen würden wir allzu billig über das brutale Faktum des Todes hinweggetröstet. Der religiöse Mensch selbst muß sich fragen, woraus er seine Hoffnungen auf ein Leben nach dem Tod eigentlich schöpft.*

*Gegen die Versuchung der Jenseitsvertröstung oder der Ästhetisierung des Todes ist – wie die Geschichte lehrt – auch die christliche Verkündigung nicht gefeit. Vielleicht ist dies eine Wurzel der Skepsis, mit der zeitgenössische Künstler der Kirche begegnen. Wenn ich mich nicht täusche, haben viele Gegenwartskünstler den Eindruck, die Kirche bleibe nicht hart genug bei der Sache, sie sei zu schnell mit glatten Antworten bei der Hand und überspringe dabei die Abgründe der Realität.*

...

*Liebe Freundinnen und Freunde der Kunst! Tod und Leben: Die mit diesem Thema aufgeworfenen Fragen werden immer die Schnittpunkte sein, an denen Kunst und Religion, Kunst und Kirche zusammentreffen. Das gilt auch dann, wenn die Antworten unterschiedlich ausfallen oder wenn die Kunst sich der Antwort enthält, auch dann, wenn keine christlichen Motive zitiert werden. Wenn wir uns nur erst genug auf diese Frage einlassen, da werden wir voneinander zu lernen haben, werden wir einander etwas mitzuteilen haben.*

Literaturhinweis: Der Vortrag ist publiziert in der Kleinen Hohenheimer Reihe, Band 29: Werner Hofmann, Über das Religiöse in der „Modernen Kunst“, Stuttgart 1996, ISBN 3-926297-60-3.



Georg Dlugosch hat im Schwarzwälder Boten vom 15.3.1996 den Aschermittwoch kommentiert:

## **Bild und Wort dienen beide der richtigen Verständigung**

### **Religiöses in der modernen Kunst – Treffen in der katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart**

„Desolat“ ist das Verhältnis zwischen Kunst und Kirche. Bischof Walter Kasper macht sich über die augenblickliche Lage keine Illusionen. Aber der Dialog soll nicht abgebrochen, sondern verstärkt werden. Einen Raum für die Begegnung zwischen Künstlern und Kirchenvertretern bietet bereits traditionell die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Zwar hat sich die Beziehung zwischen Kunst und Kirche seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts stark gelockert, und es entstand ein breiter Graben. Aber beide Welten brauchen sich gegenseitig, wie dies auch Papst Johannes Paul II. in seiner Ansprache vor Künstlern und Publizisten 1980 bei seinem Besuch in Deutschland und 1983 vor Künstlern Österreichs unterstrichen hat. Kunst und Religion haben es mit den Grundfragen der menschlichen Existenz zu tun. Themen wie Schuld und Gnade oder Verstrickung und Erlösung bilden den Brückenschlag.

### **Empfänglich für neue Reize**

Gerade zum Beginn der Fastenzeit nimmt die katholische Akademie diesen Dialog alljährlich auf. Der fastende Mensch wird besonders empfänglich für neue Anreize. Das Anliegen der Kunst, den Menschen zu sich selbst zu führen, rührt aus dem gleichen Interesse. Allerdings kann Kunst nur aufgrund einer gemeinsam antwortenden Weltdeutung Ausdruck und Mitteilung sein. Diesen Bogen zu schlagen, versteht der Kunsthistoriker Werner Hofmann, der bis 1969 in Wien als Gründungsdirektor des Museums des 20. Jahrhunderts amtierte und bis 1990 Direktor der Hamburger Kunsthalle war. Für manche provokativ, für das anwesende Publikum eher selbstverständlich und vertiefend, erläuterte Hofmann das „Religiöse in der modernen Kunst“. Als Instrumente der Verständigung über religiöse Aussagen machen sich Bild und Wort gegenseitig Konkurrenz. Der Streit um die Eindeutigkeit ihrer Aussagen ist nahezu so alt wie die Philosophie. Im Mittelalter konnte das Bild aufgrund der ungebildeten Bevölkerung einen Vorteil für sich verbuchen. Papst Gregor der Große hatte das Wort für die Lesekundigen vorgezogen und das Bild als Notlösung

für die Ungebildeten angesehen. Die Reformatoren verlagerten die Debatte von der Anschauung auf die Reflexion. Luther sieht das Bild an sich als wertneutral an, die Botschaft sei abhängig vom Betrachter. So erwächst die protestantische Skepsis, daß ein Bild nicht eindeutig ist und einer Erklärung bedarf. Damit wird das Bild zwar entlastet, es wird aber auch notwendig, daß seine Botschaft hinterfragt wird.

### **Selbst Beuys suchte seine Gemeinde**

Damit rückt die Kunst in einen unbegrenzten Freiraum. Sie gerät aber gleichzeitig in die Gefahr der Beliebigkeit. Die Avantgarde des 20. Jahrhunderts ist schließlich nicht nur angewiesen auf das Wort, sondern der Deutung geradezu ausgeliefert. Dabei sind die entscheidenden Wege nicht nur Schritte in Neuland, sondern sie beruhen auf religiösem Gedankengut.

Die Beschränkung auf das Sicht- und Tastbare wird zum Alpdruck für die Kunst. Der Maler Kandinsky versucht, sich davon mit gegenstandsfreien Bildern zu lösen. Er sieht seine Kunst als Erlösung an und bedient sich biblischer Metaphern. Der Kunsthistoriker Hofmann interpretiert Kandinskys Arbeit sogar als revolutionäre Malerei in der Nachfolge Christi. Bei Piet Mondrian erhält die Kunst neben der Religion eine das ganze Leben prägende Offenbarung. Seine Werke sollen eine vorbereitende Rolle erhalten: Dann erscheine wieder die Welt in paradiesischer Schönheit.

Hofmann verweist auf ein konfessionelles Grundmuster. In protestantischen Gegenden setzen sich die bildlosen Künstler durch. Das Bauhaus liege genau an der Schnittstelle. Der Surrealismus finde bezeichnenderweise in Spanien starke Bedeutung. Auch Josef Beuys lasse sich religiös interpretieren. Er suchte laut Hofmann seine „Gemeinde“, die sich von ihm erwecken und heilen ließ. Selbst sein Werk sei „katholisch“ in der Gebärde des Zeigens und Erlösens.

Der Wettstreit zwischen Bild und Wort führte zu einer gegenseitigen Bemächtigung, die mit der Vertiefung auch eine Verrätselung der Kunst erfährt. Für die spannungsvolle Begegnung ist allerdings auch ein Dach notwendig, unter dem sie stattfinden kann.

Die katholische Akademie versteht sich in dieser Rolle eines Moderators. Akademiedirektor Gebhard Fürst betonte, daß die Kirche „nicht allein Sozialstationen, sondern auch Kunststationen“ unterhalten müsse. Die Bedeutung der Kunst liege darin, das Handgreifliche an der Wirklichkeit als vordergründig zu entlarven und andere Einblicke zu vermitteln. Über Glanz und Elend des Menschen Tieferes zu erfahren, sei ebenfalls Aufgabe der Kunst, erklärte Domkapitular Werner Groß.



*Das Gebläs, 1993, Öl und Tempera auf Leinwand, Ausschnitt*

## Kirsten Lampert

### Malerei

7. Februar – 17. Mai  
 Stuttgart-Hohenheim  
 Vernissage: 7. Februar  
 125 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### *Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

#### *Vortrag:*

Stefan Mischer, Hamburg

#### *Musik:*

Ortrud Kegel, Köln

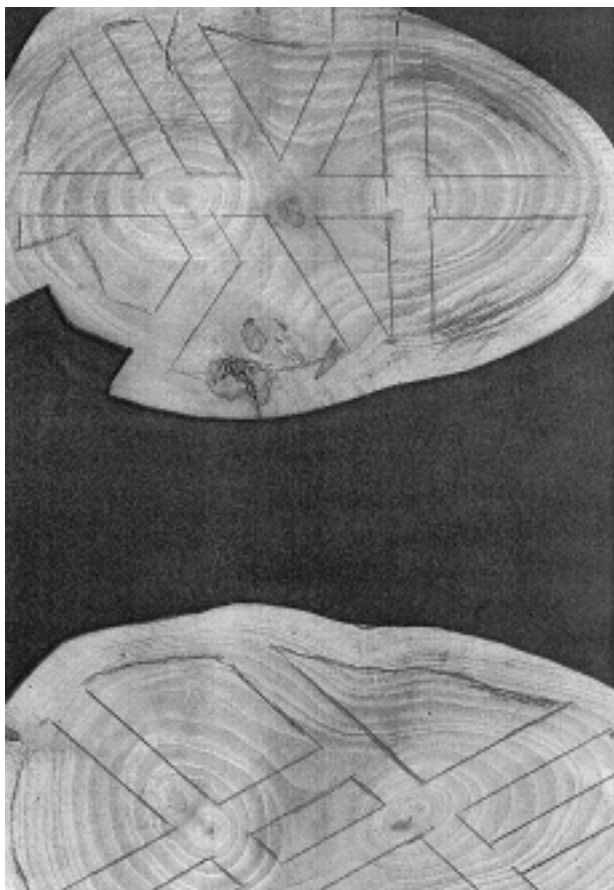
Daniela Mack, Stuttgarter Zeitung vom 22. Februar 1996

### „Der Plan bin ich selber“

Ein Hase auf Schlittschuhen, ein galanter Harlekin, ein stolzer Rittersmann: Kirsten Lampert erzählt mit Pinsel und Feder viele ganz persönliche Erinnerungsstücke – an das Dekor des Aschenbechers in einem Pensionszimmer, an eine Figur aus Meißner Porzellan oder an ein Erlebnis der „leidenschaftlichen Burggängerin“, als die sie sich selbst bezeichnet. Kurz, Kirsten Lampert malt, was ihr besonders am Herzen liegt. Ganz spontan fügen sich die verschiedenen Erzählebenen zum Bild zusammen. „Der Plan bin ich selber“, sagt die 1959 in Pforzheim geborene Künstlerin, die in Stuttgart, Karlsruhe und zuletzt in Düsseldorf studiert hat. Bis zum 17. Mai zeigt die „Kunst-Raum-Akademie“ im Hohenheimer Tagungshaus der Diözese Rotenburg-Stuttgart Gemälde und Zeichnungen aus den vergangenen beiden Jahren.

An den Wänden im Foyer breitet sich ein Bilderfries aus, der die einzelnen Werke motivisch und farblich eng zusammenspannt. Immer wieder tauchen dieselben Versatzstücke auf. Am Anfang der Reihe von insgesamt achtzehn Bildern standen abstrakte Gemälde mit floralen Motiven. Barock an-schwellende Formen – Linien, Blasen, Ornamente – umrahmen: nichts. Kirsten Lampert spart die Bildmitte aus. Sie läßt den Naturton der Nesselfarbe stehen, denn ihre Arbeiten sollen leicht und heiter wirken. – „Das entspricht viel eher meinem Gemüt“, meint die Künstlerin. Auch ihre Farben – Eitempera mit Öl – leuchten unvermischt hell, werden nie übermalt. Man mag ihre Arbeiten als bloße Fingerübungen abtun, zumal Kirsten Lampert in Düsseldorf das „akademischste“ aller Fächer, nämlich Aktzeichnen, lehrt. Aber ihr eigenes Schaffen lebt aus der Phantasie, aus der Lust zur spielerischen Überfülle. Damit setzt die ehemalige Meisterschülerin von Markus Lüpertz eine sinnfrohe, figurative Malerei gegen die kopflastige Konzeptkunst der achtziger Jahre.

Unbekümmert bedient sich Kirsten Lampert aus dem großen Fundus der Kunstgeschichte. Dabei dominiert ihre Faszination für das Mittelalter, für traditionelle Stoffmuster (Schottenkaro) ebenso wie für das Sternengewölbe im Prager Veitsdom. Besonders beeindruckt hat die Malerin ein Gekreuzigter des Trecento-Meisters Cimabue. Zwar lehnt Kirsten Lampert, die immerhin einige Semester Theologie in Kassel studiert hat, den christlich-religiösen Anspruch für ihr Werk ab. „Nein“, betont sie, an der Figur des Gekreuzigten interessiere sie vor allem die Leiblichkeit. Und so taucht in der zunächst ausgesparten Bildmitte, zwischen körperhaft-konkreten menschlichen Figuren und abstrahierten pflanzlichen Ornamenten, immer wieder der pralle Christusleib mit den schwellenden Bauchmuskeln und dem überbreiten Schoß auf.



Klaus Simon, „Kopffolylabyrinth“, Laserkopie, 1995,  
15,3 x 10,5 cm

# Klaus Simon

## Skulpturen und Arbeiten auf Papier

31. März – 16. Juni

Weingarten

Vernissage: 31. März

61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

*Vortrag:*

Dr. René Hirner, Heidenheim

*Musik:*

Michael Jäckel, Alsbach,

Shakuhachi-Flöte

Anton Wassermann, Schwäbische Zeitung vom 1.4.1996

## Archaische Skulpturen, mit der Ketten- säge aus alten Bäumen geschnitten

Weingarten – Nach einem Bildhauersymposium im Sommer 1992, bei dem er den Kapellenraum neu gestaltet hat, ist Klaus Simon jetzt ein weiteres Mal mit einer eigenen Ausstellung mit Holzskulpturen und Arbeiten auf Papier im Weingartener Tagungshaus der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart vertreten. Dr. Justinus Maria Calleen, Akademiereferent für Bildende Kunst, eröffnete gestern vormittag im Beisein zahlreicher Besucher eine Ausstellung, die noch bis zum 16. Juni, werktags von 9 bis 16 Uhr, samstags und sonntags auf Anfrage, zu sehen ist. Dr. René Hirner, Leiter des Kunstmuseums Heidenheim, gab eine Einführung. Der Musiker und Bildhauer Michael Jäckel gab mit seinem Spiel auf der japanischen Shakuhachi-Flöte, einem aus einem Bambusrohr gearbeiteten Instrument, den passenden meditativen musikalischen Rahmen.

Die Holzarbeiten Klaus Simons, die auf den Fluren im Erd- und ersten Obergeschoß und im Treppenhaus vorzufinden sind, führen den Besucher gleichsam hin zu dem befremdlich wirkenden Kapellenraum. Im Erdgeschoß hängen an den Wänden kleinformatige Papierarbeiten. Es handelt sich dabei um Bilder, die mit Hilfe eines Farbkopie-

ers hergestellt worden sind. Auf einem diffus dunklen Hintergrund erkennt der Betrachter erst bei näherem Hinsehen einfache geometrische Figuren. Diese Figuren finden sich auf den Holzskulpturen wieder.

Hier liegen bzw. stehen Baumscheiben, die mit einer Kettensäge grob bearbeitet worden sind. Sie enthalten außen zumeist mehr oder weniger tiefe Einkerbungen. In ihrem Inneren sind halbrunde oder eckige Aussparungen eingearbeitet. Wenn diese Skulpturen flach auf dem Boden liegen, werden sie zu einem Teil der Architektur des Fußbodens, wie Dr. René Hirner in seiner Einführung sagte, und wirken wie ein Labyrinth. Aufgerichtet und im Gegenlicht betrachtet, kommt ihr archaischer Charakter besonders stark zur Wirkung.

Im Gegensatz dazu stehen die kleineren Holzskulpturen, die zumeist über der Augenhöhe der Betrachter an den Wänden angebracht sind. Es handelt sich um halbrunde oder ovale Gebilde, die in ihrer Oberfläche auffallend fein gearbeitet sind. Aus dem Rahmen fallen auch die beiden rechtwinklig zusammengefügt und aus verleimten Balken bearbeiteten Skulpturen auf dem Plateau des Treppenhauses. Sie sind mit großer Sorgfalt nach Art indianischer Einbaum-Boote ausgehöhlt.

Klaus Simon – das betonten beide Redner in ihren Einführungsvorträgen – behandelt das Holz nicht wie ein beliebig verformbares Material. Für ihn sind seine Skulpturen weiterhin lebende Bäume, die durch seine Bearbeitung in ihrer ursprünglichen Gestalt überhöht beziehungsweise besonders herausgestellt sind. Der Bildhauer verwendet ausschließlich Stämme, die aufgrund ihrer langen Liegezeit oder infolge von Sturmschäden nicht mehr wirtschaftlich nutzbar sind. Morsche und kranke Teile schneidet er mit seiner Kettensäge heraus. Dadurch entstehen natürliche Formvorgaben in ihrem Kern, aber auch in ihrer äußeren Gestalt. Und diese sozusagen organisch gewachsenen Formen führt er nach seinem gestalterischen Willen fort. Obwohl sich Klaus Simon nicht als religiöser oder christlicher Künstler versteht und seine geistige Autonomie und die seiner Arbeiten sogar besonders betont, findet sich in seinen Skulpturen wiederholt die Form des Kreuzes oder des Doppelkreuzes. Zwei dieser in Doppelkreuzform gearbeiteten Werke finden sich in dieser Ausstellung. Beide sind offenkundig aus demselben Doppelstamm geschnitten. Zufällig traf die Säge des Bildhauers dabei auch auf einen zwischen den beiden Baumstämmen eingeschlossenen Stein, der wie ein Embryo im Mutterleib wirkt.

Doch die Bilder und Skulpturen Klaus Simons lassen vielerlei Deutungen zu. Dr. Calleen zitierte dazu aus dem Buch „Vom Baum der Erkenntnis“, in dem der Schriftsteller Sigmund Graff bemerkt: „Jedes Kunstwerk ist eine Skizze, die erst durch unsere Phantasie vollendet wird.“

# Klaus Simon

## Finissage und Präsentation

### Werkstatt- und Ateliergespräch mit einem kunsthistorischen Vortrag und der Präsentation des neuen Kapellenführers

13. Juni  
Weingarten  
18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### Tagungsleitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

#### Referenten:

Dr. Stefan Mann, Städtisches Kunstinstitut, Frankfurt  
Klaus Simon, Krefeld

Schwäbische Zeitung vom 26. August 1996

## „Ein eigen-artiger Ort der Stille, der Konzentration, der Meditation“

In der Schriftenreihe der Diözesan-Akademie ist jetzt ein Bändchen über die Kapelle in der Weingartener Außenstelle erschienen

Einen größeren Kontrast hätte Klaus Simon kaum herstellen können. Hier der prunkvolle Kirchenraum, der kein barockes Schmuckwerk ausläßt – da ein an Kargheit nicht zu übertreffender Raum mit fast grobschlächtiger Einrichtung. Beide dienen sie demselben Zweck, sind sie Andachtsräume, in denen sich Gläubige zum Lob Gottes versammeln oder im meditativen Gebete versinken. Beide finden sie Platz auf dem Martinsberg: die Basilika und die Kapelle der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Der Weingartener Akademie-Kapelle von Klaus Simon ist ein 28seitiges Bändchen gewidmet, das dem Besucher ein Führer im Andachts-Raum sein und ihm den Blick in das künstlerische Schaffen von Klaus Simon geben will. Verfaßt hat die Schrift und mit aussagekräftigen Fotos versehen Dr. Justinus Maria Calleen. Calleen ist als Referent der Akademie für bildende Kunst Nachfolger von August Heuser und Iris Gniosdorsch, die auf dem Martinsberg die Sym-

Symposien für zeitgenössische Kunst initiiert beziehungsweise weiterentwickelt haben.

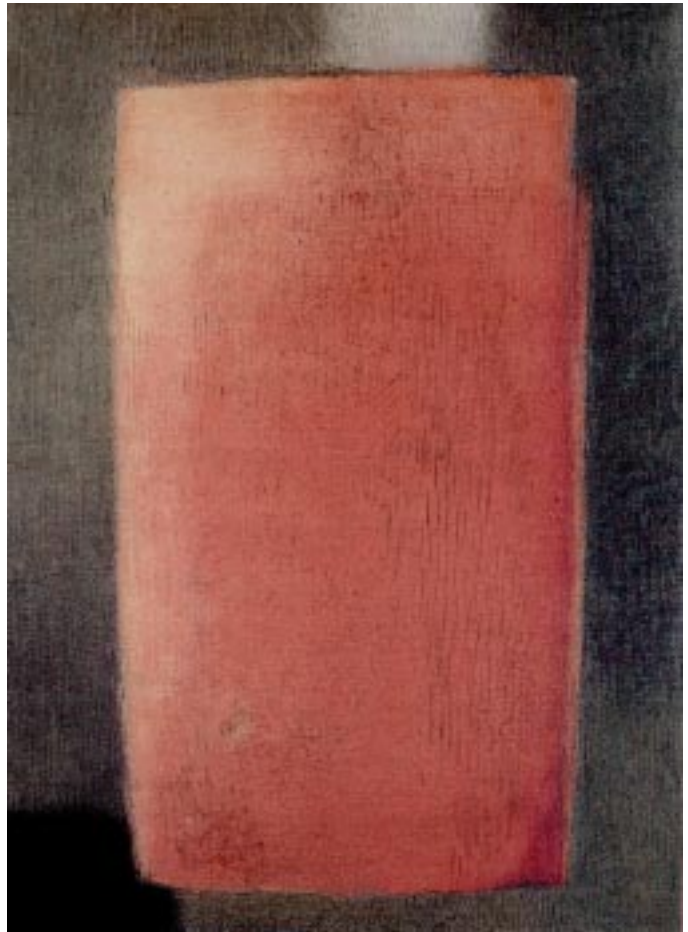
Einleitend würdigte Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst die Arbeit Simons, die während des dritten Bildhauersymposiums im Sommer 1992 auf dem Weingartener Martinsberg ihren Anfang nahm. Die Akademie verdanke dem Krefelder Künstler „mitten in der barocken Welt des Klosters Weingarten und der oft geschäftigen Atmosphäre des Tagungsgeschehens der Akademie einen eigen-artigen Ort der Stille, der Konzentration, der Meditation und der Feier der Eucharistie von hoher Qualität und Intensität; einen Ort, der gleichzeitig zu einem Anziehungspunkt für Menschen geworden ist, die sich für zeitgenössische Kunst und die ihr eigene Spiritualität interessieren.“

Neben dem üppigen Barock nimmt sich Simons Kapelle fast wohlthuend karg aus. Dr. Calleen zitiert den Bildhauer in seinem Kapellenführer, den er unter den Titel „Schon die Formfrage ist die Frage nach dem Inhalt“ stellt: „Es tut gut, wenn man einen Raum der Kargheit hat.“ Der Autor stellt am Künstler ein „sinnliches wie suchendes Verhältnis zu Räumen“ fest. Die romanische Kargheit der Kapelle unterstreiche Simon durch seine Einrichtung, die bewußt auf jegliches Dekor verzichte. „Sakro-Pop“ und „der oberflächlich andächtige, sentimental banalisierende Betroffenheitskult der dienenden Kirchenkunst“ seien ihm „nicht nur künstlerisch ein Greuel“.

Für den Laien verständlich erläuterte der Kunstreferent dem Kapellenbesucher die Arbeitstechniken, derer sich Klaus Simon während seiner dreijährigen Arbeit bedient hat. Sprachlich anspruchsvoll und keineswegs oberlehrerhaft interpretiert Calleen Simons künstlerische Umsetzung eucharistischer und sakraler Handlungen und Orte und läßt dabei dem Betrachter die Chance, meditierend das Gesehene nachzuerleben.

Das grafisch reizvoll gestaltete Büchlein, das am breiten Rand jeder Textseite die zentralen Gedankengänge oder wichtigen Zitate in Fettdruck wiederholt, ist reich bebildert. Die Schwarz-Weiß-Fotos mit dem liebevoll-akribischen Blick für Details, die aber das Gesamte nicht in Vergessenheit geraten lassen, stammen vom Autor.

Zu beziehen ist der in der Schriftenreihe der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart erscheinende Kapellenführer (zwölf Mark), herausgegeben von Dr. Justinus Maria Calleen, von der Akademie, Im Schellenkönig 61, 70184 Stuttgart.



Georg Meistermann, „Fastentuch – Fahles Rot“, 1958,  
Öl auf Leinwand, 140 x 100 cm

# Georg Meistermann

## Zu Ehren seines 85. Geburtstages

### Graphiken, Zeichnungen, Glasfenster, Kartons und Malerei

12. Juni – 20. Oktober  
Stuttgart-Hohenheim  
Vernissage: 12. Juni  
61 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### *Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

#### *Vortrag:*

Prof. Dr. Edeltrud Meistermann-Seeger, Köln  
Helmut Hagedorn, Bürgermeister der Stadt Wittlich

#### *Musik:*

Christoph Enzel, Schwaigern  
Tobias Fuchs, Leingarten

Birgit Spaeth, Stuttgarter Zeitung vom 19. Juni 1996

### Frei wie ein Vogel

„Das Bemühen, für die Kirche zu arbeiten, ist nur der Wunsch, dem Herrn die Zinsen darzubringen für das Kapital, das ich bekommen habe“, so beschrieb es einst der Maler, Bildhauer und Glaskünstler Georg Meistermann. Seine äußerst kritische Einstellung gegenüber der Kirche stand diesem Bemühen nie im Wege. Für Meistermann gehören Kunst und Kirche zusammen, weil „die menschliche Natur nirgends besser dargestellt wird als in der Kunst“. Anlässlich seines fünf- und achtzigsten Geburtstages zeigt die Akademie der Diözese Rottenburg nun in Hohenheim Graphiken, Zeichnungen, Glasfenster und Ölmalerei des 1990 verstorbenen Meisters der Abstraktion, der auch als Porträtist, etwa von Walter Scheel und Willy Brandt, von sich reden machte. Die siebziger Jahre bildeten zwar den Höhepunkt seines kulturpolitischen Einflusses (als Präsident des Deutschen Künstlerbundes), doch ein politischer Mensch war Meistermann immer. Als Dreißigjähriger hatte er den Eid auf Adolf Hitler ver-

weigert, mußte daraufhin die Düsseldorfer Akademie verlassen und blieb sein Leben lang dort, wo es ihm nötig schien, ein Querulant. So gab er nach nur drei Jahren Lehrtätigkeit seine Stelle an der Frankfurter Städelschule 1955 wieder auf: aus Protest gegen die Reglementierung eines Kollegen durch die Stadtväter. Eine ordentliche Professur in Düsseldorf, wenig später eine weitere in Karlsruhe und der Vorsitz in verschiedenen wichtigen Künstlerorganisationen ließen ihn keineswegs müde werden. Heinrich Böll hatte Meistermann zu seinem siebzigsten Geburtstag als „politischen Menschen, nicht aber politischen Maler“ charakterisiert.

Tatsächlich sprechen die vierundzwanzig ausgestellten Bilder eine Farb- und Formensprache der Innerlichkeit. Die meditativen Farbflächen des jungen Meistermann der fünfziger Jahre tauchen auch im Spätwerk sinngemäß wieder auf. In den abstrakten Ölbildern will Meistermann, ebenso wie in seinen Grafiken und den Fensterbildern, „die Farbe zum Schwingen bringen“. Die gezeigten Werke sind deshalb von seinem Enkel, dem Kunstreferenten der Diözese, Dr. Justinus Maria Calleen, rund um das Motiv des „Schwingens“ ausgewählt worden. Die räumliche Öffnung vieler Bilder nach rechts oben hin, der feste Abschluß am Bildrand und in freudige Farbigkeit aufgelöste Kreuzmotive illustrieren eine Lieblingsstelle des vielseitigen Künstlers aus der Bibel auf immer neue Weise: „Ich will meine Seele freilassen wie einen Vogel.“

Interview von Thomas Moritz Müller für das Katholische Sonntagsblatt vom 7. Juli 1996

### Kompromißlos aus dem Glauben

Eigenwillig, streitbar, kantig: Der Maler Georg Meistermann hat sich stets leidenschaftlich zu seinen katholischen Wurzeln bekannt und sich gleichzeitig nie gescheut, die Kirche heftig zu kritisieren. Er mischte sich in die Politik ein und ließ doch keinen Zweifel daran, daß Kunst und Politik säuberlich voneinander zu trennen seien. Sechs Jahre nach seinem Tod – zu seinem 85. Geburtstag – präsentiert die Akademie der Diözese bis 26. Juli und vom 26. August bis 20. Oktober Arbeiten des Künstlers im Tagungshaus in Stuttgart-Hohenheim. Das KS sprach mit dem Kunstreferenten der Akademie, Justinus Maria Calleen, der sich als Enkel und Nachlaßverwalter Meistermanns intensiv mit dessen Werk beschäftigt hat.

*Schwingen tauchen in verschiedenerlei Formen und Farben in der von Ihnen konzipierten Hohenheimer Ausstellung auf. Was bedeuten sie im Werk Meistermanns?*

Entstanden sind die Schwingen aus frühen Vogeldarstel-

lungen Meistermanns. Vögel stehen bei ihm für Befreiung, für Loslassen und Überwinden. Später hat Meistermann sie durch die reduzierte Form der Schwinge ersetzt. *Um welche Freiheit geht es Meistermann?*

In erster Linie um politisch-gesellschaftliche Freiheit, aber auch um die Ausprägung eines verantwortlichen Ich-Bewußtseins. Entscheidend für ihn war dabei die Erfahrung des Nationalsozialismus, unter dem er schon in jungen Jahren als „entarteter Künstler“ verfeimt war. Eine wichtige Rolle spielt aber auch noch eine andere Idee von Freiheit, von der es bei Ezechiel heißt: „Meine Seele will aufsteigen wie ein Vogel.“ *Meint Meistermann diesen Aufstieg der Seele religiös?*

Für Meistermann war der christliche Glaube eine entscheidende Grundlage seines Handelns. Er fühlte sich vom „göttlichen Funken“ inspiriert. Er erzählte, daß er im Dritten Reich täglich das Brevier las und aus seiner Glaubensfestigkeit die Kraft für seinen Widerstand schöpfte.

*Woher nahm er die Glaubensstärke?*

Seine Eltern haben ihm einen selbstbewußten, aber auch lebendigen Katholizismus vorgelebt. Gebet, Kirchengang und die Überzeugung, daß das Leben von Gott komme, waren selbstverständlicher Teil des familiären Alltags. Meistermann hat diese Art des Glaubensvollzugs eine Kraft gegeben, die ihm niemand nehmen konnte.

*War das ein kirchennaher Katholizismus?*

Nach einem für ihn sehr enttäuschenden Erlebnis mit dem Erzbischöflichen Bauamt in Köln während der Nazi-Zeit war Meistermann sehr verbittert, daß sich die Kirche in seinen Augen zu sehr mit dem Nationalsozialismus eingelassen hatte. Er warf ihr vor, sich im Laufe der Geschichte stets zu wenig um das Heil der Menschen bemüht, sondern um ihres eigenen Heils willen mit den Mächtigen paktiert zu haben.

*Merkwürdig, daß er trotz dieser kritischen Haltung immer wieder Aufträge aus dem kirchlichen Raum entgegengenommen hat.*

Meistermann sagte: „Ich mache Propaganda für den christlichen Glauben, ich mache ganz sicher keine Propaganda für die Kirche.“ Er wollte seine ganze Arbeitskraft für seinen Schöpfer einsetzen. Er sprach von sich als einem „christlichen Kapitalisten“, der vom Herrgott Kapital – damit meinte er seine Talente als Maler – bekommen hätte. Seine Aufgabe sei es, mit diesem Kapital Zinsen zu erwirtschaften und dem Schöpfer in Form seiner Arbeiten im kirchlich-sakralen Raum zurückzuerstatten.

*Das tat er dann auch – als Freskomaler und als Glaskünstler. In der Glaskunst – Beispiele aus seinem Werk sind in Hohenheim zu sehen – gilt Meistermann international als Bahnbrecher. Warum?*

Nach dem Niedergang der Glasmalerei, die ihren Höhepunkt in der Gotik erlebt hatte, wurde sie erst im 20. Jahrhundert in Deutschland als künstlerisch selbständiges Medium wie-

derentdeckt. Meistermann spielt dabei insofern eine bedeutende Rolle, als er sie mit einer eigenen Sprache über das rein Dekorative hinaus zu einer eigenständigen Kunstform entwickelte. Dabei handhabte er die Elemente Linie und Farbe etwa in den Kirchenfenstern von St. Gereon in Köln oder in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin so virtuos wie niemand zuvor.

*Kommen wir noch einmal auf den Katholiken Meistermann zurück. Wie hat denn die Kunstszene sein Bekenntnis zum Glauben und trotz aller Kritik an ihr auch zur Kirche aufgenommen?*

Viele Kollegen waren der Meinung, ein Künstler mit einer solchen Einstellung verkaufe seine Seele und könne nicht eigenständig handeln und wirken. Doch Meistermann hat für seinen künstlerischen Ruhm seine religiöse Identität nie aufgegeben. Aber ebensowenig hat er sich innerkirchlich angepaßt. Heute wird er wegen seiner Kompromißlosigkeit gerne zitiert – innerkirchlich, weil er zugleich künstlerisch überzeugt hat, und außerkirchlich, weil er sich keinem Zeitgeist unterwarf.

## Eva-Maria Reiner

### Garderobe – Installation und textile Objekte

5. November – 19. Dezember 1996, 9. – 15. Januar 1997

Stuttgart-Hohenheim

Vernissage: 5. November

123 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

*Vortrag:*

Dr. Renate Damsch-Wiehager, Esslingen

*Musik:*

Roland Graeter – „Novemberbagatellen“

für Violoncello, Stimme, Gestik, kleine Perkussionsinstrumente und Gegenstände ad libitum



„Garderobe“, 1996, verschiedene textile Materialien

Thomas Moritz Müller, Kath. Sonntagsblatt, 17.11.1996

## Eine Hülle macht noch keinen Menschen

Jacken in beige, braun, schwarz und blau, kariert und uni, achtsam aufeinandergelegt, die abgetrennten Ärmel an Bügeln sorgfältig an die Wand gehängt: Die Installation „Garderobe“ von Eva-Maria Reiner verwandelt das Foyer der Akademie der Diözese in Stuttgart-Hohenheim bis 15. Januar in eine Art Gewand-Haus.

Daß die abgelegten Hüllen meist männlicher Garderobe entstammen, sei keine Absicht, sagt die 36jährige Künstlerin, es befänden sich auch Damenjacketts unter den ausgestellten Körperhüllen. In der Jacke sieht sie ein geschlechtsunabhängiges Zeichen für jedwede Bekleidung, da sie von Kopf bis zu den Gliedmaßen alle wesentlichen Körperteile sich dazudenken läßt.

Reiners Textilinstallationen und Stoffarrangements zeigen sich sperrig gegenüber Deutung und Interpretation. Die Stuttgarterin selbst gibt sich zurückhaltend, spricht lediglich davon, daß sie „die Hülle, die uns vertraut ist“, verfremden wolle, berichtet dafür aber um so bereitwilliger von den Formentdeckungen, die sie während des Arbeitens gemacht hat:

so etwa von den kreisförmigen Röhren, die ein Jackenärmel bekanntlich ummantelt, was sie zum Anlaß genommen hat, das Futter der besseren Erkennung wegen besonders zu betonen.

Wo es abgelegte Kleider gibt, sollte man das Vorhandensein von Entkleideten vermuten. Ob sich die Betrachter von Eva-Maria Reiners Textilkunst entlarvt und hüllenlos dünken, bleibt ihnen überlassen. Der Gedanke, Objekt einer sezierenden Betrachtung zu werden, könnte ihnen kommen, wenn sie den als „Schnitte“ bezeichneten Blättern gegenüber treten, die die Kunst-Raum-Akademie im Vortragssaal ergänzend zu den Textilarbeiten präsentiert: Auf weißem Papier zeichnen sich da grellrot organische Formen ab – Querschnitte durch menschliche Hirnpartien und Wirbelsäulen, deren Vorlagen Reiner in anatomischen Lehrbüchern gefunden hat. Da scheinen sie nun plötzlich zu sein, die aus den Jacken geschlüpfen Körper. Aber nicht als Leibhaftige begegnen sie uns, sondern wie unters Messer gelegt, säuberlich zerteilt und dem Beschauer preisgegeben.

Da stehen wir nun, enthüllt und mikroskopiert, und fragen uns, auf welchen Verlust uns Eva-Maria Reiners ungewohnte Ansichten aufmerksam machen könnten. Und fürchten, es könnte die Seele sein.



Maria Lehnen, *Weiblicher Körper*, 1992,  
Acryl, Kreide, Papier auf Bettuch, 149 x 95 cm

Andreas Grunert, *Eingang und Ausgang*, 1986,  
Acryl auf Goldpapier, 100 x 75 cm, Ausschnitt

# Maria Lehnen

## Graphiken – Malereien – Plastiken – Installationen

1. – 19. Dezember 1996, 4. Januar bis 28. Februar 1997  
Weingarten

Vernissage: 1. Dezember

65 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Leitung, Eröffnung und Einführung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M. A.

*Musik:*

Philipp Stäudlin, Saxophon, Friedrichshafen

Andrea Heidinger, Schwäbische Zeitung, 2.12.1996

### Auf der Suche nach dem Ursprünglichen

Zeitgenössische Kunst in barocken Räumen – dieser Gegensatz macht den besonderen Reiz der „Kunst-Raum-Akademie“ auf dem Martinsberg aus. Seit Sonntag zeigt die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart Graphiken, Malereien, Plastiken und Installationen der in Mönchengladbach lebenden Künstlerin Maria Lehnen, die schon in ganz Deutschland ausgestellt hat.

Hauptthema der hiesigen Präsentation ist der menschliche Körper als Verkörperung des menschlichen Daseins überhaupt. Auf der Suche nach dem Ursprünglichen reduziert Maria Lehnen ihre Arbeiten fast bis zur Unkenntlichkeit. Sie verzichtet auf die Ausdifferenzierung von Armen und Beinen, Händen und Füßen, auf die Darstellung von Augen, Nase, Mund und Ohren. Manche ihrer Plastiken muten wie Mumien an, erinnern an die mit Lava überzogenen Toten von Pompeji.

Auch auf den Aquarellen findet sich diese Suche nach dem Universalen wieder. Mit wenigen Pinselstrichen hat die Künstlerin vier verschiedene „Blaue Liegende“ gezeichnet – viermal das gleiche Motiv, die gleiche Farbe, die gleiche Technik, und doch ist jedes Bild ein Unikat.

Die Materialien und Farben von Maria Lehnen, die nach sechsjähriger Tätigkeit als Krankenschwester von 1973 bis 1979 bei Professor Karl Bobek an der Kunstakademie in Düsseldorf studiert hat und seitdem freischaffend ist, sind sehr erd- und naturverbunden. Sie arbeitet mit Erde, Torf, Heu, Nesselstoff, Leinen, Kordel, Samt und Filz, mit Pigmenten, Kreide und Knochenleim. Immer wieder geben Bandagen den Figuren ihr spezifisches Aussehen. Dr. Justinus Maria

Calleen wies in seiner Eröffnungsrede bei der Vernissage am Sonntag darauf hin, daß „nicht so sehr das Leiden und der Tod, sondern vielmehr das Leben, die Verwandlung und vor allem das unerschütterliche Prinzip Hoffnung“ die Hauptthemen von Maria Lehnen sind. Ihre Überzeugung sei, daß in der Kunst größere Heilungskräfte stecken als in der Medizin. Die Werke von Maria Lehnen trügen überzeitliche und überräumliche Aggregatzustände in sich, in ihnen lebten Elemente des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen.

Maria Lehnen, die nicht als „Frauen-Künstlerin“ mißverstanden werden möchte, geht es vor allem um die Frage des Mensch-Seins. „Ich liebe es, eine Frau zu sein, aber mich interessiert mehr, was es heißt, Mensch zu sein, und dem versuche ich in meinen Bildern nachzugehen. Der Mensch braucht Bilder, und das ist das einzige, was ich über die Kunst und meine Arbeiten weiß“, wird sie zitiert.

Der Saxophonist Philipp Stäudlin aus Friedrichshafen gab auf seine Weise eine Annäherung an die ausgestellten Arbeiten. Er interpretierte nach einem Stück von Claude Debussy eine zeitgenössische japanische Komposition.



# Andreas Grunert

## Malerei und Zeichnung

30. Juni – 26. Juli

Weingarten

Vernissage: 30. Juni

111 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Leitung:*

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

*Vortrag:*

Sibylle Maus, Stuttgart

*Musik:*

Ulrike Eickenbusch, Stuttgart

Peter Engelhardt, Schwäbische Zeitung vom 1. Juli 1996

**Katholische Akademie zeigt Malerei und Zeichnung von Andreas Grunert**

### **„Aufzeigender Philosoph, verhüllender Magier, Sucher und Zweifler“**

Seine Kunst, so meint Justinus Maria Calleen, der Referent für bildende Kunst an der katholischen Akademie, lasse sich nicht ohne weiteres in die zwei Erscheinungsformen von Gegenständlichkeit oder Abstraktion einordnen. Das Formenrepertoire liege irgendwo in der Mitte – am ehesten im Übergang von gegenständlicher zur ungegenständlichen Konkretion. Calleen fügt hinzu: „Er ist aufzeigender Philosoph wie verhüllender Magier, genau beobachtender Analytiker wie ein in sich gekehrter Verletzter, ein Fragender, Suchender, Zweifelnder und bis zu einem bestimmten Grade auch ein Verzweifelter.“

Dieser Einordnungsversuch des Akademiereferenten gilt einem 49jährigen Künstler, dessen Arbeiten seit gestern auf dem Martinsberg zu sehen sind: dem in Chemnitz geborenen und in Stuttgart lebenden Andreas Grunert. Gezeigt werden Malerei und Zeichnungen, in denen, so hat Justinus Maria Calleen bei der gestrigen Vernissage hinzugefügt, trotz allen Fragens, Suchens und Zweifelns von Larmoyanz und Resignation keine Spur erkennbar sei. Und weiter: „Die Andeutung ist dem Künstler wichtiger als die

Erklärung, genauso wie er das verschlüsselte Geheimnis der erklärenden Offenbarung vorzieht.“

Der Lesart Calleens zufolge interessieren den Künstler vorrangig der Mensch und seine Existenz im Zusammenspiel von Natur und Schöpfung, wobei seine Figuren – seien sie als Mensch, Tier oder Landschaft – in all seinen Bildern als vereinzelte, einsame Wesen auftauchen. „Einmal bilden sie eine Einheit mit der Natur, und das andere Mal sind sie isoliert von ihr und lassen augenscheinlich keine unmittelbaren Bezüge erkennen.“

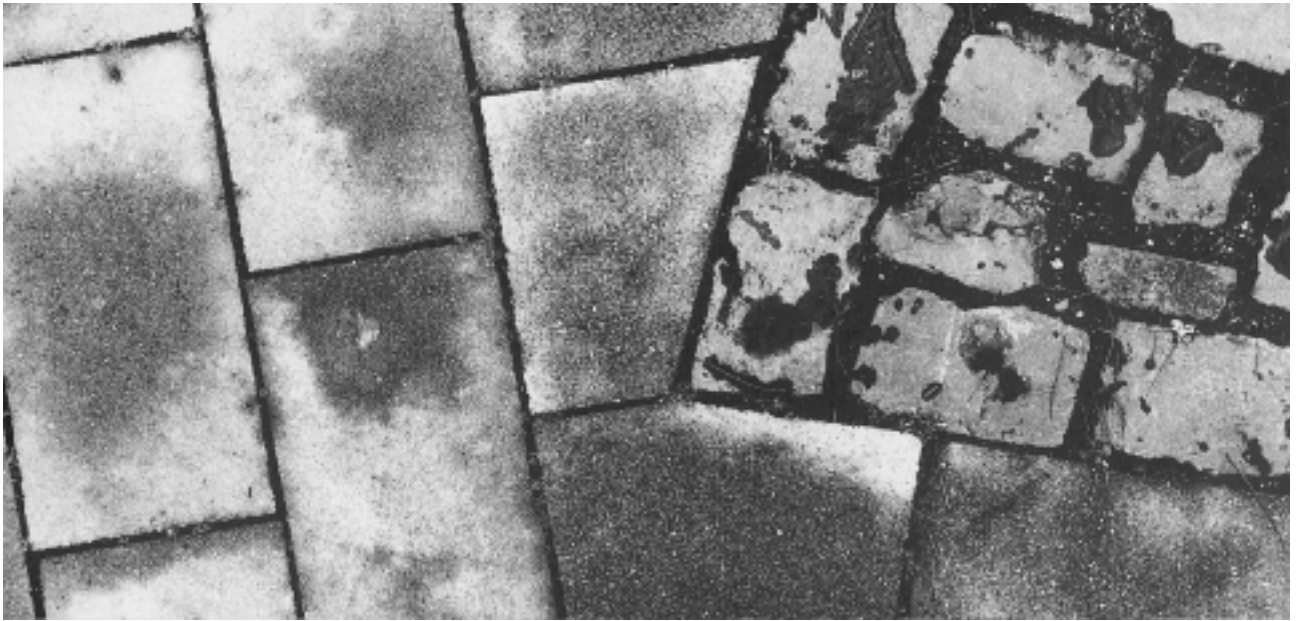
Als dominante Bildmetaphern macht Calleen in den Arbeiten Grunerts das Motiv des Alleingelassen-Seins und des Hinausgeworfen-Seins in die Welt dingfest. Sie klagten nicht an, noch provozierten sie, dafür stellten sie den Zustand der Widersprüchlichkeit und Zerrissenheit von Leben, Natur und Wirklichkeit dar. Ein Heilmittel oder gar eine Erlösung, so betont der Akademiereferent, wolle Grunert erst gar nicht anbieten. Daß aber etwas geschehen müsse, gehöre zum persönlichen Grundanliegen des Künstlers. Das Suchen-Wollen mache frei für neue Erfahrungs-Horizonte, das Finden-Wollen hingegen verenge den Blick auf den vermeintlich gesuchten Punkt der Gewißheit, definiert Calleen die geistige Haltung, in der Grunert seine romantische Sehnsucht preisgebe. Vielleicht, so fügt der Laudator hinzu, bediene er sich gerade deswegen des reduzierten, formen-

sprachlichen Repertoires der „Art Brut“.

Eine weitere Laudatorin, Sibylle Maus aus Stuttgart, räumt ein, Sorge gehabt zu haben, ob die fragmentarischen Arbeiten Andreas Grunerts auf dem barocken Martinsberg bestehen könnten. Mit Blick auf die Tatsache, daß das barocke Ensemble angesichts des Idealplanes von Abt Sebastian Hyller selbst ein Fragment geblieben sei, habe sich diese Sorge freilich als unbegründet erwiesen.

Die Rednerin spricht von Daseinsmetaphern im Schaffen Grunerts, die untragisch an große Kunsterfindungen für die Absurdität des Lebens anknüpften, von Chiffren, die in ihrem lapidaren Schwebestand der Überfrachtung durch die Schwere ihres eigenen Themas zu entgehen suchten. Das Fragmentarische, und damit kommt Sibylle Maus zum Ausgangspunkt ihrer Interpretation zurück, sei „das Menschenmögliche und also das Eigentliche“. Die Laudatorin faßt zusammen: „Andreas Grunerts Kunst ist der große Versuch, das Eigentliche im nicht zu Erreichenden zu finden.“

Für den musikalischen Teil der Vernissage zeichnete die Stuttgarter Violoncellistin Ulrike Eickenbusch in gekonnter Weise verantwortlich. Die Ausstellung ist zunächst bis zum 26. Juli und nach einer kurzen Sommerpause vom 19. August bis zum 4. Oktober zu sehen, und zwar werktags von 9 bis 16 Uhr und samstags/sonntags auf Anfrage (Telefon 56 86 0).



# Zwang zur Kultur!

## Über die Notwendigkeit, für einen pluralistischen Kulturbegriff zu streiten

6. März  
Stuttgart-Hohenheim  
32 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Leitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

### Referent:

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wolfgang Kluxen, Bonn

Jörg Assenheimer für das Stuttgarter Wochenblatt vom  
14. März 1996:

## Ist die Atombombe Kultur?

Hoher Besuch an der Akademie der Diözese in Hohenheim: Professor Dr. Dr. h.c. mult. Wolfgang Kluxen, ein renommierter Wissenschaftler und Philosoph aus Bonn, war einer Einladung von Dr. Justinus Maria Calleen gefolgt, um über das Thema „Kultur“ zu referieren.

Ein Thema, das sich zunächst einfach und zugänglich anhört, aber, das zeigte der Abend deutlich, so seine Tücken hat – versteht unter Kultur doch ein jeder etwas anderes. Da ist die Kultur, die von Kultusministerien und Kulturamtsleitern verwaltet wird. Da sind aber auch die Eßkultur und die Trinkkultur, die Spielkultur und die Sprachkultur. Und dann gibt es da natürlich auch noch die „fremden Kulturen“.

Angesichts der babylonischen Sprachverwirrung stellte Professor Kluxen zunächst einmal klar, was unter Kultur im anthropologischen Sinne überhaupt zu verstehen ist. Der Begriff geht zurück auf das lateinische Wort cultura, was so viel heißt wie beackern, bearbeiten. Kluxen definiert Kultur daher auch als ein „Bearbeiten der rauhen, feindlichen Natur zur menschlichen Nutzung“. Doch Kultur ist nicht nur Handlung. Sie bezeichnet zugleich auch die Produkte menschlichen Schaffens.

Die vollständige Definition lautete nach Professor Kluxen daher, „daß Kultur als Inbegriff dessen verstanden werden kann, was nicht von Natur aus vorgegeben, sondern durch menschliche Leistung zustande gekommen ist“. Wichtig

ist, daß Kultur an sich weder gut noch schlecht ist, sondern wertneutral betrachtet werden muß.

Wer das verstanden hatte, konnte sich innerlich auf die Schulter klopfen, aber noch lange nicht entspannt zurücklehnen. Denn jetzt ging's erst richtig los. Vom Pluralismus der Kulturen im Sinne von Einstellungen und sozialen Orientierungen innerhalb und außerhalb einer Gesellschaft war die Rede, von der Notwendigkeit, sich innerhalb einer Vielzahl von Wertvorstellungen zurechtzufinden. Denn Vielfalt birgt auch immer die Gefahr der Orientierungslosigkeit in sich: Der Mensch muß Entscheidungen treffen, um seine Zugehörigkeit oder auch Nichtzugehörigkeit zu bestimmten Kulturformen zu definieren.

Wolfgang Kluxen schloß daher auch seinen Vortrag mit der Feststellung: „Der Horizont ist offen – wir müssen uns entscheiden.“ Nachdem sich die rund dreißigköpfige Zuhörerschaft von den schweren Inhalten etwas erholt hatte, durften Fragen gestellt werden.

Es wurde munter diskutiert, nur leider entstand bald der Eindruck, als hätte es den einstündigen Vortrag Professor Kluxens nie gegeben. So wurde der Kapitalismus als Wurzel allen Übels und die Entwicklung der Atombombe als Akt der „Unkultur“ bezeichnet. Wolfgang Kluxen antwortete geduldig und nie arrogant. Er machte den Fragenden vielmehr klar, daß sowohl der Kapitalismus als auch die Atombombe per definitionem als Kultur bezeichnet werden müssen, sind sie doch die Produkte menschlichen Schaffens. Die Frage nach dem Gut oder Böse ist daher zunächst sekundär.

Dennoch stellte sich Kluxen dieser Fragestellung: „Meine persönliche Meinung ist, daß die Atombombe durchaus als Kultur im positiven Sinne verstanden werden kann – hat sie doch immerhin über 40 Jahre lang den Weltfrieden erhalten.“ Sprach's und wandte sich einem von wirklich allen Besuchern akzeptierten Kulturgut zu: einem schönen Glas Wein.

*Photografien: Justinus Maria Calleen,*

*Seite 144: „Et kütt, wiet kütt“, Für Herbert und Wolfgang, 1992*

*Seite 146: „Lutinus – Weiß berührt Schwarz“, Für Lucia Bata, 1996*

*Seite 147: „Von nix kütt nix“, Für Matthias Schnegg, 1993*

# Ohne Stachel geht es nicht!

## Zum wunden Verhältnis der Künste und der Kirche

13. November  
Weingarten  
23 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

*Referent:*  
Msgr. Gerhard Ott, München

Auszug aus dem Vortrag von Gerhard Ott:

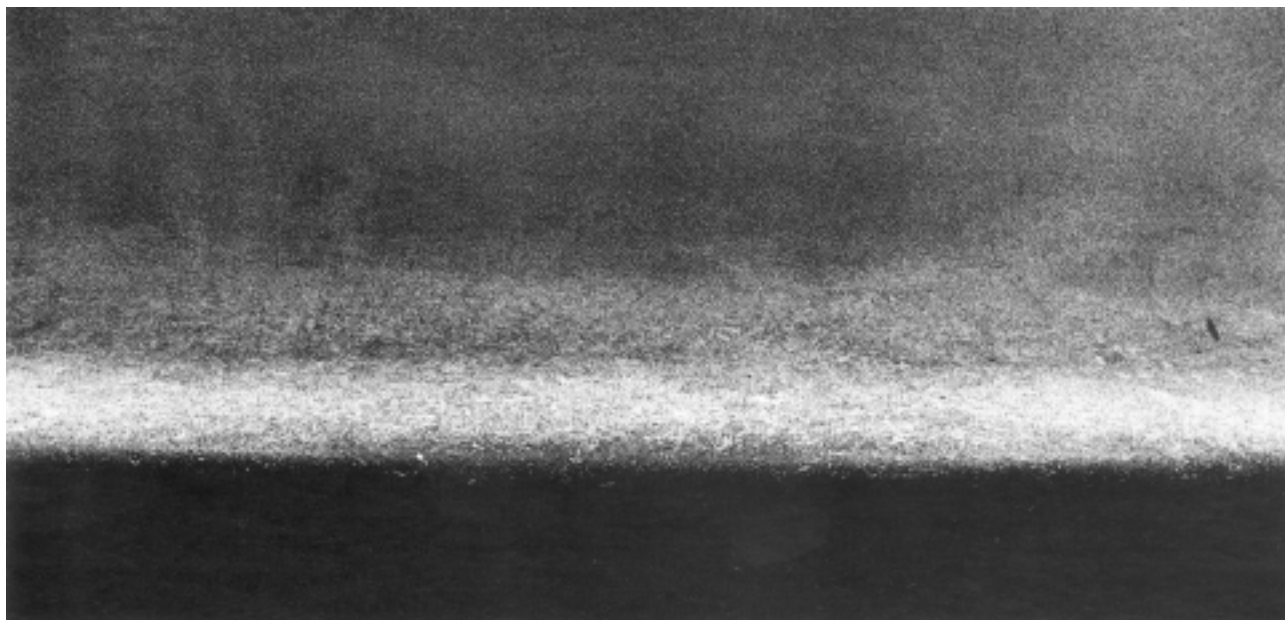
... Die Kirche ist angewiesen auf den Glanz, der von Musik und Sprache in der Liturgie ausgeht, sie braucht die Bilder und Ikonen, die Rituale und die Architektur. Eine Kir-

che, die sich nicht mehr auf die der biblischen Botschaft innewohnende Ästhetik besinnt, läuft Gefahr, einem kalten ethischen Rigorismus zu verfallen. ...

Die Kirche braucht also die Kunst, aber: „Braucht die Kunst auch die Kirche?“ Nach dem modernen Autonomieverständnis der Kunst, das heute allgemeine Geltung beanspruchen kann, braucht die Kunst die Kirche sicher nicht. Autonomie der Kunst bedeutet heute, daß sie nicht mehr ancilla ecclesiae sein will, daß sie sich nicht mehr in Dienst nehmen lassen will. ...

Es ist jedoch nicht der einzige Spannungsbogen, unter dem die Arbeit der Künstlerseelsorge steht. Diese Spannungen auszuhalten, ist oft anstrengend, und oft gilt es, Brücken zu schlagen zwischen verschiedenen Ufern. Eine Brücke, die nicht einstürzen soll, muß schwingen können, gleichsam lebendig sein. Mit der Brücke vergleichbar ist auch der Dialog, der geduldiges Zuhören, genaue Wahrnehmung, behutsames Reagieren erfordert.

Wer einen Dialog führen will, muß aber erst einmal selber erkennbar sein, eine klare Identität haben und zu seinen Antworten stehen. ...



# Das Alte Testament „nach“ Leo Kirch

## Eine theologische, film- und kulturwissenschaftliche Bestandsaufnahme

25. April  
Weingarten  
25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Justinus Maria Calleen M.A.

*Referent:*  
Dr. Walter Zahner, Bonn

Auszug aus dem Vortrag von Dr. Zahner:

Als erstes gilt es meines Erachtens festzuhalten, daß wir es hier mit einer Fernsehproduktion zu tun haben. Dies hat verschiedene Auswirkungen auf die Filmische Ästhetik. a) Zu viele Großaufnahmen mit einer Art Weitwinkel-effekt sind relativ unsinnig, wenn ich an die Größe eines Fernsehers denke. b) Die Verantwortlichen legen ihre Gesamtproduktion, die in Teilen mit unterschiedlich langen Zwischenräumen auf die Bildschirme kommt, auf Wiedererkennbarkeit an. Wenn wir also meinetwegen die Ähnlichkeit der Hauptpersonen (etwa Abrahams und Jakobs) bemängeln, so ist dieser Effekt beabsichtigt. Noch viel mehr kommt dieser Eindruck durch die sich beinahe gleichenden Örtlichkeiten zustande. Dem ist auch so, zumindest sind die Vätergeschichten in derselben Gegend in Marokko gedreht. c) Ausstattung, Filmmusik wie auch die Farben sind schon sehr vereinheitlicht.

Zweitens scheint mir das Grundkonzept der relativen Bibel-treue aufzugehen. Der bewußte Verzicht auf Aktualisierungen ist für mich ein Gewinn bei dieser Produktion. Die Regisseure haben es bisher tunlichst vermieden, überflüssige moralische Zeigefinger zu erheben oder mit irgendwelchen Anspielungen zu arbeiten. ...

Schließlich geht mir viertens und vorerst letztens nicht in den Sinn, weshalb eine anspruchsvolle, mit über weite Strecken gut spielenden Schauspielern besetzte, keine unnötigen Faxen benötigende Verfilmung eines in der

Filmgeschichte schon immer interessanter – und bisher in dieser Qualität noch nicht erzielten – Stoffes, nämlich des Alten Testaments, nur deswegen über die Maßen kritisiert werden muß, weil sie von einem zugegebenermaßen nicht gerade armen Mann aus der deutschen Film- und Fernsehbranche initiiert und weiterhin gefördert wird, den man eben nicht sonderlich mag. Hier muß man denn doch unterscheiden lernen. Das, was vorliegt, ist sehr wohl diskutabel, bisher aber bei weitem nicht erreicht. Wenn die Parabeln auf den „heiligen Leo“ und ähnliches in mancher großen Tageszeitung in Ironie und manchmal nur noch Spott hängen bleiben, so frage ich mich, ob die Rezensenten sich wirklich die Mühe gemacht haben, sich die Filme anzusehen, oder ob nicht viel mehr das anti-kirchliche Vorurteil der Vater der schreibenden Feder gewesen ist.





Photo: Justinus Maria Calleen, *Besucher vor dem Ölbild (Ausschnitt) von James Rosenquist, o.T. IJoan Crawford says!, 1964*

# Was ist das: Kunst?

## Ein interdisziplinäres Symposium

18.–20. Oktober  
Stuttgart-Hohenheim  
211 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Tagungsleitung:

Dr. Justinus Maria Calleen M. A.

### Referentinnen/Referenten:

Dr. Eduard Beaucamp, Frankfurt  
Cathérine David, Kassel  
Prof. Dr. Niklas Luhmann, Oerlinghausen  
Prof. Dr. Markus Lüpertz, Düsseldorf  
Prof. Dr. Edeltrud Meistermann-Seeger, Köln  
Prof. Dr. Friedhelm Mennekes SJ, Köln  
Marianne Pitzen, Bonn  
Prof. Ben Willikens, Stuttgart  
Sophia Boubal, Köln (Übersetzung)

Einladungstext der Akademie zum Symposium:

„Wenn man von einem trefflichen Kunstwerk sprechen will, so ist es fast nötig, von der ganzen Kunst zu reden“, empfiehlt Johann Wolfgang von Goethe und verwendet dabei einen Kunst-Begriff, den nicht einmal er definieren konnte. Im Gegensatz dazu bezweifelt der Kunsthistoriker Sir Ernst H. Gombrich die tatsächliche Existenz der Kunst: „Ob es ‚die‘ Kunst überhaupt gibt, ist noch immer sehr zweifelhaft.“ Nüchterner und mit kritischem Blick auf die Gesellschaft kommt Thomas Niederreuther lapidar zu dem Ergebnis: „Kunst ist ein Werturteil, das sich durchgesetzt hat.“

Wenn dann noch Gottfried Benn feststellt: „Kunstwerke sind phänomenal, historisch unwirksam, praktisch folgenlos“ und dies gleichzeitig als „ihre“ Größe hinstellt, fragt sich allmählich der kunstsinnige Zeitgenosse: Worüber reden wir eigentlich, wenn wir „Kunst“ meinen? Bis heute gibt es bei Wissenschaftlern, Kunstkritikern wie bei den Künstlern keine Definition, was denn die Kunst eigentlich sei. Bestenfalls gibt es eine nicht überschaubare Zahl von Theoremen – von den zahlreichen Hypothesen und bemühten bis gekonnten Aphorismen ganz zu schweigen.

Ogleich wir „die Kunst nicht definieren, erklären oder beweisen können, lassen sich ihre Zusammenhänge, Positionen und Kriterien untersuchen, beschreiben, analysieren und vielleicht sogar im (diskursiven Streit-) Gespräch miteinander ausbauen.





## Der Künstler entwirft sich seinen Himmel

### Was das wohl ist: Kunst? – Akademietagung auf Spurensuche

Die Dame aus dem Publikum war sichtlich beunruhigt. Am Ende der Tagung wollte sie es jetzt doch noch einmal genau wissen: „Was ist das nun – Kunst?“ fragte sie die Künstler und Kunstexpert(inn)en auf dem Podium.

Verständnisinniges Gelächter im Publikum. Immerhin hatten hochkarätige Fachleute zwei Tage lang in der Akademie der Diözese in Stuttgart-Hohenheim um eine Antwort auf die Frage „Was ist das: Kunst?“ so das Tagungsthema, gerungen. Am weitesten hatten sich bei der Beantwortung noch die Künstler selbst vorgewagt. Ben Willikens, Maler und Kunstprofessor in München, hatte in einem abgerundeten Statement Kunst als eine zuinnerst anarchische Kraft bezeichnet, die eine leere und trockene Form abliefern, welche erst im Gespräch mit einem Gegenüber, dem Betrachter, einen Sinn erhalte.

Markus Lüpertz, ebenfalls Maler und Rektor der Kunstakademie Düsseldorf, derzeit so etwas wie ein Enfant terrible des deutschen Kunstbetriebs, versuchte mit der Behauptung zu provozieren, Kunst sei göttlich und der Künstler ein Engel, welcher Gott nahe sei. Beide allerdings beklagten die Schwierigkeit, Künstler zu sein in einer Zeit, die „nicht nach Erkenntnis, sondern nur nach Unterhaltung“ strebe (Willikens) und es Künstlern zumute, sich „ihre Notwendigkeit selbst beweisen zu müssen“, weil es an Widerspruch und Reibungsflächen fehle (Lüpertz).

#### Der Kritiker – selbstkritisch

Verwundert es da, daß der Kunstkritiker in der Runde die Frage nach dem Wesen der Kunst gar nicht beantworten möchte? Eduard Beaucamp, Feuilletonredakteur der Frankfurter Allgemeinen und einer der bekanntesten Kunstschiedsrichter der Republik, konstatierte selbstkritisch, daß sich sein Berufsstand überwiegend aus der aktuellen Diskussion um Kunst verabschiedet habe: Die Medien als Teil des sich stetig beschleunigenden Kunstbetriebes praktizierten eher die Darstellung als die Analyse von Kunst. Allerdings hält Beaucamp die Kunst für mitschuldig an dieser Entwicklung: Die Avantgarde sei domestiziert und präsentiere sich so grenzenlos elastisch, daß der Kritiker kaum noch Ecken und Kanten findet, an denen er sich reiben kann: Alles ist möglich „auf dem Weg in die restlose Kommerzialisierung der Kulturszene“.

#### Kunsttheorie nach Darwin

Möglicherweise hängt dieser Gang der Dinge damit zusammen, daß sich Kunst nach den Gesetzen der Evolutionstheorie vollzieht. Der Bielefelder Soziologe Niklas Luhmann beleuchtete die überschaubare Kunstgeschichte des Abendlandes im Lichte der von Darwin so benannten Mechanismen wie Variation (= das Leben spielt die sich bietenden Möglichkeiten durch) und Selektion (= bestimmte Möglichkeiten setzen sich durch und formen eine neue Struktur). Die Kunst, die sich im Laufe der Zeit Stück um Stück von sie bestimmenden äußeren Einflüssen – Auftraggebern – freigemacht hat, befindet sich heute in der Lage, selbst zu entscheiden, „was geht und was nicht“, also welche Variationen weiterentwickelt werden sollen und welche nicht. Eine Zukunftsprognose, wie es denn weitergehe mit der Kunst, wollte Luhmann nicht wagen – die Soziologie könne nur in den Blick nehmen, was war. Um herauszufinden, was ist, reist Catherine David, Leiterin der Weltausstellung „documenta X“, durch die Welt. „Schauen, immer wieder schauen“, lautet ihre Devise auf der Suche nach Kunst, die sie 1997 in Kassel präsentieren will. David ist mit einem Minimum an Kriterien im Gepäck unterwegs: Die Objekte ihres Interesses sollen bedeutsame gesellschaftliche Bedingungen und Entwicklungen widerspiegeln und geeignet sein, die Kommunikation darüber anzuregen. Man wird wohl erst die Inszenierung der nächsten „documenta“ abwarten müssen, um das Resultat der Erkundungen besichtigen zu können.

Eine Spurensuche anderer Art läßt sich dagegen schon seit 1982 in Bonn nachvollziehen: Im dortigen ersten Frauenmuseum der Welt zeigt deren Direktorin Marianne Pitzen in jährlich wechselnden Ausstellungen Kunst von Frauen. Keineswegs wahllos: „Humane Haltung“ müsse in einem Werk zum Ausdruck kommen, verlangt Pitzen von den Arbeiten aus weiblicher Hand.

Mit Hilfe von Arbeiten aus der Hand eines hierzulande noch weitgehend unbekanntes Mannes demonstrierte schließlich Friedhelm Mennekes, Jesuit, Pfarrer und Initiator der Kunst-Station St. Peter in Köln, seine ganz persönliche Kunst-Entdeckung. In dem Franzosen Gaston Chaissac (1910–1964) hat Mennekes einen Maler gefunden, der in der Kunst Krankheit und Verachtung überlebt. Zu Chaissacs eindringlichen Zeugnissen einer verzweifelt ringenden Künstlerexistenz gehören seine am Kreuze hängenden Hampelmänner. Der Künstler, so Mennekes, entwirft sich seinen Himmel und seinen Gott.

Die Kunst, so war aus der Hohenheimer Tagung zu lernen, entzieht sich offenkundig der Definition. Sie verträgt nur Annäherungen. Das ist eine Eigenschaft, die geeignet ist, zweierlei in besonderem Maße zu fördern: das Gespräch und – das Schweigen.

## **Wurstsalat: Was ist das?**

### *Interdisziplinäre Überlegungen zum Thema*

*Nachdem wir uns in den letzten Wochen dem Wurstsalat auf eine eher unwissenschaftliche Weise genähert haben, ist es nun an der Zeit, sich die Frage zu stellen „Wurstsalat: Was ist das?“ Wer das ißt, ist klar. Wir alle. Aber damit hätten wir es uns zu einfach gemacht. Hilfe bei der endlichen Frage nach dem Begriff gibt eine Einladung der Akademie der Diözese Rottenburg. Die lädt nämlich im Oktober zu einem interdisziplinären Symposium zur Frage „Was ist das: Kunst?“ ein, bei dem Koryphäen wie Professor Markus Lüpertz sprechen.*

*Wir sehen: Auf allen Feldern gesellschaftlichen Lebens stellt man sich die eine Frage. Und dazu soll uns die Einleitung der Einladung zum Symposium zur Gesamtdefinition des Wurstsalats verhelfen (oder auch nicht). Der Einfachheit halber haben wir das Wort „Kunst“ durch das Wort „Wurstsalat“ ersetzt. In der Einladung heißt es also: „Wenn man von einem trefflichen Wurstsalat sprechen will, so ist es fast nötig, von dem ganzen Wurstsalat zu sprechen“, empfiehlt Johann Wolfgang von Goethe und verwendet dabei einen Wurstsalat-Begriff, den nicht einmal er definieren konnte. Im Gegensatz dazu bezweifelt der Wurstsalathistoriker Sir Ernst H. Gombrich die tatsächliche Existenz des Wurstsalats: „Ob es ‚den‘ Wurstsalat überhaupt gibt, ist immer noch sehr zweifelhaft.“ Nüchterner und mit kritischem Blick auf die Gesellschaft kommt Thomas Niederreuther zu dem Ergebnis: „Wurstsalat ist ein Werturteil, das sich durchgesetzt hat.“*

*Soweit die Ausführungen der Diözese. Um nun die theoretischen Überlegungen nachzuprüfen, schien ein Besuch im Jägerhaus in Madenreute gerade recht. Zusammen mit dem Filmer Peter Frey und seiner Frau Ute gestaltete sich der Abend äußerst nett. Und auch die Zitate bewahrheiteten sich. Goethe hatte recht: Man muß von einem Wurstsalat tatsächlich als Ganzem sprechen. Garniert mit Gürkchen, Eiern, Salatblättern und feinst geschnittenen Zwiebeln schmeckte der „Schweizer Wurstsalat“ ganz ausgezeichnet. Nicht zu scharf, aber mit der notwendigen Würze. Auch der gereichte „Schwäbische Wurstsalat“ mit Schwarzwurst und Schwartenmagen mundete. Somit kann also der Kunsthistoriker Gombrich widerlegt werden: Wurstsalate existieren unzweifelhaft. Und auch das lapidare Ergebnis von Niederreuther ist richtig: Wurstsalat ist ein Werturteil, das sich durchgesetzt hat. Warum sonst hätte auf fast jedem Tisch ein Wurstsalat gestanden?*

*Allerdings gab es in Madenreute auch etwas auszusetzen. Es gibt keinen Most. Wie wir wissen, ist es gerade dessen Säure, die dem Wurstsalat die entsprechende Note verleiht. Nichtsdestotrotz bleibt als Fazit: Im Jägerhaus ist gut Wurstsalat essen, und ein besonderes Lob verdient die freundliche Bedienung mit dem Gummihals.*

*Eine Persiflage von Franz Thomas Rundel im Wochenblatt Ravensburg vom 1. August 1996*

## In der Zeit, mit der Zeit

### Ein Symposium in Stuttgart

Es ist eigenartig, daß das Phänomen moderne Kunst seit einigen Jahren in kirchlichen Kreisen hohe Wellen schlägt – und daß dieses Interesse bei vielen Künstlern unserer Zeit auf ein beachtliches Echo stößt. Mit mehr oder weniger Erstaunen wird festgestellt, daß Religion und Kunst, fromme Spiritualität und schöpferisches Gestalten offenbar viel gemeinsam haben.

Große Kunst und echte Religion wirken im Getriebe dieser Welt wie fremde, unangepaßte Erscheinungen, wie Botschaften aus einem ganz anderen Reich. Sind sie in dieser Fremdheit und Ausgesetztheit nicht wie verlorene, oft genug von irdischen Interessen mißbrauchte Geschwister? Trotzdem ist es beiden aufgegeben, mitten in dieser Welt öffentlich zu werden und um Anerkennung zu ringen. Wie aber kann man zugleich zeitgemäß und zeitenthoben, modern und ewigkeitsnah sein?

Im neuesten Heft (November) der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“ stellt ein bemerkenswerter Aufsatz die Frage: „*Wie kann ein moderner Mensch religiös glauben?*“ Der Verfasser ist kein Theologe, sondern Psychotherapeut. Für ihn ist erwiesen, „daß wir auch in einer säkularisierten Welt aufgrund unserer Veranlagung sozusagen unheilbar gläubig sind“. Das gilt für die Religion wie für die Kunst. Werner Huth, auch bekannt durch eine Reihe von interessanten Büchern, beschließt seine Gedanken mit einigen konkreten Forderungen nach dem *Wie* heutiger Religion:

„1. Es bedarf einer Wiederbelebung der Spiritualität. Deren Königsweg, die Meditation, ist zwar vielfach zum Modewort geworden. Aber was dabei unter diesem Vorzeichen oft angeboten wird, auch in den Kirchen, hat mit wirklicher Meditation kaum etwas gemeinsam.

2. Die Kenntnis der spirituellen und mystischen Traditionen sowohl der eigenen wie der anderen Religionen muß vertieft werden; denn kaum jemand spricht die eigene Sprache wirklich gut, der sie nicht auf dem Hintergrund der Kenntnis anderer Sprachen erlernt hat. Dieser Satz gilt nicht nur für den Schulunterricht, sondern auch für den religiösen Glauben.

3. Die Kirchen können auch nicht mehr so weitgehend achtlos wie bisher an der Entwicklung vorbeigehen, die sich in den letzten Jahrzehnten in den Naturwissenschaften, speziell in der Kosmologie und in der Evolutionsforschung, abgespielt hat. Viele Menschen ahnen nirgends mehr als hier die Wirklichkeit eines Deo semper major, eines Gottes, der größer ist, als wir ihn zu begreifen vermögen. Wer diese Erfahrung machen durfte, nicht nur in den tradierten religiösen Texten,

sondern auch in der inneren und äußeren Wirklichkeit, der wird auch heute noch in der Lage sein, religiös zu glauben.“ Modernität und religiöser Glaube schließen sich also nicht aus, sondern – richtig verstanden – wesentlich ein. Allerdings ist es ein „schwieriges Verhältnis“. Was ist eigentlich modern? Während der christliche Glaube auf diesem Gebiet ohne Zweifel einen großen Nachholbedarf hat, sprechen wir seit etwa hundert Jahren ohne weiteres von „moderner“ Kunst. Was aber ist das?

Die Akademie des Bistums Rottenburg-Stuttgart hatte Ende Oktober zu einem „interdisziplinären Symposium“ in ihr Tagungshaus nach Stuttgart-Hohenheim gerufen unter dem Titel „*Was ist das: Kunst? Kriterien – Positionen – Zusammenhänge*“. Es gab einen überraschenden Ansturm, Hunderte von Interessierten meldeten sich, die nicht mehr angenommen werden konnten. Wie Tagungsleiter Dr. Justinus Maria Calleen berichtete, wollte man von Kunstakademien sogar in ganzer Klassenstärke anrücken! Zweihundert Privilegierte füllten schließlich den großen Saal der Akademie bis auf den letzten Platz – und erlebten tatsächlich eine Debatte, die mit dem Stichwort „erregend“ nur ungenügend charakterisiert ist. Es sprachen der Kunstkritiker *Beaucamp* (FAZ), die Maler Ben *Willikens* (München) und Markus *Lüpertz* (Düsseldorf), die Ausstellungsmacherinnen Marianne *Pitzen* (Frauen-Museum Bonn) und Cathérine *David* (documenta X Kassel), der Theologe Friedhelm *Mennekes*, die Psychoanalytikerin Edl-trud *Meistermann-Seeger*, der Soziologe Niklas *Luhmann*, ein um weitere Fachleute erweitertes Abschlußpodium und natürlich in den Diskussionen viele engagierte und fachkundige Besucher und Besucherinnen, unter ihnen Künstler, Kunstwissenschaftler, Theologen.

### Neue Medien – alte Meditation

Das dreitägige Vortrags- und Debattenmarathon läßt sich in vier großen Linien zusammenfassen. Als erstes ist die Tatsache der modernen *Massen-Medien-Gesellschaft* zu nennen. Auf der einen Seite scheint sie uns mit ihrer grellen Bilderflut zu erschlagen, auf der anderen birgt sie ohne Zweifel große Chancen völlig neu strukturierter schöpferischer Aktivität. Immer mehr wird die virtuelle Realität der elektronischen Medien zu einem Ausdrucksmittel heutiger Künstler. Während die Leiterin der kommenden Documenta, Cathérine David, großes Vertrauen in die Mediensprache setzt, äußern sich andere, zum Beispiel der Kunstkritiker *Beaucamp*, leidenschaftlich ablehnend oder abwägend skeptisch. Eine Tatsache ist festzuhalten: Auch wenn das Medien-Zeitalter des 21. Jahrhunderts tiefgehende Änderungen im Ausdruck der schöpferischen Kräfte des Menschen bringen sollte, wird dadurch weder das gemalte Bild, die selbstgefertigte Skulptur noch die Notwendigkeit der Errichtung künstlerisch gestalteter Architektur und Umwelt überflüssig. Oder in Richtung Glaube und

Religion: Man mag noch so viele spirituelle Ereignisse virtuell über den Bildschirm inszenieren – das unmittelbare Gebet, die personale Meditation und die leibhaftige gottesdienstliche Versammlung können dadurch nicht ersetzt werden.

### Weibliche Kunst

Die moderne Technik bereichert die geistige Welt, eröffnet neue Sehweisen und Erkenntnisse, erweitert die kreativen Möglichkeiten, bringt aber nicht eine völlig neue Kultur hervor. Heute weiß man zum Beispiel, daß auch die moderne Kunst nach 1900 keine „Revolution“ in dem Sinne war, daß sie alles Bisherige umgestürzt hätte, obwohl Kubismus, Abstraktion und konkrete Kunst dies meinten. Letztlich blieb man auch damals auf der Basis der Tradition, hat man erst von hier aus neue Sehweisen eröffnet. Die Welt-Geistes-Geschichte verläuft evolutionär, möglicherweise nach dem Prinzip von Selektion und Variation, wie der Soziologe Luhmann darlegte. Sie orientiert sich zyklisch immer wieder beim alten, wobei neben dem Gewinn ständig große Verluste und kulturgeschichtliche Untergänge stehen.

Hier wurde geschichtsphilosophisch leider nicht weitergefragt, denn das Problem der ohne Zweifel einseitig gerichteten Zeit (unsere Welt wird spätestens in einigen Milliarden Jahren untergehen) zwingt uns natürlich die Frage nach dem *Ziel* auf. Hier spricht der Glaube sein eigenes Wort: Dein Reich komme! Näherhin christlich geortet: Das Reich des ewigen Vaters ist in Jesus von Nazareth uns nahegekommen. Und in Jesus Christus kommt es täglich, stündlich neu auf uns zu.

Ein zweiter zentraler Fragenbereich unter dem Tagungstitel „*Was ist Kunst heute?*“ setzte sich mit der Bedeutung der *Frau*, des *Weiblichen*, im geistigen Selbstbewußtsein unserer Zeit auseinander. Marianne Pitzen wies mit Recht darauf hin, daß der Kunst- (und Kirchen-)betrieb zwar noch immer stark von Männern dominiert wird, daß aber die Würde und Kraft der weiblichen Weltsicht sich Zug um Zug durchsetzt und dem kommenden Jahrhundert ein anderes Gesicht geben wird. Und was hat sich alles in unserem 20. Jahrhundert in dieser Hinsicht schon verändert! Natürlich ist ein Bild, eine Skulptur, ein Gebet oder eine Liturgie nicht schon deshalb gut, weil es von einer Frau oder von Frauen geschaffen wurde. Auch hier sind die Qualitätskriterien das Erste und Wichtigste. Aber es kann keine Frage sein, daß durch die Neuentdeckung des Weiblichen im Rahmen der abendländischen Kultur unserer Zeit ein wichtiger Faktor zum Tragen kommt, dem in der Welt einer einseitig männlich orientierten Daseinsforschung eine höchst wichtige Aufgabe zukommt. Malerinnen, Bildhauerinnen und Theologinnen sollten hier neben der weit verbreiteten Ebene des Populären vielleicht deutlicher künstlerisch und spirituell überzeugende Zeichen setzen.

Wer sich mit Religion und Kunst innerhalb unseres Kulturraumes beschäftigt, kann natürlich nicht die Tatsache einer

1500jährigen Tradition christlich geprägter Kunst übersehen; aber auch: daß vor etwa 400 Jahren ein Prozeß begann, der die künstlerischen (und die wissenschaftlichen, die politischen) Bemühungen immer mehr von kirchlicher Bevormundung freisetzte und schließlich vor etwa 200 Jahren zu einem tiefen Bruch führte, der bis heute anhält. Die *Autonomie der modernen Welt* steht als ein zentrales – auf der Tagung drittes – Fragenfeld vor Augen. Führt sie nicht in eine heillose Subjektivität? Fast alle Vortragenden – Künstler wie Wissenschaftler – bestätigten den Befund, daß eine absolute Selbstreferenz des Künstlerischen große Gefahren in sich birgt. Wie menschlicher Egozentrismus für jede Religion sozusagen tödlich ist, so kann wahre Kunst nie auf den „Stoff der Welt“ verzichten, wenn sie nicht in individuelle Beliebigkeit versinken soll.

### Stoff der Welt, Stoff des Religiösen

Maler wie Markus Lüpertz und Ben Willikens betonten selbstverständlich wie jeder vernünftige Mensch heute, daß der Künstler aus einer tiefen inneren Unabhängigkeit arbeitet, daß er auch gegenüber christlichen – oder anderen – Inhalten in voller Freiheit sich verhält. Dennoch aber ist nicht zu übersehen, daß jeder Künstler seine Werke der Öffentlichkeit aussetzt, daß er sich als Partner zumindest jener Menschen versteht, die sich mit seinem Schaffen auseinandersetzen, der sich Kritik – und Anregung – gefallen läßt und die Qualitätskriterien anerkennt. Und nicht wenige Künstler haben tiefe spirituelle Anliegen, die sich auch in der Religion finden, seien diese nun eher mystischer oder eher prophetischer Natur. In dieser Hinsicht kann man durchaus von einer *neuen Partnerschaft* mit christlicher Kirche sprechen, wobei Kirche nicht nur als Institution verstanden werden darf, sondern als lebendige Gemeinschaft gläubiger Menschen, die in voller Freiheit das Gespräch mit dem Künstler suchen. Leider liegt hier immer noch vieles im argen, wie seit Jahrzehnten oft und oft beklagt wird. Wie kann die kleinkarierte Beamtenmentalität vieler kirchlicher Vertreter und die ängstliche Abschottung vieler aktiver Gemeindeglieder überwunden werden? Oder die Arroganz von Künstlern, die sich im Irrgarten individueller Mythologien verirrt haben? Mit gutgemeinten Rezepten ist diesem Problem allerdings nicht beizukommen. Daß aber hier wie dort eine innere Wandlung stattfindet und neue Annäherungen sich bemerkbar machen, war in Stuttgart sehr aufschlußreich zu beobachten.

### Mensch-Sein als Fragment

Damit sind wir beim letzten, dem vierten und vielleicht wichtigsten Thema unserer Tagung: die Bedeutung des *Religiösen* in der Kunst von heute, bei Menschen der Gegenwart, in der christlichen Kirche. Wir stehen offenbar in einer gemeinsamen Suchbewegung nach einem neuen Gottesbild, nach ei-

ner veränderten Gestalt der Gotteserfahrung im 21. Jahrhundert. Was auf diesem Gebiet möglich ist, erlebten wir unter anderem in der Betrachtung von Bildern des Franzosen Gaston Chaissac (1910-1964), die uns erst in jüngster Zeit durch Ausstellungen in Tübingen und Wuppertal (im nächsten Jahr werden sie in Frankfurt am Main gezeigt) nahegekommen sind. Friedhelm Mennekes stellte uns den Entwicklungsgang dieses Künstlers, der als Autodidakt, Schuhmacher und frommer Katholik Werke höchster künstlerischer Qualität geschaffen hat, vor Augen. Sie beschäftigen sich in hochinteressanter und überzeugender Weise mit dem Thema Kreuz, mit dem Mensch-Sein als Fragment, als leidendem und fröhlichem Wesen, in heiliger Primitivität, wobei sich in feinfühligster Subtilität das Ganze einer seltsamen Harmonie einstellt. In den rohen Bruchstücken, in denen der Mensch sich in dieser Welt vorfindet, wird jene Vollendung angedeutet, die das Ziel allen Daseins ist, der Kunst wie der Religion. Das Stuttgarter Symposium war ein Ereignis. Nur einige Hauptlinien konnten hier angedeutet werden. Im nächsten Jahr soll eine Dokumentation veröffentlicht werden, damit auch ein breiteres Publikum sich mit den „Kriterien, Positionen und Zusammenhängen“ dieser wichtigen Disputation vertraut machen kann.

Albert Camus



## Der Camus der fünfziger Jahre

7.–9. Juni  
Stuttgart-Hohenheim  
38 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Franz Josef Klehr

*Referentinnen/Referenten:*  
Sabine Mansfeld, Asbach  
Dr. Brigitte Sändig, Berlin  
Prof. Dr. Dr. Heinz Robert Schlette, Bonn  
Christian Schuler, Tübingen  
Dr. Horst Wernicke, Flensburg  
Prof. Dr. Maurice Weyembergh, Brüssel  
Dr. Martina Yadel, Bad Honnef

„Der erste Mensch“, die fragmentarisch nachgelassene Schilderung seiner frühesten Jahre – vielbeachtet und seit 1995 erstmals in deutscher Sprache zugänglich –, hat das Interesse an Albert Camus wieder belebt.

Seine anfänglich vertretenen, stark idealistischen Ziele (deshalb umstritten „L’homme revolte“) haben sich relativiert unter dem Schatten labiler Gesundheit, familiärer Krisen und solcher aus Enttäuschungen; sie wurden einfacher, bescheidener, wahrer. Ablesbar an Camus’ Arbeiten der fünfziger Jahre, mit denen er über diesen Zeitraum hinauswirkt. „Der Fall“, für den er 1957 den Nobelpreis erhielt, „Das Exil und das Reich“, Tagebücher und das erwähnte Romanfragment sind Beispiele, die bei einer Akademietagung in Stuttgart-Hohenheim zur Betrachtung und Debatte standen.

Aus nun detaillierter Kenntnis der kargen Anfänge dieses Lebens (im Armenviertel Algiers), das am 4.1.1960 rätselhaft durch Unfalltod endete, lassen sich durchgehende Prägungen und Spuren verfolgen. Allem voran bildet Algerien Camus’ Licht-/Dunkelbasis: als Quelle für sein vom Griechischen, von Sonne, Meer, mediterraner

Schönheit gespeistes „Denken des Südens“ (Sand im Getriebe des europäischen Fortschrittswahns), dessen ethischen Gehalt er mit dem Algerienkrieg in unversöhnlichen Konflikt geraten sieht, der seine persönliche Integrität und ihn damit existentiell bedroht. Nach seinem couragierten, jedoch von beiden Gegnern abgelehnten Vermittlungsversuch erlebt er, der „dem Schweigen Stimme geben“ wollte (Nobelpreisrede), nach 1958 selbst verstummt, verschärft ein inneres und äußeres Exil.

In dem Roman/Bericht „Der Fall“ verbindet und verkehrt Camus Selbstanalyse, Auseinandersetzung mit Sartre und Zeitkritik, indem – stilistisch und konzeptionell brillant – eine Beichte zum Protest wird, der BÜßer zum Richter mutiert, der Ankläger zum Angeklagten. Hinter dem vordergründig negativen Vorzeichen von trostlosem Ambiente und zynischer Rede erscheint, wie in Spiegelschrift verfaßt, die von Camus durchgehaltene Sehnsucht nach dem Glück, ein ganzer Mensch zu sein.

„Das Exil und das Reich“ – die Begriffe stehen für entgegengesetzte, sich anziehende und/oder auch wieder ausschließende Daseinssituationen, zugespitzt auf die verblüffend ähnlichen Wörter „solitaire“ (einsam, entfremdet) und „solidaire“ (gemeinsam) –, der Titel faßt eine Reihe von Novellen zusammen, die unter diesem Spannungsfeld stehen.

„Die Stummen“, d.h. sprachlos Gemachten: Gefangen in wirtschaftlichen und sozialen Zwängen, unterbindet das Schweigen die Anteilnahme – und doch gibt es den Augenblick, der die verschüttete Brüderlichkeit freisetzen kann.

„Der Gast“, zunächst in dieser positiven Richtung, erfährt eine tragische Umdeutung. Wer ist Gast, wer gehört dazu?

„Der treibende Stein“, vor afro-brasilianischem 3.-Welt-Hintergrund, gibt eine Antwort, die die Frage aufdrängt: Ist die Lebensform der Armen trotz ihrer Mythen aufrichtiger als die aufgeklärte der Europäer?

Ganz ohne Synthese bleiben Exil und Reich in „Jonas oder der Künstler bei der Arbeit“. Camus, sich als solcher verstehend, spricht von sich, wenn er (Familien-)Alltag und Dilemma des Künstlers beschreibt, für dessen Kreativität sowohl die Gemeinschaft als auch das Alleinsein unabdingbar sind:

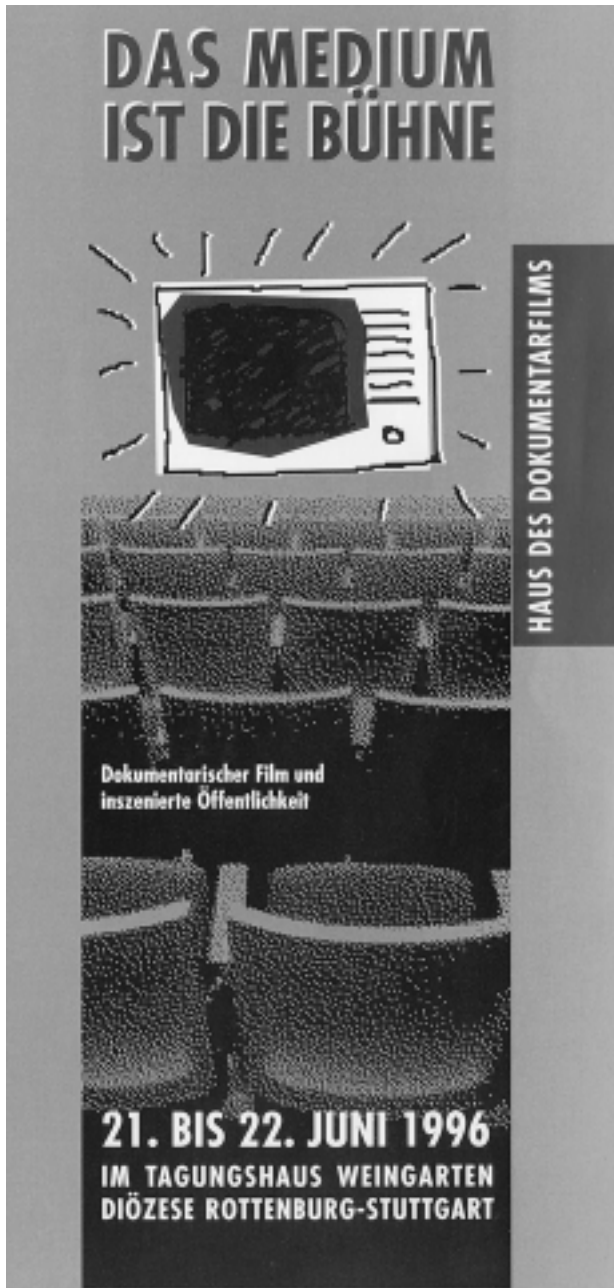
Auf der Galeere der Zeit von der Kajüte aus die Sterne besingen, während unten die Rudersklaven keuchen –

Kunst auf dem schmalen Grat zwischen „L'Art pour L'Art“ und Solidarität; der Künstler in der Entscheidung, Schuld ohne Vergebung. Oder? Im fortschreitenden Säkularismus kann es Vergebung bei Camus nur auf menschlicher, psychologischer Ebene geben als notwendigen Mechanismus zum Über- und Weiterleben. Ergänzend dazu ergibt sich ein interessanter Aspekt aus einem fiktiven Zwiegespräch zwischen Albert Camus und Dietrich Bonhoeffer (die sich nie begegnet sind). Die Montage authentischer Texte zeigt oft bis in die Wortwahl reichende Übereinstimmungen: Beide verlangen eine Ethik der Brüderlichkeit aus der Perspektive der Unterdrückten, Leidenden; und beide sind bestimmt von einer heftigen Liebe zum Leben. Nur ist dieses für Bonhoeffer ohne die Dimensionen Tod/Auferstehung nicht denkbar, während Camus Mensch und Leben definiert als „dauern zu wollen und sterben zu müssen“ und für sich persönlich einen Jenseitsgedanken ablehnt.

Camus hat der Zeit einen Spiegel hinterlassen mit starken Bildern. Dazu sein leidenschaftliches Eintreten für Selbstbestimmung und soziale Gerechtigkeit, seine Absage an Maßlosigkeit und Gewalt, an jeglichen ideologischen oder religiösen Fanatismus. Mehr als genug, um aktuell zu sein.

Rosemarie Zieschank  
Schwäbische Post/2. August 1996

Die Tagungsbeiträge sind dokumentiert im Band 50 der „Hohenheimer Protokolle“:  
Heinz Robert Schlette/Franz Josef Klehr (Hrsg.), Der Camus der fünfziger Jahre  
Stuttgart 1997, 95 Seiten – ISBN 3-926297-62-X



## **Dokumentarischer Film und inszenierte Öffentlichkeit**

21.–22. Juni  
Weingarten  
56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### *Tagungsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz  
Dr. Rolf M. Bäumer, Stuttgart

### *Referentin/Referenten:*

Wilhelm Bittorf, Hamburg  
Prof. Dr. Dietrich Leder, Köln  
Wolfgang Menge, Berlin  
Peter Merseburger, Hamburg  
Barbara Sichtermann, Hamburg  
Prof. Dr. Rüdiger Voigt, München  
Klaus Wildenhahn, Hamburg  
Dr. Hans J. Wulff, Berlin  
Manfred Zach, Stuttgart

Der Film- und Fernsehdokumentarismus, der sich gerne als Spiegel des Zeitgeschehens versteht, wird mehr und mehr zur Bühne, auf der schnell wechselnde Aktualitäten massenwirksam aufbereitet werden: ein zunehmend auf sich selbst bezogenes Ersatzsystem für demokratische Informations-, Meinungs- und Willensbildungsprozesse. Öffentlichkeit erscheint als medialer Effekt, Politik als Moment ihrer medialen Vervielfältigung. Neben die Inszenierung durch die Medien tritt die Inszenierung für die Medien. Welche Rolle die dokumentarischen Formen von Film und Fernsehen in diesem Prozeß spielen, soll auf der Tagung diskutiert werden. Dabei geht es nicht nur um die Präsentation von Politik und Politikern oder anderen Interessengruppen, die die Medien zur Selbstdarstellung nutzen, sondern auch um die Inszenierung von Alltagsleben, Betroffenheit und Protest, wie sie der Dokumentarfilm häufig zu favorisieren scheint. Zur Diskussion steht nicht zuletzt das von unterschiedlichen Interessen beeinflusste „agenda setting“ audiovisueller Massenmedien und der mediale Auswahlprozeß, der zunehmend bestimmt, was sich überhaupt als öffentliche Rede behaupten kann.

## Medientagung in Weingarten zum Thema „inszenierte Öffentlichkeit“

### Wer biedert sich heute beim Fernsehen bei wem an?

„Unser Fernsehprogramm ist ja so schlecht“ – Jeder schimpft auf die „Glotze“, und trotzdem drücken wir fast tagtäglich auf den Einschaltknopf. Sei es um der Information willen, sei es auch nur, um uns unterhalten zu lassen. Barbara Sichtermann, die Fernsehkritikerin der „Zeit“, vermutete unlängst bei einer recht anregenden Tagung in der katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Weingarten zum Thema „Das Medium ist die Bühne“ eine gewisse Doppelmoral beim TV-Konsumenten. Nach außen hin gebe er sich intellektuell und informationshungrig, giere angeblich nach politischer Sachlichkeit sowie knallharter Recherche und befürchte das Verkommen der Kinder durch das Fernsehen. Aber zu Hause lasse er sich ganz gerne von der leichten Unterhaltung verführen, Werbung und Sexfilm inklusive. Nicht ganz abwegig. Nur – wer gibt das schon gerne zu!

Wohin die Neigungen des bundesdeutschen Zuschauers gehen, wissen die Programmgehaltigen spätestens seit dem Startschuß fürs Kommerzfernsehen. Klatsch, Intimes und Alltagsgeschichten überschwemmen die Kanäle, und die öffentlich-rechtlichen Anstalten müssen mitziehen, auch wenn bei ihnen vielleicht doch noch ein erhöhter Qualitätsanspruch erhoben wird.

Für Barbara Sichtermann bedeutet diese Entwicklung jedoch noch keine Katastrophe. Denn diese Beschäftigung mit den kleineren Ereignissen des Lebens gebe auch einen Hinweis auf „unser relatives Wohlergehen“. Da schlimme Großereignisse in den letzten Jahrzehnten in Westeuropa glücklicherweise ausgeblieben seien, hätten die Medien die Freiheit, sich mit den alltäglicheren Problemen, wie Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Liebeskummer, ausführlich zu beschäftigen. Die Kritikerin hat sich auch von der Vorstellung verabschiedet, daß es nur die eine große Öffentlichkeit gibt. Nach ihrer Meinung bestehen viele kleine Öffentlichkeiten, die bedient werden wollen.

Kommt nur darauf an, wie Privates ist gefragt. Da bleibt keiner verschont. Da ist zum Beispiel die Hausfrau, die dem „Phone-In“-Moderator vor laufender Kamera ihre Beziehungsprobleme unterbreitet. Man klatscht und tratscht, der Moderator wird als Ratgeber akzeptiert, die Distanz schwindet und damit auch der Herrschaftscharakter des Fernsehens. Hans J. Wulff fürchtete in seinem Referat bei dieser Entwicklung jedoch nicht nur um das Diktat des guten Geschmacks, sondern gab auch eine Umkehrung der Machtverhältnisse zu be-

denken. Der Moderator ist dem Anrufer ausgeliefert. Denn dieser kann sich vorher auf den Anruf vorbereiten, der Mann oder die Frau im Studio nicht.

Daß Politiker auf der Mattscheibe erscheinen, ist ja nicht neu. Aber heutzutage sieht ihn der Fernsehzuschauer nicht mehr nur am Rednerpult in der Debatte, sondern sein Privatleben wird ausgeleuchtet. Redakteure, Filmer und PR-Manager entwerfen ein Porträt von ihm, dem er gerecht zu werden hat. Doch je weniger dieses Bild den Tatsachen entspricht, um so unausweichlicher ist der Skandal.

Professor Dietrich Leder, ebenfalls Referent in Weingarten, nannte dies die „Rache der Fiktion“ und war um beeindruckende Beispiele nicht verlegen: Uwe Barschel, als treusorgender Familienvater präsentiert, war in der Realität laut Leder so ziemlich das Gegenteil: tablettenstüchtig und sexuell hemmungslos. Brandts Rücktritt in der Guillaume-Affäre war unvermeidlich, weil sonst Privates an die Öffentlichkeit gezerzt worden wäre. Engholms Inszenierung als Opferlamm, das ebenso nicht den Tatsachen entsprach, war schließlich auch verheerend ... Der wahre Irrsinn bei diesen Dramen liegt aber letztlich auch in einer gewissen Doppelmoral der Fernsehanstalten: Zum einen basteln sie mit an der Fiktion, zum anderen delectieren sie sich an der Demontage, und der Zuschauer ist begeistert, wenn die Geschichte eine Pointe hat.

Um dieser Pointe willen werden auch scheinbare Live-Nachrichten zurechtgetrimmt. Hier hatte Leder ebenfalls ein beeindruckendes Beispiel parat: Somalia. Eine Maschine landet mit jungen Bundeswehrsoldaten. Zum Empfang sind nicht nur viele, viele Kameras da, sondern auch ein General. Man schüttelt Hände, aber es gibt eigentlich nichts zu berichten. Ach doch, ein junger Soldat hat Geburtstag. Das ist ein Aufhänger, wie der Presseoffizier schon im Flugzeug feststellte, und so ist dieser Mann der Held der Nachricht. Alle Kameras schwenken auf ihn ... Peinlich nur, daß dieser Soldat zu Hause dann als Rechtsradikaler entlarvt wurde und sein TV-Auftritt ein Nachspiel hatte. Bemerkenswert an dieser Beobachtung: Nachrichten passieren heutzutage da, wo die Kameras sind, und je mehr Kameras surren, um so wichtiger das Ereignis. Politiker inszenieren einen Pressetermin, und alle gehen hin. Obwohl sich die Medien heutzutage doch so viel auf ihre Kritikfähigkeit zugute halten, lassen sie sich in diesem Punkt von den Mächtigen ganz schön gängeln und spielen mit. Oder ist es umgekehrt: Die Medien rufen, und die Politiker kommen? Wer biedert sich an? Am Ende liegt es am Publikum zu entscheiden – und Barbara Sichtermann etwa hat eine hohe Meinung von ihm. In 50 Jahren Demokratie habe es die Fähigkeit zur Analyse erworben, könne sich seine eigene Meinung bilden und brauche die schulmeisterliche Belehrung der Bildungselite aus den Sendeanstalten nicht mehr. Eine hohe Meinung, die vielleicht doch noch der Bestätigung bedarf.

Barbara Waldvogel

## Virtuelle Seel-Sorge?

### Lebensberatung in elektronischen Medien

17. Hohenheimer Mediengespräch  
in Zusammenarbeit mit  
Zentralstelle Medien der Deutschen  
Bischofskonferenz

17.–18. Oktober  
Stuttgart-Hohenheim  
76 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### Tagungsleitung:

Dr. Herman-Josef Schmitz  
Dr. Hella Tompert, Bonn

#### Referentinnen/Referenten:

Frank Christel, Köln  
Dr. Colin Goldner, München  
Melanie Graffam-Minkus, Ottobrunn  
Brigitte Lämmle, München  
Michaela Lämmle, Baden-Baden  
Rolf Reinlaßöder, Baden-Baden  
Bruno Schmid, Sargans (CH)  
Dr. Matthias Schnell, Frankfurt a. M.  
Stefan Schohe, Bonn  
Jakob Vetsch-Thalman, Gretschins (CH)  
Christine Voss, Köln

Ein Bericht von Stanislaus Klemm,  
Telefonseelsorge Saarbrücken

*„Nichts Menschliches ist ihnen fremd, den täglichen Fernsehplauderern und ihren zahlreichen treuen Zuschauern. Beichtväter (-mütter) und Psychotherapeuten der Nation oder Entertainmentprofis, die vor (fast) nichts mehr zurückschrecken? „Erzählen Sie mal ...“ – Aufforderung zum helfenden Gespräch oder zum hemmungslosen massenmedialen Outing? In den digitalen Datennetzen heißt das „Gespräch“ „chat“: Ist das mehr als albernes „Geschnatter“? Die „elektronische Beichte“ im Internet hat Schlagzeilen gemacht und ist*

*selbst zur Wanderlegende geworden. Alles nur schamlose Albernheiten, oder gibt es auch seriöse Wege, dem offenkundigen Bedürfnis nach Lebenshilfe und Lebensberatung (Seelsorge) in elektronischen Medien entgegenzukommen? Wie können sie aussehen? Wo liegen die Grenzen, aber auch die Chancen? Wie stehen professionelle Berater und Therapeuten zur medialen Konkurrenz? Wie reagieren die Kirchen auf diese seelsorgerliche Herausforderung?“*

Mit diesen Beobachtungen und Fragen wurde der Rahmen für das 17. Hohenheimer Mediengespräch abgesteckt, das in Zusammenarbeit mit der katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz im Tagungshaus Stuttgart-Hohenheim vom 17. bis 18. Oktober 1996 stattfand. Über 80 Teilnehmerinnen aus der Seelsorge, aus Beratungs- und Telefonseelsorgestellen, aus Presse-, Rundfunk-, Fernseharbeit und Medienpädagogik waren angereist, um sich über dieses Thema auszutauschen, das nicht nur in Zukunft, sondern jetzt schon eine echte Herausforderung für die Kirchen darstellt, gilt es doch, dem Medien„schrott“, der über die Kanäle, übers Netz geht, mehr als nur Jammern und Kopfschütteln entgegenzusetzen, sondern Phantasie und Kreativität für bessere und hilfreichere Angebote, Menschen in ihren Anfragen und Bedürfnissen zu begleiten, wenn sie in ihrem Kommunikationsverhalten immer mehr elektronische Medien benutzen und immer häufiger aus einem Realitätsmangel heraus im ‚virtuellen Raum‘ (im So-als-ob-Raum) Antworten suchen.

### 1. Mit Problemen Show machen

Am Anfang der Tagung stand ein sehr kritischer Blick auf das Überangebot an „Volkstalkshows“, die vorgeben, neben nur unterhaltsamen, skurrilen Themen auch „ernsthaft“ menschliche Probleme und fremde Schicksale, Krankheiten und Behinderungen von ZuhörerInnen und ZuschauerInnen zum öffentlichen Thema zu machen, ihnen große Aufmerksamkeit und ein hilfreiches Forum zu bieten. Das noch so Intimste wird jedoch oft voyeuristisch, sorglos und vielfach geradezu unverantwortbar in die Öffentlichkeit gezerrt. Der Showeffekt und die gnadenlose Einschaltquote werden dabei höher bewertet als menschliches Mitgefühl, Einfühlungsvermögen und Anstand.

**Zwischen 11.00 und 17.00 Uhr konkurrieren acht Talkshows um die Gunst der ZuschauerInnen:**

(in Millionen)

11.00 Uhr:	SAT.1	Kerner	(0,49 Mio)
12.00 Uhr:	SAT.1	Vera am Mittag	(0,77 Mio)
14.00 Uhr:	RTL	Bärbel Schäfer	(1,61 Mio)
14.00 Uhr:	PRO 7	Arabella Kiesbauer	(0,67 Mio)
15.00 Uhr:	RTL	Ilona Christen	(2,13 Mio)
15.00 Uhr:	ARD	Juliane & Andrea	(0,57 Mio)
16.00 Uhr:	RTL	Hans Meiser	(2,77 Mio)
16.00 Uhr:	ARD	Fliege	(1,62 Mio)

**Die Themen: von 414 Nachmittags-Talkshows:  
Okt. 1992 – Febr. 1996**

Partnerschaft	38%
Sex	14%
Gesundheit/Lebenshilfe	12%
Schicksalsschläge	10%
Esoterik	4%
Arbeitsplatz	4%
Sonstiges	18%

*nach: C. GOLDNER „Meiser Fliege & Co“,  
in: „Psychologie Heute“ Juni 1996, S. 22-25*

F. J. Raddatz, der diese degenerierte Gesprächskultur mit einer „Gewäschanlage“ vergleicht und „Tacheles-Gequakel“ nennt, meint mit Recht: „Die Menschen ... zu Papperlapapp-Automaten zu machen und nicht als respektierte Gesprächspartner zu akzeptieren, ist ohne Anstand!“ (DIE ZEIT, 22. März 1996). Wenn sich jedoch zwischen 11.00 und 17.00 Uhr fast 11 Millionen ZuschauerInnen diesen Talkshows widmen, muß dahinter ein sehr großes Bedürfnis stecken und hinter den ModeratorInnen eine große „Volksnähe“. Wenngleich der Psychologe Colin Goldner von der Münchener Beratungsstelle für Therapie- und Talkshowgeschädigte in seinem Einführungsreferat alle diese „Meiser, Fliege & Co“ „Seelenfummler und Ersatztherapeuten ohne Ethik“ nannte, erkannte er

natürlich auch, daß sich hinter der großen Zuschauerzahl ein riesiges Bedürfnis nach Gefühl, Emotion, Affekt, nach Zuhören, Nähe, und nach Rat ausdrückt. Aber gerade dieses Bedürfnis würde schamlos mißbraucht werden und zur Show entarten. So versuchte er in seinem als sehr kämpferisch empfundenen Beitrag all die Argumente vorzutragen, die dafür sprechen, „warum Talkshows nicht harmlos sind“.

Die fragwürdige Art der Vorauswahl von „Kandidaten“, die bis ins Detail festgelegte und auf Showeffekte konzipierte Regie, die kaum ein echtes, freies und in Ruhe geführtes Gespräch „miteinander“ (isolierende Sitzordnung) zuläßt, die künstlich hochgeputzte Spannung bis kurz vor der Sendung, die Aufpeitscher, die das Publikum geschickt manipulieren, wann und an welchen Stellen sie klatschen, johlen oder trampeln dürfen oder sollen, all dies zusammen trage oft dazu bei, daß sich so manch einer, der gerne „einmal im Leben im Fernsehen“ auftauchen möchte, zu Äußerungen hinreißen ließe, die er hinterher zutiefst bedauert, die ihn isolieren, abstempeln und in ihm ein Gefühl hinterlassen können, „schutzlos vorgeführt“ worden zu sein. Anwesende ‚Experten‘ hätten da nur noch eine Alibifunktion, liefern wenigstens den Anschein von Seriosität. Freilich sind nicht alle Talkshows, sind nicht alle ModeratorInnen an jedem Tag und immer in gleicher Weise über einen Kamm zu scheeren, so war wenigstens die Grundstimmung der TagungsteilnehmerInnen, hier gelte es wie immer zu differenzieren. So fragt denn auch die Journalistin Barbara Sichtermann: „Ist die Talkshow nicht doch besser als ihr Ruf?“ (DIE ZEIT, 11. Okt. 1996), wobei ihr Hauptargument, solche Talkshows könnten mit ihrem Konzept „Meinung – Gegenmeinung“ die Toleranz fördern, mehr als fraglich ist. Wenn man nicht „miteinander“ und nur „gegeneinander“ redet, was allzu häufig in diesen Sendungen der Fall ist, werden erfahrungsgemäß eigene Positionen nur noch mehr verstärkt und verfestigt. Manchmal muß ein Referent wie C. Goldner so radikal und kämpferisch argumentieren, um überhaupt noch die Ohren der Quotenanbeter zu erreichen. Selbst der Bundespräsident Roman Herzog wird zitiert, der in diesem Trend bereits eine „flächendeckende Volksverdummung“ erkennt. Also: wenig Lebensberatung, kaum Seelsorge. Hier gilt es für die Medienarbeit der Kirchen, die positiven Ansätze personell und finanziell zu fördern.

## 2. An der Lösung orientiert

Um den „menschlichen Umgang mit AnruferInnen und Hilfesuchenden“ ging es im zweiten Teil. Die Münchener Psychologin und Familientherapeutin Brigitte Lämmle (Lämmle Live – Südwest 3) sowie die Kölner Rundfunkredakteurin Christine Voss (Hilferufe – WDR 3) stellten zusammen mit ihrem Team ihre Fernsehsendungen vor, die zwar in ihrem Konzept verschieden sind, von den TagungsteilnehmerInnen auch mit unterschiedlich starker Akzeptanz aufgenommen wurden, die sich aber beide ganz spürbar von den üblichen Talkshows absetzen. Beide Sendungen sollten stellvertretend für die Art von Lebensberatungsangeboten vorgestellt werden, bei denen die Sorge um die Ratsuchenden im Vordergrund steht und nicht die Show.

– Die Fernsehsendung „Lämmle live“, aus dem Hörfunk weiterentwickelt, ist der Versuch, nicht der Schwere eines Problems Aufmerksamkeit zu schenken, sondern die Ratsuchenden zu motivieren, sie aus ihren festgelegten Leidens- und Verhaltensschemata (Niedergedrücktsein, Klage, Ja-Aber-Gespräche ... usw.) ein kleines Stück herauszuführen. Die Familientherapeutin Brigitte Lämmle ist dabei an der Lösung eines Problems interessiert, möchte die „KlientInnen“ neugierig machen, ihre Situation einmal anders sehen zu lernen. Ihre kreative und oft humorvolle Art, an das Problem eines Menschen heranzugehen, ist hier sicherlich sehr hilfreich. Bedenken gab es allerdings bei vielen TagungsteilnehmerInnen, ob eine solche Sendung nicht zu großen Wert der Therapeutenseite beimißt und den AnruferInnen zu wenig Raum und Zeit bietet, die Lösung selbst zu entwickeln. Therapie hat viel mit Zeit, Geduld und Entwicklung zu tun. Eine solche Sendung ließe hierfür wenig Raum. Frau Lämmle sieht diese Schwierigkeit auch und möchte mit ihrem Versuch, auf Rat- und Hilfesuchende zuzugehen, eigentlich nur so etwas wie „ein erster Lichtstrahl in einem dunklen Tunnel“ sein.

– Wesentlich mehr Anklang fand die Fernsehsendung „Hilferufe“ (WDR 3), die ebenso wie „Lämmle live“ einen edukativen Ansatz hat, „Probleme vorzustellen, die uns alle angehen“, so Christine Voss, die diese Sendung betreut. Hier ist jedoch das Fernsehen nicht der „Ort der Therapie“, sondern „Ort der Vermittlung“, es sollen Anstöße gegeben werden, bei bestimmten Problemen Hilfe zu finden. Im Vordergrund stehen hier nicht thera-

peutisch arbeitende ModeratorInnen, sondern die Ratsuchenden selbst. Zu bestimmten Themen wie zum Beispiel: „Psychiatrie, und was dann?“ wird ein kurzes Porträt von Betroffenen gezeigt (keine Studioatmosphäre, sondern vertraute Umgebung), danach kommen verschiedene Fachleute zu Wort, die zum vorgegebenen Thema Stellung nehmen. Danach werden verschiedene Hilfsmöglichkeiten aufgezeigt, die die Betroffenen oft selbst schon in Anspruch genommen haben und so bereits eine glaubwürdige positive Rückmeldung geben können. Die ZuschauerInnen können sich von jeder Sendung eine Liste der angebotenen Hilfsmöglichkeiten zuschicken lassen.

## 3. Seelsorge im Internet

Der 2. Tag dieser Tagung war ganz dem Thema Seelsorge, Lebensberatung im Zeitalter der digitalen Kommunikation gewidmet. Das sogenannte „Internet“, jene weltumspannende „Datenautobahn“, ist nicht nur „Tummelplatz für Computerfreaks“, die pausenlos durchs Netz „surfen“, es hat mittlerweile mit dem Angebot „Seelsorge“ gewissermaßen auch „Autobahnraststätten“ bekommen, „Inseln der Ruhe und Besinnung“ (Pfarrer Jakob Vetsch-Thalmann). Der Frankfurter Theologe Dr. Matthias Schell gab hier einen ersten konzeptionellen Einstieg zum Thema, das danach durch drei konkrete Erfahrungsberichte beleuchtet wurde. Wenn Seelsorge sich als ein beratender, tröstender und helfender Dienst am Menschen begreift, erfüllt sie einen essentiellen Teil ihres Christseins. Dem Trend einer immer stärkeren Ausdifferenzierung in der Gesellschaft folgend, hat sich auch die Seelsorge immer mehr den unterschiedlichen Lebenssituationen von Menschen in besonderer, spezialisierter Weise gewidmet. Begriffe wie Jugendseelsorge, Gefängnisseelsorge, Campingseelsorge, Schaustellerseelsorge, Militärseelsorge, Telefonseelsorge ... usw. weisen zwangsläufig und konsequent beinahe mit „dem Zaunpfahl“ auf die Möglichkeit, sich den Menschen zu widmen, die in geradezu sprunghafter Weise das Computernetz beruflich wie privat als eine wichtige Kommunikationsstraße benutzen. „Warum sollten nicht auch Pfarrer über diese Art der Verständigung erreichbar sein? Ist doch völlig normal!“ (Pfarrer Vetsch-Thalmann). Im Internet, das sowohl ein Informations- als auch ein Kommunikationsmedium darstellt, bieten Seelsorger auf einer sogenannten

„Homepage“ (Start- oder Begrüßungsseite) verschiedene Dienste an. Benutzer (die sogenannten „User“) können so zum Beispiel biblische oder meditative Texte abrufen, sie können ihre Fragen, Wünsche, Sorgen über „emails“ (elektronische Post) an die SeelsorgerInnen weiterleiten und in der Regel auf eine schnelle Antwort hoffen, oder sie können direkt (im „Chat“) in eine „zeichenorientierte Kommunikation“ (mit der Schreibastatur) treten. Sie können wichtige Adressen, Hinweise („links“) und weiterführende Hilfsmöglichkeiten erhalten, um nur wenige Angebote zu nennen. Nachteile eines solchen Kommunikationsweges sind neben dem noch unsicheren Datenschutz die sehr starke Sinneseinschränkung (nur ein Schrift-Reden), ihre Asynchronität (zeitversetzte Hilfsmöglichkeit, weniger geeignet für das ganz spontane Krisengespräch) sowie die unsichere „virtuelle Identität“ (wer verbirgt sich hinter den Zeichen? Möglichkeiten des Mißbrauchs von beiden Seiten der Leitung). Vorteile sind sicherlich die grenzüberschreitende Kommunikation, die schnelle und kostengünstigere Informationsvermittlung, die größere Anonymität als niedrigere Kontaktschwelle (allerdings verbunden mit einer größeren Unverbindlichkeit) sowie das Nichtgebundensein an Ort und Zeit. Wer nimmt nun zur Zeit das Angebot der Internet-Seelsorge in Anspruch? Es sind überwiegend Männer zwischen 30 und 40 Jahren, meist aus technischen Berufen, und sie sind – entgegen einem weitverbreiteten Vorurteil – auch im Alltag sehr kommunikativ. Besonders für viele ans Bett gefesselte Kranke, für sprach- und hörgeschädigte Menschen wird der Einstieg ins Internet oft ein Ausstieg aus ihrer Isolation. Die drei Erfahrungsberichte von Pfarrer Jakob Vetsch-Thalman aus dem schweizerischen Gretschins, der Pfarrerin Melanie Graffam-Minkus aus Ottobrunn und dem Psychologen Frank Christl von der Telefonseelsorge Köln nannten aus ihrer konkreten Erfahrung vor allem drei wichtige Punkte, die bei der Planung neuer Internet-Seelsorgestellen zu beachten sind: Das Eingebundensein in ein größeres Team, die ökumenische Ausrichtung sowie die Gründung eines zentralen Dachverbandes „Internet-Seelsorge“. In der anschließenden lebhaften Abschlusdiskussion konnten manche Vorurteile ein gutes Stück abgebaut und neues Interesse geweckt werden. So wird zum Beispiel Stefan Schohe von der Zentralstelle Pastoral/BAG Telefonseelsorge in Bonn das Thema auf den ent-

sprechenden Regional- und Bundesleitertagungen in die Diskussion bringen.

„Seelsorge, Lebensberatung in elektronischen Medien“ – diese Verbindung war natürlich in ganz besonderer Art geeignet, die Meinungen der TagungsteilnehmerInnen zu polarisieren. So gab es natürlich neben vielen BefürworterInnen auch ebensoviele ZweiflerInnen. Seelsorge – so stellvertretend ein Tagungsteilnehmer – habe es mit Menschen zu tun und nicht mit Maschinen. Seelsorge spiele sich im Lebensraum ab und nicht in einem technischen Gebilde. Auf der anderen Seite gibt es die Erfahrung, daß es in manchen Krisensituationen gerade Maschinen sind, die die Lebensvollzüge eines Menschen aufrechterhalten, etwa in der Intensivmedizin. So wie es auch hier nicht wünschenswert ist, daß Menschen auf die Dauer „an der Maschine hängen“, in ähnlicher Weise sollte Seelsorge im elektronischen Raum die Seelsorge im Raum der konkreten Gemeinde nicht ersetzen, sondern sie kann den Weg dorthin wieder herstellen und ebnen helfen. Wie in vielen Fragen – so die Motivation dieser Tagung – ist hier kein „entweder – oder“ hilfreich, sondern ein „sowohl – als auch“.

*„Die Sehnsucht nach Trost und Rat muß unerhört sein, wenn jeder Quarkbeutel, der einen Stoß Kartekarten unfaltfrei zu halten vermag, via Talk-Show alsbald aufsteigt zum Erlöser aus der Not.“*

*Kay Solokowsky, in: J. Roth / K. Bittermann, 'Das große Rhabarbern', Berlin 1996, 13*

# DER SCHÖNE UND DAS BIEST

## Mediale Rollenbilder und Klischees

15.–16. März  
Stuttgart-Hohenheim  
123 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz  
Heidi Büchler-Krienke, Stuttgart  
Dr. Helga Jud-Krepper, Stuttgart  
Claudia Saupe, Stuttgart

### Referentinnen/Referenten:

Dr. Inge von Bönninghausen, Bonn  
Anna Doubek, München  
Helga Klingner, Stuttgart  
Renate Metzger, Stuttgart  
Gabriele Möhlke, Wiesbaden  
Dr. Gitta Mühlen-Achs, München  
Michael Nitsche, Hürth  
Claudia Saupe, Stuttgart  
Friedemann Schindler, Karlsruhe  
Antje Schirra, Stuttgart  
Prof. Dr. Bernd Schorb, Leipzig  
Dr. Monika Weiderer, Passau  
Bettina Wieselmann, Stuttgart

Stuttgarter Zeitung, 19.3.96, von Daniela Mack

## An Barbie kommt man nicht vorbei

### In den Medien spielen Frauen die Nebenrollen

„Haben Sie den Ackersalat schon geputzt?“ fragt der Moderator seine Hörerin. „Nein“, sagt sie, aber sie darf sich trotzdem ein Lied wünschen und ihre Liebsten grüßen. Zum Abschied fragt sie der freundliche Mann vom Radio noch: „Hen Sie Kehrwoch?“ Dieser Dialog ist nicht etwa der Feder eines Kabarettisten entsprungen, sondern ein Stück Alltagswirklich-

keit, vormittags gesendet im Süddeutschen Rundfunk. Die Hausfrau daheim an Herd und Radio, der Mann in der rauen Berufswelt: Bestimmt die klassische Rollenverteilung immer noch das Bild der Geschlechter? Vermitteln die Medien also nach wie vor dieselben Klischees? „Der Schöne und das Biest“ – unter diesem Motto standen die 19. Stuttgarter Tage der Medienpädagogik in der katholischen Akademie Hohenheim. Und um das Fazit der beiden Tage gleich vorwegzunehmen: Es hat sich offenbar nichts geändert – die Medien sind bis heute eindeutig eine Männerwelt.

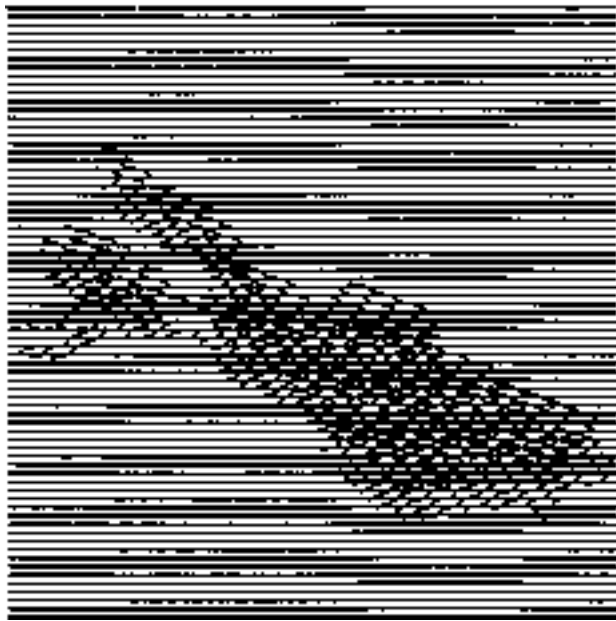
Auch das Bild, das sie von Mann und Frau vermitteln, habe sich „nicht wesentlich verändert“, so betont die Kommunikationspsychologin Gitta Mühlen-Achs in ihrem Eingangsreferat. Sie spricht sogar von der „symbolischen Vernichtung der Frau“ in den audiovisuellen Medien. Das Fernsehen, so Mühlen-Achs, vermittelt Geschlechterverhalten vor allem über die Körpersprache, ohne daß der Betrachter sein kritisches Bewußtsein einschalte. Die Folge: Körpersprache diene nur noch dazu, Stereotype darzustellen. Und das bedeute: Männlichkeit heißt Macht, Stärke, Unabhängigkeit. Weiblichkeit dagegen steht für Schwäche, Hilflosigkeit und Unterwerfung. Besonders häufig hat die Expertin das Kindchenschema ausgemacht: Signale, etwa weit aufgerissene Augen und helle Haare, wie sie in einer berühmten Protagonistin zusammengefaßt seien. „An Barbie“, so Gitta Mühlen-Achs, „kommt man nicht vorbei, wenn man über Weiblichkeitsideale spricht.“ Doch auch die „Mannsbilder“ scheinen dieselben geblieben zu sein. „Die Welt der Jäger und Sammler hat sich nicht grundlegend gewandelt“, sagt der Medienwissenschaftler Bernd Schorb. Er hat anhand der Beispiele dreier Buben untersucht, wie Kinder mit den Vorbildern umgehen, die ihnen das Fernsehen anbietet. Auf die Frage: „Wie werden Probleme bewältigt?“, so seine Erkenntnis, erhalten die Buben eine lapidare Antwort: „Durch Gewalt.“ Spiderman und He-Man vermitteln: Der einsame Wolf wird bedroht und setzt sich zur Wehr, denn nur Körperkraft bringt die Welt wieder ins Lot. Allerdings zweifeln die Buben durchaus an den angebotenen Vorbildern. Schorbs Fazit: „Sie halten Ausschau nach modernen Helden, aber es gibt kaum welche.“ Ob Kindersendungen, Computerspiele, die täglichen „Soap Operas“, reale gesellschaftliche Veränderungen haben bisher keinen Eingang in die Medienwirklichkeit gefunden. Das zumindest haben die Hohenheimer Referate, die in ihren Kernpunkten fast gleichlautend formuliert waren, eindrücklich gezeigt.

Immer noch überwiegen also die männlichen Hauptfiguren, Frauen tauchen meist in oberflächlichen Nebenrollen auf, etwa: Einsamer Wolf rettet kreischende Barbie. Woher aber rührt dieses Festhalten am Klischee? Es lohnt sich, so betonen die Medienexperten, von den Produkten einen Seitenblick auf die Produktionsseite zu werfen. Beim Süddeutschen Rundfunk etwa sind sechzig Prozent Männer beschäftigt und nur

vierzig Prozent Frauen. Während die Männer vor allem in den gutdotierten Gehaltsgruppen zu finden sind, bewegen sich ihre Kolleginnen laut der SDR-Gleichstellungsbeauftragten Antje Schirra „im unteren Drittel“. Dasselbe Bild bietet sich auch bei ARD und ZDF.

Immerhin hat der SDR mit dem „Journal am Morgen“ ein Zugpferd in Sachen Gleichberechtigung: Seit mittlerweile fünfundzwanzig Jahren schildert das Journal sehr erfolgreich Alltagsthemen ausschließlich aus Frauensicht. Und am 26. März werden diese täglichen zehn Minuten „Frauenradio“ belebende Konkurrenz bekommen. Dann nämlich soll der Münchner Kanal „TM3“ ins baden-württembergische Kabel eingespeist werden. „TM3“ bietet Fernsehen, das von Frauen gemacht wird, vom Hausfrauenmagazin „Frida“ bis zum kesen „Girlie“-Talk.

Design: Dieter Groß



#### 4. Weingartener Journalistentag

## INTERNETIONALE MEDIENREGION BODENSEE

Wie Online-Netze die regionalen Medien und den Berufsalltag der Journalisten verändern

in Zusammenarbeit mit der  
Pädagogischen Hochschule Weingarten

19.–20. April  
Weingarten  
89 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### *Tagungsleitung:*

Dr. Hermann-Josef Schmitz  
Dr. Michael-Cornelius Hermann, Weingarten

#### *Referenten:*

Joachim Blum, Bielefeld  
Dr. Hans-Jürgen Bucher, Augsburg  
Michael Dünser, Bregenz  
Ewald Gerding, Leutkirch  
Dr. Rudi Holzberger, Weingarten  
Prof. Dr. Rainer Kuhlen, Konstanz  
Peter A. Marte, Bregenz  
Ernst Munzinger, Ravensburg  
Prof. Dr. Rolf Prim, Weingarten

WOCHENBLATT, Ravensburg, 25. April 1996

### „Lieber am See surfen“

Eine Art digitales Tablett könnte die Tageszeitung im Jahre 2005 sein. Per Stift können Themen angeklickt, so Hintergrundberichte abgerufen werden. Und wer während des Autofahrens keine Zeit zum Lesen hat, kann sich die Zeitung von der Zeitung vorlesen lassen. Papier ist nicht mehr angesagt. Ein Szenario, welches manchen noch zum Lächeln bringt, doch die Zukunft ist nicht mehr weit. Dies bezeugte der 4. Weingartener Journalistentag, zu dem letztes Wochenende die

Diözese Rottenburg-Stuttgart in Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule Weingarten, Kontaktstudium Medienpraxis/Journalismus, einlud. Daß die gestellte Thematik „INTERNETionale Medienregion Bodensee – Wie Online-Netze die regionalen Medien und den Berufsalltag der Journalisten verändern“ den Nerv der Zeit trifft, zeigt die hohe Besucherzahl: Rund 100 Journalisten und Medienschaffende aus der Region fanden sich ein.

„Internet“, ein Begriff, mit dem viele Menschen umgehen, ohne zu wissen, was es damit auf sich hat. Klärung sollte ein Referat von Ernst Munzinger, Munzinger Archiv Ravensburg, verschaffen. Nach einem geschichtlichen Abriss schilderte Munzinger Sinn und Unsinn des Internets und all seiner Ableger. „Vom Internet geht eine geheimnisvolle Faszination aus.“ Nicht nur das, auch kann es aktiv genutzt werden. Immerhin stünden rund 22 Millionen Seiten Text online zur Verfügung. Eine Masse von Informationen, wobei die einzelne, gesuchte Information erst einmal entdeckt werden will. „Es handelt sich eher um einen unstrukturierten Informationshaufen.“ Vor allem ihm als Bibliothekar fehle eben diese Ordnung. „Doch muß man sagen: Es handelt sich um gut funktionierende Anarchie mit einer Schwarz-Weiß-Sicht der Welt.“ Wobei allerdings die Gefahr bestände, „dumpf im Internet dahinzudämmern“.

Dies solle gar nicht erst der Fall sein, so Michael Dünser von den „Vorarlberger Nachrichten“. Er hatte zusammen mit einer Projektgruppe die Tageszeitung in das Internet gebaut. „Unsere Mission ist, Internet- und Onlinedienste in Vorarlberg salonfähig zu machen.“ Doch bisher werde „nur an der Oberfläche gekratzt“. Also gibt es die Vorarlberger Nachrichten im Internet, der Schwerpunkt allerdings wird auf größere Aktualität und Interaktivität der Online-Version gelegt. „Online werden die News gebracht, Hintergründe stehen dann in der Zeitung.“ So kann interaktiv der „Mister Vorarlberg“ per Mausclick gewählt werden.

Per Mausclick Wein einkaufen, für Prof. Rainer Kuhlen von der Universität Konstanz ist das Alltag. Seine „Electronic Mail Bodensee“ steht für einen Endnutzermarkt. Informationen werden für den Endverbraucher in das System gestellt. Mittler wie Zeitungen oder Prospekte werden nicht mehr benötigt. „Uns geht es um die Virtualisierung der Produkte.“ Firmen stellen sich mit ihrem Angebot vor, können direkt angesprochen werden. So können beispielsweise Journalisten ihre Artikel direkt in das Netz stellen, dort die Artikel vom Nutzer gelesen werden, ohne daß eine Zeitung dazwischengeschaltet ist. Bezahlt werden könnten die Journalisten per gespeichertem Abruf. Jeder Nutzer der „Electronic Mail“ bekommt ein Konto, wo korrekt nach Bytes abgerechnet werden könnte.: „Cybercash“ würde die Währung dann wohl heißen. Mit der Bezahlung für Freie Journalisten allerdings, da steht noch einiges im argen. Zweitverwertungs- und Urheberrech-

te sind noch nicht geklärt. Damit müssen sich Juristen in den nächsten Jahren beschäftigen. Joachim Blum, stellvertretender Chefredakteur der „Neuen Westfälischen“ aus Bielefeld hat zusammen mit seiner Zeitung weit voraus gedacht. „Die Entwicklung mit den Urheberrechten in den Onlinenetzen ist an allen Beteiligten, wie beispielsweise den Gewerkschaften, bisher vorbeigegangen.“ Seine Zeitung hat seit einigen Monaten eine eigene Online-Version. „Wir sehen Zeitung als regionalen Informationsvermittler. Der Leser wird an den Zeitungsinhalten beteiligt.“ Dazu können Konzertkarten bestellt werden, dazu Kritiken online eingesehen werden. Eine interaktive Zeitung also, deren Entwicklung lang noch nicht abgeschlossen ist. Per Video zeigte Blum die amerikanische Version der Zeitung der nächsten Generation. Das „virtuelle Tablett“ für die ganze interaktive Familie. Klar ist allen Verantwortlichen jedoch, daß mit dem Internet bisher und nicht so bald richtiges Geld verdient werden kann. Doch müsse der Konkurrenz der elektronischen Medien zuvorgekommen werden. Sonst gehe ein Markt für die Tageszeitung verloren. Nicht ganz so ernst sah das Szenario Peter A. Marte, Pressesprecher der Vorarlberger Landesregierung und der Internationalen Bodenseekonferenz (IBK). „Wenn der Mensch auf die Welt kommt, will er zwei Dinge nicht, weil er sie nicht kennt: die Regio Bodensee und das Internet.“ Habe die IBK mit ihren Aufklärungsaktionen in Richtung Regio Bodensee bisher viel erreichen können, liegt der Umgang mit dem Internet noch ein wenig im argen. „Denn ich möchte nicht im Internet surfen, ich möchte am Bodensee surfen.“



Günther Huniat, Traum der Fruchtbarkeit – Zwischenland, 1983

# Kinderwunsch – Kind nach Wunsch

## Verantwortetes Handeln angesichts der Entwicklung vorgeburtlicher Medizin

14.–16. Juni  
Stuttgart-Hohenheim  
76 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dagmar Mensink

*Referentinnen/Referenten:*  
Monika Bobbert, Tübingen  
Monika Fränznick, Berlin  
Sigrid Graumann, Tübingen  
Hille Haker, Tübingen

Ortrud Kaluza, Neukirchen  
Priv.-Doz. Dr. Ludwig Kiesel, Tübingen  
Dr. Peter Radtke, München  
Monika Stuhlinger, Tübingen  
Peter Thorn, Mörfelden  
Dr. Roswitha Thuma-Gassmann, Tübingen  
Prof. Dr. Klaus Zerres, Bonn

*Schauspielerinnen:*  
Anne Burchard, Tübingen  
Gina Rau, Reutlingen

*„Der Wunsch nach einem Kind ist wohl kaum rational begründbar, sondern vorwiegend von Gefühlen bestimmt, die uns nur zum Teil bewußt sind. Neben dem Bedürfnis nach einem Kind als wichtige Lebenserfahrung und Bereicherung der Partnerschaft spielt der Wunsch eine Rolle, die Erwartungen der Gesellschaft, auch die der eigenen Eltern, zu erfüllen. Wir möchten ein Kind zeugen und empfangen, um unserem eigenen Bild von Männlichkeit und Weiblichkeit zu entsprechen. Im Kind hoffen wir, uns selbst und den Partner wiederzuerkennen, unsere Kindheit wiederzuerleben über den eigenen Tod hinaus.“*

*Ulrike Straeter, Ungewollt kinderlos. Was kann man tun und lassen? Heidelberg 1990*

Sie sind schön, jung und glücklich, die Mütter und Väter aus der Werbung, die mit ihrem Nachwuchs um die Wette strahlen. Kaum ein biographisches Ereignis wird als so einschneidend und prägend beschrieben wie Schwangerschaft und Geburt eines Kindes.

Doch „in guter Hoffnung“ zu sein, ist aus der Mode gekommen; Hoffnung und Erwartung sind häufig verdrängt durch die Angst vor möglichen Risiken und der Furcht vor einem behinderten Kind. Statt auf ihr eigenes Körpergefühl zu vertrauen, verlassen sich die meisten Frauen daher auf den objektiven Blick des Arztes oder der Ärztin, der oder die ihnen am Bildschirm das Wachstum ihres werdenden Kindes vermittelt. Ein ganzer Katalog von Maßnahmen gehört inzwischen zum Standard pränataler, d.h. vorgeburtlicher Medizin. Die Sehnsucht nach einem gesunden Kind läßt ihre Inanspruchnahme fast schon als ein Muß erscheinen. Im Konkreten wird häufig

suggeriert, daß diejenige werdende Mutter am verantwortlichsten handelt, die die ganze Palette des medizinischen Angebots auch nutzt. Tatsächlich aber stehen den rasant wachsenden Möglichkeiten der Diagnostik – vor allem durch die Entschlüsselung des menschlichen Genoms – nur wenige Therapiemöglichkeiten gegenüber. Oft wird daher stillschweigend bei der Durchführung einer Untersuchung vorausgesetzt, daß im ungünstigen Fall eine Abtreibung vorgenommen wird. Demgegenüber sehen sich Frauen und Paare, die beispielsweise eine Fruchtwasseruntersuchung aus „Altersgründen“ (ab 35) ablehnen, massivem Druck ausgesetzt. Bei der Tagung wurde erzählt, ein Arzt habe auf die Ablehnung einer solchen Untersuchung durch eine Schwangere nur geantwortet: „Na, wenn Sie unbedingt ein behindertes Kind wollen!“ Diese Reaktion ist natürlich nicht repräsentativ, aber sie ist auch kein Einzelfall. Sie zeigt vielmehr eine gewichtige Verschiebung in der Zuschreibung von Verantwortung: Was früher als Schicksal betrachtet wurde, gilt heute oft schon als persönliche Schuld: „Du hättest das Kind doch nicht bekommen müssen!“ Die Frau wird verantwortlich gemacht für die gesundheitliche Unversehrtheit des Kindes; eine Behinderung wird ihr entsprechend als Versagen zugerechnet.

Die Angst, in einen solchen Rechtfertigungszwang hineinzugeraten, belastet viele werdende Mütter. Um so gewichtiger ist das Problem, daß solche Gefühle und Ängste in der normalen gynäkologischen Praxis kaum einen Platz haben – nicht zuletzt, weil ausführliche Beratungsgespräche für den Gynäkologen oder die Gynäkologinnen finanziell nicht honoriert werden. Die Folge ist, so *Ortrud Kaluza*, daß die Risiken einer solchen Diagnostik häufig ebensowenig in den Blick kommen wie die psychosozialen Folgen etwa durch die Verunsicherung in der Zeit des Wartens auf das Ergebnis einer Amniozentese. Wenn die Diagnose auf mögliche Schädigung des Fötus hinweist, fallen die Paare oft aus allen Wolken, weil sie eigentlich von der Untersuchung nur die Bestätigung erhofften, daß „alles in Ordnung“ ist. Die Beratungssituation in der Bundesrepublik war für *Ortrud Kaluza* und einige andere Frauen Anlaß, vor einigen Jahren die unabhängige Beratungsstelle für vorgeburtliche Diagnostik *Cara e.V.* in Bremen zu gründen. Diese versucht bewußt, bei ihren Beratungen die gesamte Lebenssituation der Schwangeren zu berücksichtigen. Zugleich

hat sich die Einrichtung zur Aufgabe gemacht, die gesellschaftlichen Folgen der gängigen Pränataldiagnostik in der Öffentlichkeit zu problematisieren.

Die Fragwürdigkeit gesellschaftlicher Normen über ein geglücktes Leben verdeutlichte auf der Tagung *Dr. Peter Radtke*. Der durch die Glasknochenkrankheit auf den Rollstuhl angewiesene Philologe, Schriftsteller, Schauspieler und Fernsehmoderator betonte eindrücklich, daß die unterstellte Verbindung von gesund und glücklich bzw. behindert und unglücklich schlicht falsch ist. Er verglich die Diagnose der pränatalen Diagnostik: „Ihr Kind wird behindert – was wollen Sie tun?“ mit der Situation eines völlig ungeübten Bergwanderers, der am Fuße des Berges gefragt werde, ob er denn den Gipfel erklimmen werde. Zu behaupten „natürlich kann ich es!“ grenze an Übermenschlichkeit – und so sei es auch verständlich, daß sich nur wenige Paare der Herausforderung eines behinderten Kindes stellten, wenn sie (und das gilt für die meisten) in ihrer Umgebung keinerlei Erfahrung mit Behinderung gemacht haben. Die Bedeutung der individuellen Einstellung zu einer etwaigen Behinderung und des familiären Umfeldes unterstrich auch *Prof. Dr. Klaus Zerres* aus seiner humangenetischen Praxis. Während für die einen das Risiko einer Weitergabe genetischer Anomalien zu der Entscheidung eines Verzichts auf eine Schwangerschaft oder zu der klaren Entscheidung für eine Abtreibung im Falle des Eintretens der Behinderung führt, entscheiden sich andere bei gleicher humangenetischer Ausgangsdiagnose für Schwangerschaft und Geburt. Aber auch *Klaus Zerres* berichtete von dem ungeheuren Druck, ja bis hin zur sozialen Isolierung, denen Paare dann ausgesetzt sind, wenn sie ein solches Kind zur Welt bringen.

Schon bei einer „normalen“ Schwangerschaft finden sich Frauen schneller als ihnen oft selbst bewußt ist als Patientinnen der modernen Reproduktionsmedizin wieder. Dies gilt aber in noch viel höherem Maße für diejenigen, für die der Weg zum Eintritt einer Schwangerschaft schon die erste große Hürde ist. Immer mehr Paare in der Bundesrepublik gelten als unfruchtbar; die Statistik spricht von über 15 Prozent. Obwohl die Sterilität bei Männern immer häufiger als Ursache ausgemacht wird, stellt die ungewollte Kinderlosigkeit gesellschaftlich weiter ein Frauenproblem dar. Frauen werden viel häufiger darauf angesprochen, wann denn nun ein Kind komme

oder warum nicht. Wenn die Unfruchtbarkeit bekannt ist, folgen meist schon im persönlichen Umfeld deutliche Hinweise auf die Möglichkeiten der modernen Medizin. Während früher Kinderlosigkeit als Schicksal galt, scheint sie heute eine persönliche Entscheidung; die Medizin hat hier das Erbe des Fatum angetreten. In der Tat werden die Versprechungen immer kühner. So verheißt das neue Verfahren ICSI (Intrazytoplasmatische Spermieninjektion) bei männlicher Sterilität Hoffnung auch noch dort, wo die „normale“ Reagenzglasbefruchtung, bei der Eizelle und Sperma im Glas zusammengebracht werden, aussichtslos ist. Sind Spermien nicht in der Lage, die Eihülle zu durchdringen, so werden sie nun direkt in die Zelle gespritzt. Ob es sich dabei nur um die Überwindung einer mechanischen Barriere handelt oder um die Umgehung eines biologischen Schutzes, ist noch völlig unklar – mit allen ethischen Folgen.

In-vitro-(Reagenzglas-)Befruchtungen (IVF) gehören heute zum medizinischen Alltag; die Kinderwunschsprechstunden der Universitätskliniken verzeichnen Hochbetrieb, und private Anbieter wittern das große Geschäft für die Zukunft. Auch in Tübingen kommen jährlich über 500 Frauen zur IVF; drei Versuche werden von den Krankenkassen übernommen. Die noch immer geringe Erfolgsrate von ca. 15–20 Prozent schreckt die Paare nicht ab, so *Priv.-Doz. Dr. Ludwig Kiesel*, leitender Oberarzt der Abteilung für Sterilitätstherapie an der Universitäts-Frauenklinik. Das ist aber nur eine vordergründige Sicht.

Was unerfüllter Kinderwunsch und jahrelange Therapie, die für die Frauen (sie sind auch im Falle männlicher Sterilität die Patientinnen!) mit massiven körperlichen und seelischen Folgen verbunden sind, für eine Biographie bedeuten, erläuterte *Monika Fränznick*, Politologin und Beraterin am Feministischen Frauengesundheitszentrum in Berlin. Den einmal begonnenen Therapieweg beschreiben viele Frauen wie einen Zwang. „Man muß immer weiter. Das ist wie eine Sucht, immer weiterzumachen [...] Vielleicht auch, weil man sich sagt, jetzt habe ich es schon so lange gemacht, und jetzt kannst du es auch noch weitermachen. Und so mit der Zeit vergißt man dabei, was man im Grunde schon alles probiert hat, in wie vielen Krankenhäusern man schon war, wieviele Frauenärzte man schon gehabt hat.“ Verstärkt wird dieser Mechanismus oft in der engsten Umgebung. *Monika Fränznick* erzählte das Beispiel von Frau Sternebeck

(Name geändert). Sie hatte bereits eine vierjährige Behandlung hinter sich und wurde von ihrer Verwandtschaft bedrängt, wann denn endlich der Nachwuchs käme; allen voran von ihrer Schwiegermutter, die sich sehnlichst einen Enkel wünschte. Ein Ende der Behandlungen wurde erst dann möglich, als sich die Haltung der Schwiegermutter änderte. Frau Sternebeck: „Als ich zum zweiten IVF-Versuch im Krankenhaus war, kam im Fernsehen eine Sendung über IVF, die meine Schwiegermutter gesehen hat. Sie rief bei meinem Mann an und sagte: ‚Schaffe bloß deine Frau aus dem Krankenhaus raus. Ich habe gerade eine Sendung über IVF gesehen, bei der eine Frau gezeugt wurde, die das alles gemacht hat!‘ Meine Schwiegermutter hat das nun mal live gesehen, was da passiert. Ich habe gesagt, die Sendung kam etwas zu spät.“

Wie ein roter Faden zog sich durch die Tagung die Frage nach den gesellschaftlichen Bedingungen, die die Entscheidungen der einzelnen bestimmen, verbunden mit der Frage, wie frei eine solche Entscheidung im Einzelfall wirklich ist, die unter z. T. enormem zeitlichem oder psychischem Druck gefällt wird. *Monika Stuhlinger* vom Zentrum für Ethik in den Wissenschaften der Universität Tübingen, Medizinerin und Evangelische Theologin, brachte es auf den Punkt: Im Zweifelsfalle werde von der „Unzumutbarkeit“ einer Schwangerschaft gesprochen. Aber „sind solche Entscheidungen überhaupt zumutbar? Man ist gezwungen, etwas zu tun, was einem nicht zusteht: über Leben und Tod entscheiden.“ Hier gilt es, Wege aufzuzeigen, bei denen Betroffene unter Wahrung ihrer persönlichen Überzeugungen und Grundhaltungen zu einer Entscheidung finden können, zu der sie in ihrem weiteren Leben verantwortlich stehen können: eine ethische Entscheidung. *Hille Haker*, Ethikerin und langjährige Mitarbeiterin am Zentrum für Ethik in den Wissenschaften, forderte daher die Schaffung einer ethischen Beratung in Schwangerschaftskonfliktfällen und entwickelte dafür ein Modell. Ihr Fazit: „Die ethische Beratung findet ihre Grenze an der Entscheidungsfreiheit der Frau bzw. des Paares, ihrem ethischen Können und Wollen, das von außen nicht festlegbar ist; Paare müssen selbst entscheiden, wie groß oder klein der Spielraum ihrer realisierbaren Verantwortung ist. [...] Die Gesellschaft und der Staat haben dagegen die Bedingungen zu schaffen, die einen Schutz seiner Mitglieder, ein-

schließlich der Embryonen und Föten, gewährleisten.“ Hier, so zeigte die anschließende Diskussion, liegt auch die Herausforderung für die Kirchen: jenseits ideologischer Grabenkämpfe die ethischen Konflikte Betroffener ernstzunehmen. Das bedeutet zum einen, daß die Kirche sie wirklich als ethische Subjekte wahrnimmt, d.h. als Personen, die Verantwortung im Rahmen des ihnen Möglichen übernehmen können und sollen. Zum anderen aber gilt es für die Kirche, darauf zu drängen, daß die gesellschaftlichen Bedingungen so sind, daß auch eine Entscheidung für ein behindertes Kind möglich ist. Kirche sollte dies, so die einhellige Meinung im Plenum, aber nicht nur fordern, sondern sie sollte selbst mit gutem Beispiel vorangehen.

*Versteh ist eine Reise in das Land der anderen  
(Gaby Franger, Nürnberg)*



## „Allianzen von Frauen in der Einen Welt“

**Der Kampf gegen (Frauen-) Armut ein Jahr nach der Weltfrauenkonferenz von Peking**

11.–13. Oktober  
Stuttgart-Hohenheim  
56 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*

Dr. Verena Wodtke-Werner  
Dr. Claudia Lücking-Michel, Tübingen

*Referentinnen/Arbeitsgruppenleitung:*

Brigitte Adler, Bonn  
Dr. Ulrike Bechmann, Stein  
Carolin Callenius, Stuttgart  
Dr. Gaby Franger, Nürnberg  
Marlies Fröse, Köln  
Stefanie Hoppe, Essen  
Irmgard Icking, Aachen  
Regina KaltheGener, Bonn  
Johanna Lidy, Stuttgart  
Margot Papenheim, Düsseldorf  
Christa Randzio-Plath, Hahnheim  
Dr. Anja Ruf, Frankfurt a. M.  
Christina Schuierer, Bonn  
Corry Szantho von Radnoth, Berlin  
Monika Treber, Frankfurt a. M.  
Dr. Christa Wichterich, Bonn

Allianzen von Frauen für eine frauengerechte Entwicklungszusammenarbeit und gegen Frauenarmut standen im Mittelpunkt einer Fachtagung, die in Kooperation mit der Kommission für internationale Arbeit des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB) stattgefunden hat. Ein Jahr nach der 4. Weltfrauenkonferenz in Peking diskutierten 50 Fachfrauen, darunter Vertreterinnen von Hilfswerken, Frauenverbänden, verschiedenen Nichtregierungsorganisationen (NROs) sowie der Regierungs- und Oppositionsseite Konzepte und Perspektiven von Frauenfördermaßnahmen in der Einen Welt.

Der Kampf gegen Frauenarmut ist eines der Hauptziele, die von der 4. Weltfrauenkonferenz in Peking in ihrer Aktionsplattform formuliert wurden. Über eine Milliarde Menschen – davon rund 70 % Frauen und Mädchen – leben heute in untragbaren Armutsverhältnissen. Die Gründe für die proportional so viel höhere Armut von Frauen sind vielfältig. Neben wirtschaftlichen Faktoren ist es die Starrheit gesellschaftlich vorgegebener Geschlechtsrollen und der begrenzte Zugang der Frauen zu Macht, Bildung, Ausbildung und wirtschaftlichen Ressourcen. Armut lasse sich daher nicht allein durch einzelne Projekte zur Armutsbekämpfung beseitigen, heißt es in der Aktionsplattform. „Es gilt vielmehr, demokratische Teilhabe und einen Wandel in den wirtschaftlichen Strukturen herbeizuführen, um sicherzustellen, daß alle Frauen Zugang zu Ressourcen, Chancen und öffentlichen Dienstleistungen haben.“

#### Frauengerechte Entwicklungsarbeit

Wie muß frauengerechte Entwicklungszusammenarbeit aussehen, damit gleichberechtigte Teilhabe von Frauen an allen Lebensbereichen und Entscheidungsprozessen erreicht werden kann? Provokativ wurde nachgefragt, ob nicht gerade die sogenannten „Frauenprojekte“ (Säuglingspflege, Ernährungs- oder Handarbeitskurse) dazu beitragen, traditionelle Rollenmuster zu verfestigen. „Wir müssen das eine tun, ohne das andere zu lassen“, so die Meinung der Teilnehmerinnen. Gerade solche Kurse seien wahrscheinlich für viele Frauen die einzige Möglichkeit, von ihren Männern oder Vätern überhaupt die Erlaubnis zu bekommen, das Haus zu verlassen. Ebenso seien auch weiterhin Projekte erforderlich, die kurzfristig Not lindern.

#### Mehrgleisige Strategien

Um jedoch langfristig die Situation von Frauen wirklich zu verbessern, sind deshalb „mehrgleisige Strategien“ notwendig, die das Bewußtsein verändern und gesellschaftspolitische Prozesse in Gang setzen, wie z.B. an Frauenbedürfnissen orientierte Bildungsangebote, Aufklärung über Frauenrechte, Einbeziehung der Männer in die Entwicklungsarbeit. Außerdem muß der Entwicklungsbegriff insgesamt in Frage gestellt werden: „Eine frauengerechte Entwicklung ist ökonomisch bedarfs- und nachfrageorientiert, statt profitorientiert; sie ist so-

*mehr als drucken*

Beratung  
Gestaltung  
Fotosatz  
Desktop-Publishing  
Web-Design  
Internet-Support  
Buchdruck  
Offsetdruck

**Grafik**  
GmbH  
**Druck**

Heusteigstraße 66  
70180 Stuttgart  
Telefax (07 11) 6 45 59 31  
Telefon (07 11) 64 55 90  
eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)  
<http://www.grafikdruck.de/>

zial ausgleichend und umverteilend, statt polarisierend; sie ist ökologisch ressourcenschonend, statt effizient ressourcenausbeutend; sie respektiert kulturelle Vielfalt, statt eine westlich konsumorientierte Einheitsnorm durchzusetzen; und sie stärkt politisch zivilgesellschaftliche Kräfte“, führte Christa Wichterich, freie Journalistin und Vertreterin einer NRO-Gruppe, aus.

#### Gute Ansätze

Inzwischen gibt es gute Ansätze für Entwicklungszusammenarbeit in diesem Sinne: „Bei Misereor z.B. müssen Entwicklungsprogramme dahingehend abgeklopft werden, ob sie negative Folgen für Frauen haben“, so Irmgard Icking (Misereor). 1995 wurde dafür bei Misereor ein Positionspapier „Frauen und Entwicklung“ erarbeitet. Auch das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) hat erkannt, daß Nöte, Belange und Interessen von Frauen stärker zu berücksichtigen sind. 1990 entwickelte das Ministerium „Kategorien zur Einordnung von Vorhaben nach Auswirkungen auf Frauen“ und richtete 1993 ein Referat für Frauen-, Familien- und Jugendfragen ein. Dieses Referat erhält sämtliche Projektanträge und kann in die Projektgestaltung eingreifen, wo immer es dies für nötig hält. Ist die Entwicklungspolitik auf einem guten Weg? „Es wird viel über Frauenförderung geredet, geändert hat sich jedoch nicht viel“, kritisieren vor allem Vertreterinnen der NROs. Es sei noch viel Lobbyarbeit zu leisten, um „patriarchalische Verkrustungen“ auch in unserer Gesellschaft aufzubrechen und Bewußtsein für die Notwendigkeit von Frauenförderung zu schaffen.

Gerade angesichts von Sparmaßnahmen sei es um so wichtiger, daß Frauen sich aus unterschiedlichsten Bereichen der Entwicklungszusammenarbeit zusammenschließen. Und in der Tat, in Hohenheim wurde nicht nur über Allianzen geredet, sondern es wurden auch viele Kontakte geknüpft, die, wie Claudia Lücking resümierte, „Basis sein können für eine Zusammenarbeit über die Grenzen von Institutionen und (partei-)politischen Gruppen hinweg“.

## Leit- und Gerechtigkeitsvorstellungen der Sozialpolitik

Kolloquium in Zusammenarbeit mit:  
Hans Böckler-Stiftung Düsseldorf, Philosophische Gesellschaft Bad Homburg e.V.

8.–10. März  
Weingarten  
15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Rainer Öhlschläger

*Referentinnen/Referenten:*  
Dr. Irene Becker, Frankfurt a. M.  
Prof. Dr. Siegfried Blasche, Bad Homburg  
Prof. Dr. Diether Döring, Frankfurt a. M.  
Dr. Wilfried Hinsch, Münster  
Reinhard Kuhlmann, Frankfurt a. M.  
Dr. Walter Reese-Schäfer, Halle  
Dr. Friedbert W. Rüb, Hamburg  
Michael Scharping, Frankfurt a. M.  
Prof. Dr. Paul Spahn, Frankfurt a. M.  
Dr. Mechthild Veil, Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Diether Döring von der Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt skizzierte in seinem Referat einige Problembereiche der künftigen Sozialpolitik. Als signifikante Tendenzen sieht er:

- die schrittweise Veränderung der Alterszusammensetzung der Bevölkerung
- die Tendenz zur Zuwanderung
- die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt
- die Veränderung der Lebens- und Familienformen
- die Veränderungen in den Werthaltungen

Hier ein Auszug seiner abschließenden Folgerungen:

„... Auf die angesprochenen Veränderungen der Ausgangslage sollte sich die Sozialpolitik einstellen, da sie die Gestalt der künftigen Sicherungsprobleme wie auch der künftigen Finanzierungsprobleme deutlich verändern können. Eine konzeptionelle Vorbereitung scheint mir auch deshalb wichtig, da die Erfahrung zeigt, daß politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Umbrüche im Spiel der Kräfte gerne dazu genutzt werden, gesellschaftliche Konsense oder Kompromisse aufzukündigen und „Grenzverschiebungen“ gerade in Verteilungsfragen zu erreichen. Man kann in der seit der deutschen Einigung (und der Verschärfung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten) eskalierenden Debatte um den „Umbau des Sozialstaates“ auch solche Versuche erkennen, stattfindende oder bevorstehende Veränderungen der Ausgangsbedingungen zu einer Neuorientierung der Sozialpolitik zu nutzen.

Den Veränderungen wie den heute bestehenden Defiziten sollte keinesfalls rein defensiv begegnet werden. Notwendig ist hier m.E. ein zukunftsweisendes Reformprojekt, das die Problemlösungsqualität der Systeme verbessert und zugleich ihre Finanzierungsbasis weiterentwickelt. Einige Elemente eines solchen Reformprojekts sollen stichwortartig benannt werden:

- Da jede entwickelte Sozialpolitik auf Verteilungsspielräume angewiesen ist, muß eine energische, beschäftigungsstärkende Politik Teil jeder zukunftsweisenden Sozialreform sein. Auch ein reformiertes System der sozialen Sicherung wird stark vom Beschäftigungsstand abhängig bleiben.
- Die künftige Sozialpolitik wird energisch auf die Verstärkung ihrer mindestsichernden Qualität achten müssen. Kurzfristig dürfte ein Abfangen der Sozialhilferisiken durch den Einbau von bedarfsorientierten Mindestsicherungsregelungen in die Sicherungssysteme (Sozialversicherung) die „Methode der Wahl“ sein. Dies wäre ein Fortschritt gegenüber der Sozialhilfөлung, bleibt aber doch eine fürsorgeartige Maßnahme. Auf lange Sicht sollte deshalb versucht werden, den Versicherungsschutz selbst in der Weise auszubauen, daß es zu einem „Herauswachsen“ der Sicherungsansprüche aus der Sozialhilfebedürftigkeit kommt. Überlegenswert wäre der Ausbau der Versicherungspflicht über den derzeitigen Personenkreis

*mehr als drucken*

Beratung  
Gestaltung  
Fotosatz  
Desktop-Publishing  
Web-Design  
Internet-Support  
Buchdruck  
Offsetdruck

**Grafik**  
GmbH  
**Druck**

Heusteigstraße 66  
70180 Stuttgart  
Telefax (07 11) 6 45 59 31  
Telefon (07 11) 64 55 90  
eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)  
<http://www.grafikdruck.de/>

- hinaus und die Ergänzung der lohnbezogenen Beitragspflicht durch Mindestbeitragsregelungen. Diese Mindestbeiträge müßten u.U. bei niedrigen Einkommen subventioniert werden. Abzuwägen ist hier die Verpflichtung von privaten Haushalten, Beitragszahlern und Staat.
- Die künftige Sozialpolitik wird nicht mehr auf die bisherige Ehezentrierung setzen können, die bisher vor allem in der Absicherung von Frauen eine unverzichtbare Rolle spielt (Hinterbliebenensicherung in der Rentenversicherung; Mitversicherung in der Krankenversicherung). Vermutlich wird man langfristig auf den Ausbau eigenständiger Ansprüche für alle Mitglieder der Gesellschaft, auch die Nichterwerbstätigen, setzen müssen. Konzepte eines Ausbaus sind hier schon in der sozialpolitischen Diskussion.
  - Die künftige Sozialpolitik muß auch ihre Finanzierungsbasis weiterentwickeln. Die derzeitige Sozialversicherung konzentriert sich sehr stark auf die Beitragsfinanzierung. Diese wird sogar z.T. dort eingesetzt, wo es sich eindeutig um gesamtgesellschaftliche Lasten handelt (so bei Integrationsaufgaben in den neuen Bundesländern). Die überzogenen Beitragsanteile in der Finanzierung tragen zu einer Überlastung des Lohnes bei. Dies ist ungerecht und schadet tendenziell der Beschäftigung. Hier ist eine Veränderung erforderlich. Nicht vergessen werden darf auch die schon oben angesprochene Möglichkeit, die Beitragspflicht (und den Versicherungsschutz) in der Sozialversicherung auszubauen. Viele westeuropäische Länder stellen die Sozialversicherungspflicht auf Erwerbstätigkeit und nicht ausschließlich auf den Arbeitnehmerstatus ab. Reformbedarf besteht auch hinsichtlich der Versicherungspflichtgrenze in Krankenversicherung und Privatversicherung.
  - Die künftige Sozialpolitik wird sehr energisch auf die Position der Kindererziehenden unabhängig von der Lebensform der Eltern achten müssen. Die starke Betroffenheit von großen Familien und Alleinerziehenden durch Sozialhilfebedürftigkeit zeigt die Notwendigkeit an. Hier sollten Mittel insbesondere von ehebezogenen steuerlichen Vergünstigungen auf Kindergeldleistungen verlagert werden. Der Ausbau der Kindergeldzahlungen auf ein angemessenes Niveau für alle Kindererziehenden, also Erwerbstätige, Erwerbs-

lose und Nichterwerbstätige ist im übrigen das sozialpolitisch gebotene Mittel, dem Lohnabstandsgebot Rechnung zu tragen.

- Die künftige Sozialpolitik sollte stärker als bisher die Bildungspolitik als eines ihrer Instrumente betrachten. Die Notwendigkeit zeigt sich insbesondere bei den Integrationserfordernissen von Zuwanderern. Ihnen müssen gleiche Chancen auf Erwerbstätigkeit wie Deutschen durch sprachliche und berufsbezogene Bildungsmaßnahmen verschafft werden. Ein weiteres wichtiges Feld ist der Ausbau von Bildungsmaßnahmen in Richtung permanenter beruflicher Qualifikation für alle Arbeitnehmer wie auch insbesondere für Wiedereinsteiger(innen) in den Arbeitsmarkt.
- Die künftige Sozialpolitik sollte die präventive Gesundheitspolitik viel energischer angehen. Die extremen berufs- und schichtspezifischen Unterschiede bei den Gesundheitsdaten zeigen hier einen beachtlichen Entwicklungsbedarf an.
- Die künftige Sozialpolitik sollte versuchen, eine effektivere Sicherung und Interessenvertretung auch auf der nichtstaatlichen, insbesondere betrieblichen, Ebene zu entwickeln. Die derzeitigen rechtlichen Elemente stützen zwar gewachsene Ansprüche, verhindern aber nicht den Hinauswurf ganzer Arbeitnehmergruppen (so der Berufsanfänger in vielen betrieblichen Altersversorgungen).

Eine abschließende Bemerkung: Diese sehr kurzen und zwangsläufig nicht vollständigen Hinweise mögen deutlich machen, daß die sozialstaatlichen Institutionen vor schwierigen Anpassungsentscheidungen stehen. Was wir hier brauchen, ist sicher mehr als Stückwerkspolitik, wir brauchen einen Sozialreformentwurf, der einen einsichtigen konzeptionellen Ausbau unseres Sicherungssystems vorschlägt ..."

(Der Vortrag basiert auf einer Fassung, wie er gehalten wurde beim Gesprächskreis „Arbeit und Soziales“ der Friedrich-Ebert-Stiftung.)

# Herbstakademie Wirtschafts- und Unternehmensethik

Stipendiatentagung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Netzwerk Wirtschaftsethik

28. Oktober–1. November  
Weingarten  
36 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Dr. Rainer Öhlschläger

*Referenten:*  
Thomas Bauer, Schrobenhausen  
Prof. Dr. Siegfried Blasche, Bad Homburg  
Prof. Dr. Dr. Karl Homann, Eichstätt/Ingolstadt  
Werner Schiewek, Kiel  
Dr. Michael Wiehen, München  
Prof. Dr. Josef Wieland, Konstanz

Hier ein Tagungsbericht der Teilnehmerin Mirja Viertelhaus vom Lehrstuhl für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Unternehmensführung der Universität Erlangen-Nürnberg:

Durch die Globalisierung sowie durch die politischen und technologischen Veränderungen der Rahmenbedingungen der Wirtschaft ergeben sich neue moralische Herausforderungen für die Unternehmen. Aktuelle Themen wie die Zukunft der Arbeit, der Umweltschutz, die Gefahren neuer Technologien oder das Problem der Korruption stellen die Frage nach dem Ort der Verantwortung für eine friedensstiftende Problemlösung. Unternehmen sind dabei zunächst einmal der Ort, wo moralische Konfliktsituationen im Alltag als Zielkonflikt zwischen Moralität und Wirtschaftlichkeit auftreten. Wo aber und mit welchen Mitteln soll die Moral zur Lösung der Probleme zur Geltung kommen?

Vom 28. Oktober bis 1. November 1996 veranstaltete das

Deutsche Netzwerk Wirtschaftsethik – EBEN Deutschland e.V. in Zusammenarbeit mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart die 2. Herbstakademie zur Wirtschafts- und Unternehmensethik für qualifizierte Studenten und junge Wissenschaftler aus ganz Deutschland. An dieser interdisziplinären Stipendiatentagung nahmen 30 Studierende und Promovierende der Philosophie, Psychologie, Soziologie, Theologie, Volks- und Betriebswirtschaftslehre und Wirtschaftspädagogik sowie fünf Referenten aus Theorie und Praxis teil. Mit der jährlich stattfindenden Herbstakademie will das DNWE einen Beitrag zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und zur Ausbildung zukünftiger Entscheidungsträger in der Wirtschaft leisten. Das Ziel der Veranstaltung ist eine Vermittlung der theoretischen Grundlagen der Wirtschafts- und Unternehmensethik und deren Transfer in Anwendungszusammenhänge. Die Teilnahme an der Tagung, die von der Friedrich-Ebert-Stiftung und anderen Sponsoren finanziell unterstützt wurde, war an die Empfehlung eines Hochschullehrers, der Mitglied des Deutschen Netzwerkes Wirtschaftsethik ist, gebunden.

Nach der Begrüßung durch Prof. Josef Wieland (Fachhochschule Konstanz) und Herrn Rainer Öhlschläger (Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart), die das Seminar als Diskussionsleiter und Organisatoren begleiteten, und einer Einführung in die Tagungsthematik wurde in einem ersten Schritt anhand der Fallstudie „Die Parabel von Sadhu“ der Umgang mit moralisch-ethischen Konfliktsituationen bei unvollständigen Informationen und verschiedenen Interessengruppen (Stakeholder) verdeutlicht und kritisch diskutiert.

In seinem Vortrag über die theoretischen Grundlagen der Unternehmensethik betonte Prof. Wieland die zunehmende gesellschaftliche Komplexität auf der Ebene der Unternehmung, die zur Übernahme von Verantwortung und neuen Aufgaben führt und die Notwendigkeit einer Polylingualität der Unternehmen erfordert. Prof. Wieland führte aus, daß Ethik sich nicht nur in Notsituationen zeigen soll, sondern vielmehr im Alltag wirksam werden soll. Gleichzeitig warnte er vor den Gefahren eines Selbstbindungseffektes zum ethischen Handeln. Mit seiner „ökonomischen Theorie der Moral“ zeigte Prof. Karl Homann (Universität Eichstätt) in seinem Vortrag auf, wie sich ethische Begründungsprobleme dadurch lösen

lassen, daß man die Entstehung und Befolgung von sozialen Normen aus nutzenkalkulatorischen Motiven der Betroffenen erklärt. Normen, die befolgt werden sollen, müssen daher anreiz-kompatibel sein. Dort, wo die Rahmenordnung in der Praxis Lücken aufweist, sind Unternehmen aufgefordert, eigenständige Legitimationsbemühungen anzustrengen und Verantwortung auszuüben. Die philosophischen Grundlagen der Wirtschafts- und Unternehmensethik wurden von Prof. Siegfried Blasche (Philosophisches Forum, Bad Homburg) dargestellt. Die Aufgabe der Philosophie sieht Prof. Blasche in der Erklärung von Begriffen wie Ethik, Moral, Werten, Normen und Ethos.

Im Rahmen des unternehmensethischen Praxisforums stellte Dipl.-Kfm. Thomas Bauer (Bauer Tiefbau GmbH) ein Ethik-Management-System als Qualitätsmanagement

für die Bauwirtschaft vor. Aufgrund der zunehmenden Aufdeckung von Korruption in der Bauwirtschaft wurde dieses System zusammen mit Prof. Wieland für die bayerische Bauwirtschaft entwickelt. Durch die Vergabe von Zertifikaten sollen Standards gesetzt werden. Fehlverhalten soll entsprechend sanktioniert werden.

Der Vortrag zum aktuellen Thema „Korruption in internationalen Wirtschaftsbeziehungen“ von Dr. Michael Wiehen (Direktor Transparency International, München) befaßte sich sowohl mit der Bedeutung und praktischen Ausprägung von Korruption als auch mit den Möglichkeiten, die Transparency International als weltweit agierende, private Organisation bei der Bekämpfung der Korruption besitzt. Im Vordergrund stehen die Förderung von Koalitionen zwischen Unternehmen und staatlichen Stellen und die Betreuung von einzelnen Großprojekten zur Schaffung einer „Insel der Integrität“.

Den Umgang mit Konfliktsituationen in konkreten Marktsituationen konnten die Teilnehmer beim computergestützten UNICON-Unternehmensplanspiel „TOPSIM-General Management II“ zum Thema „Moral als Element wirtschaftlicher Entscheidungen“ unter Beweis stellen. Herr Werner Schiewek, Theologe aus Kiel, und Prof. Wieland stellten den Teilnehmern während fünf Spielperioden zahlreiche unternehmenstypische Probleme, die die einzelnen Gruppen als Team unter Zeitdruck lösen mußten und die den Bezug zur Unternehmensethik bei der Beachtung von Ökologie- und Sozialkomponenten aufzeigten.

Das sehr angenehme Ambiente des Tagungshauses der Akademie in Weingarten sowie die kompetente Betreuung während des gesamten Seminars haben zu einer sehr positiven Resonanz der Teilnehmer geführt. Der gegenseitige Erfahrungsaustausch wird sicherlich in wissenschaftliche Arbeiten einfließen und zu einer weiteren Verankerung der Thematik an den Hochschulen führen.

## Ravensburger Waaghausgespräche

# Neue Lust auf Werte

2.–5. Mai  
Schwörssaal Ravensburg  
144 Teilnehmerinnen und Teilnehmer  
724 Teilnehmerinnen und Teilnehmer an Einzelvorträgen

### Veranstalter:

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Kultur- und Schulamt der Stadt Ravensburg  
Ökumenische Ausbildungsstelle für beratende Seelsorge/Telefonseelsorge Oberschwaben-Allgäu  
Pädagogische Hochschule Weingarten

### Tagungsleitung:

Dr. Rainer Öhlschläger  
Dr. Jürgen Blattner, Ravensburg  
Dr. Thomas Knubben, Ravensburg  
Prof. Dr. Edgar Thaidigsmann, Weingarten

### Referentin/Referenten:

Dr. Wulf-Volker Lindner, Hamburg  
Dr. Margarete Mitscherlich, Frankfurt a. M.  
Dr. Paul Münch, Essen  
Friedrich Schorlemmer, Wittenberg  
Prof. Dr. Paul Michael Zulehner, Wien

### *Einmal im Jahr macht sich eine Stadt ihre Gedanken*

Die Welt ist unübersichtlich und hektisch geworden. Zum Nachdenken über grundlegende Fragen des Zusammenlebens bleibt wenig Zeit. Die Ravensburger Waaghausgespräche nehmen sich Zeit. Sie widmen sich Fragestellungen, die der tieferen Erörterung bedürfen. Sie wagen den Disput. Sie pflegen den Gedankenaustausch zwischen Fachleuten und der interessierten Öffentlichkeit. Sie versuchen den Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis, zwischen gedanklicher Durchdringung und persönlicher Erfahrungswelt. Kurz: Sie bemühen sich um eine neue Kultur des Dialogs.

Zum ersten Mal fand die Veranstaltung vom 2. bis 5. Mai 1996 statt.

Die große Teilnehmerzahl gab der Konzeption der Veranstalter recht. Es gelang, interessierte Bürger der Städte Ravensburg/Weingarten zusammen mit überregional angereisten Gästen in den Dialog zu bringen. Neben den Vorträgen und Podiumsdiskussionen stießen vor allem die neun Workshops auf gute Resonanz.

Schwäbische Zeitung, 6. Mai 1996

## Werte-Transport

### Ravensburger Waaghausgespräche über „Neue Lust auf Werte“

Die Menschen haben immer mehr Orientierungsprobleme, so die Erfahrung der Telefonseelsorge Ravensburg. Also haben sich die Verantwortlichen, zusammen mit dem Kulturamt der Stadt sowie der Pädagogischen Hochschule und der Katholischen Akademie Weingarten, daran gemacht, Abhilfe zu schaffen. Die ersten „Ravensburger Waaghausgespräche“ haben sich vier Tage lang „um eine neue Kultur des Dialogs“ bemüht. Die Vortragenden waren hochrangig, das Interesse war stark.

Gibt es eine „neue Lust auf Werte“? Ist die Lust neu? Sollen es neue oder alte Werte sein? Sind Werte Werte an sich, oder hängen sie davon ab, ob wir Lust darauf haben? Fragen über Fragen. Die Klage über den Niedergang der Werte kennen wir seit Sokrates. In Ravensburg konnte man sich nicht darauf einigen, ob die Werte zunehmen oder abnehmen. Margarete Mitscherlich, 79 Jahre alt, sehr agil und humorvoll im Vortrag, sprach über Frauenemanzipation in diesem Jahrhundert. Sie teilte ein: Alle Werte, die böse sind (Gewalt, Unterdrückung, Rationalismus), sind männlich, alle Werte, die gut sind (Gefühle zeigen), sind weiblich. Nach dieser Vorgabe hatten selbst böse Frauen (Mitscherlich erwähnte KZ-Aufseherinnen) keine Chance, selber böse zu sein, da sie ja nur männliche Werte projizierten. Der Hamburger Psychoanalytiker Wulf-Volker Lindner zeichnete das gängige Sittengemälde unserer Zeit: Egoismus, Leistungsdenken. Haben statt Sein bestimmen unser Denken. Da komme es in der Diskussion auf Werte-Eliten an, die uns an soziales, gesellschaftliches Engagement, ökologische Reformen erinnerten. Mitscherlich und Lindner war gemeinsam, daß sie über bundesrepublikanische Verhältnisse der siebziger und achtziger Jahre sprachen. Die Veränderungen von 1989 streiften sie nur mit verächtlichem Unterton: das Deutschnationale sei wiedergekehrt, Destruktivität habe die Decke der Kultur zerrissen, Wundenlecken der '68er-Protagonisten.



### Wo bleibt der Dank?

Da war es gut, daß mit Friedrich Schorlemmer aus Wittenberg, DDR-Regimekritiker einst und Studienleiter der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt heute, jemand in Ravensburg beweisen konnte, daß es gut ist, wenn einst Unterdrückte heute in Deutschland frei und öffentlich sprechen dürfen. Er bot keine konkreten Rezepte, machte sich aber begründete Sorgen um die soziale Realität im vereinigten Deutschland, um die Unterschiede zwischen Arm und Reich. Daß Solidarität dabei gefordert sei, war den Teilnehmern der Waaghausgespräche klar. Mehr Lust auf Solidarität mit den Menschen in Ostdeutschland hätte man noch, hieß es von Publikumsseite, wenn die sich nur dankbarer erweisen würden. Aber wo finden die Wohlhabenden heute noch Dankbarkeit in einer Gesellschaft des Werteverfalls.

Werte konkret benannt hat in Ravensburg hauptsächlich Paul Zulehner, praktischer Theologe aus Wien. Der progressiv redende Konservative plädierte für Institution, Norm und Autorität. Um diese in Mißkredit gekommenen Werteträger in hellem Glanz erstrahlen zu lassen, verunglimpfte er sie zuerst, um sie dann als „neue“ Institutionen, Normen und Autoritäten wiederzuentdecken. Gemeint war nicht „neu“, sondern eher das Eigentliche und Wesentliche daran. Sorgen machen Zulehner eine heute feststellbare Flucht aus der Freiheit, die Entsolidarisierung und die „angestrengte Diesseitigkeit“. Statt dessen möchte er folglich Freiheit, Solidarität (belastbare), eine Öffnung des diesseitigen Lebensgefängnisses hin zu einem offenen Himmel, ein „spirituelles Ozonloch“. Institutionen, Normen und Autoritäten „neuer Qualität“ hätten nun zu dieser Freiheit, zum partnerschaftlichen Umgang miteinander und zum Blick in eine offene Zukunft zu ermutigen.

### Für Werte auf die Straße gehen

Gibt es noch Werte, für die Tausende Menschen heute auf die Straße zu gehen bereit wären? Ja! Sachwerte vor allem. Während im historischen Schwörsaal Haben und Sein gegeneinander aufgewogen wurden, machten sich rings um das Waaghaus am langen Samstag Menschenströme auf, um einzukaufen. Doch wie kommen die Werte in die Stadt, die da in Tüten verpackt getrost nach Hause getragen wurden? Mit dem City-Logistik-Lkw. In Ravensburg fährt nicht mehr jede Spedition mit dem eigenen Laster in die verwinkelte Innenstadt. Vielmehr liefern alle ihr Stückgut am Bahnhof ab, und von dort fährt einer alles aus. Das spart Verkehr, Stau, Ärger für die Menschen in der City. Helmut Schnell von der Industrie- und Handelskammer Bodensee-Oberschwaben stellte sein Modell zur innerstädtischen Verkehrsentlastung im Rahmen eines Workshops vor. „Neue Lust auf Werte“ am konkreten Beispiel in der Stadt war die Idee. Werte kamen zwar nicht direkt zur Sprache, aber Lust, so Schnell, hat man schon gehabt, ein ganz konkretes Problem einer ganz konkreten Stadt kreativ zu lösen. Eine „Kleinigkeit“ eigentlich, wie Schnell betonte, die aber doch dazu geführt habe, daß er sich vor Einladungen zu Kongressen über sein City-Logistik-Konzept nicht mehr retten kann. Es besteht einfach Bedarf an neuen Problemlösungen. Zumindest an Tagungen über neue Problemlösungen, denn in die Praxis umgesetzt hat das Ravensburger Modell anderswo bislang noch kaum jemand.

Das Resümee: Warentransport per City-Logistik ist eine gute Sache. Der Wertetransport in die Stadt hat das Publikum – die angesprochene Werte-Elite – teils köstlich amüsiert, teils so richtig zum Nachdenken gebracht. Gut, daß man mal wieder darüber gesprochen hat. Daß die Telefonseelsorge künftig weniger Anrufe orientierungsloser Menschen erhält, bleibt dringend zu hoffen.

Joachim Rogosch

*Dr. Margarete Mitscherlich, Frankfurt a.M.*

*Prof. Dr. Paul Michael Zulehner, Wien*

*Zeichnungen eines Teilnehmers,  
entstanden während der Vorträge*



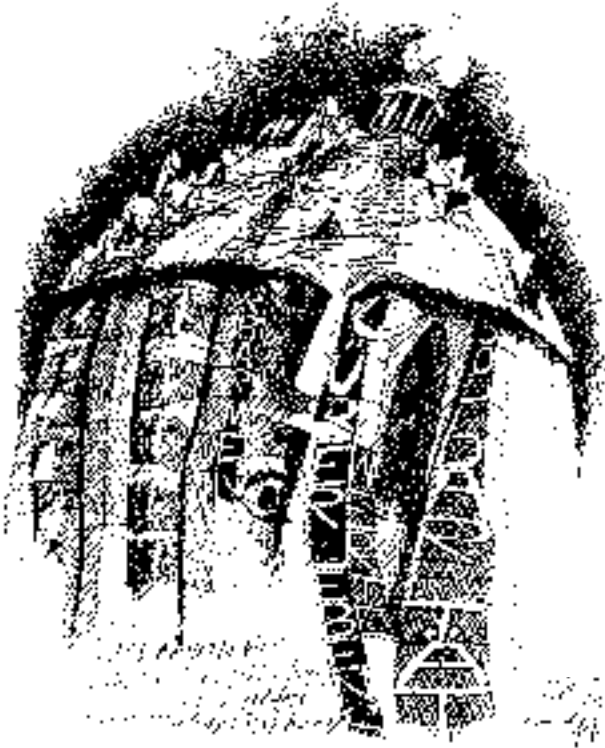
1934  
 10/24  
 10/24  
 10/24



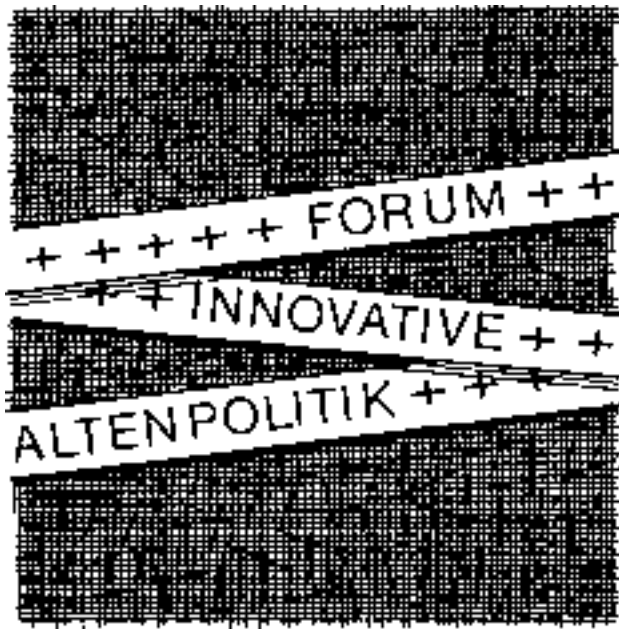
1934  
 10/24  
 10/24  
 10/24



1934  
 10/24  
 10/24  
 10/24



1934  
 10/24  
 10/24  
 10/24



Design: Dieter Groß

# Betreutes Wohnen im Alter

## Konzeptionen auf dem Prüfstand

Forum innovative Altenpolitik

13.–14. November  
Stuttgart-Hohenheim  
172 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Tagungsleitung:

Dr. Manfred Lallinger  
Monika Bobbert, Tübingen

### Referentin/Referenten:

Dr. Volker Eichener, Bochum  
Dr. Klaus Friedrich, Darmstadt  
Wolfram Hertrampf, Freiburg i.Br.  
Herr Hoppe, Biberach  
Jörg Huber, Stuttgart

Peter Junker, Stuttgart  
Dr. Marie-Therese Krings-Heckemeier, Bonn  
Walter Lees, Ludwigsburg  
Dr. Sven Lind, Haan  
Prof. Dr. Gerhard Loeschke, Karlsruhe  
Rainer Mangels, Frankfurt a. M.  
Werner Stocker, Stuttgart  
Norbert Tobisch, Stuttgart

Wohnen ist einer der wichtigsten Bezugspunkte im Leben älterer Menschen. Wohnen bedeutet „Schutz, Geborgenheit, Ruhe, Heim und Heimat“, wie es die ehemalige Bundesministerin für Familie und Senioren, Hannelore Rönsch, formuliert hat. Die Wohnung als vertrauter und individuell gestalteter Raum trägt gerade im Alter entscheidend zur Stabilisierung des biographischen Kontextes bei.

Empirischen Untersuchungen zufolge leben Ältere in der Regel in den eigenen vier Wänden – nicht etwa in speziellen Alteninstitutionen. In der Mehrzahl möchten ältere Menschen so lange wie irgend möglich eigenständig leben und nicht in Altenheime abgeschoben werden. Angesichts der Tatsache, daß traditionelle Altenheime vielfach „Altenghettos“ mit kruder Reglementierung gleichkommen, ist dieser Wunsch nur zu verständlich. Traditionelle Sonderwohnformen sind häufig nicht in der Lage, ihren Bewohnern ein Leben in Würde zu garantieren. Die Akzeptanz von herkömmlichen stationären Altenhilfe-einrichtungen als Alternative zu den eigenen vier Wänden ist entsprechend gering.

Das Älterwerden bringt indes oft die Notwendigkeit der Veränderung der Wohnsituation mit sich, vor allem dann, wenn körperliche Beeinträchtigungen auftreten und besondere wohnungs- und gebäudebezogene Hilfen (Aufzuganlage, Haltegriffe, Hebehilfen, Notrufsysteme etc.) fehlen. Vor dem Hintergrund der herrschenden Unzulänglichkeiten in konventionellen Altenheimen (z.B. Verlust an Autonomie und Privatheit) erfährt eine neue Form des Wohnens im Alter eine immer größere Aufmerksamkeit: das Leistungsangebot „Betreutes Wohnen“, bei dem es sich um eine „größere Zahl in einer Wohnanlage zusammengefaßter altengerechter Wohnungen mit zusätzlichen Gemeinschafts- und Betreuungsräumlichkeiten und entsprechenden Dienstangeboten (Grund- und Wahlservice) handelt“ (Lind).

Oberstes Ziel dieses Ansatzes ist es, Älteren Eigenständigkeit und Privatheit sowie Sicherheit und Versorgung/Betreuung bei Hilfsbedürftigkeit gleichermaßen zukommen zu lassen. Das Spektrum der Angebote des Betreuten Wohnens ist freilich beträchtlich, und nicht selten ist unklar, was konkret mit Betreutem Wohnen bezeichnet werden soll, welche Anforderungen im einzelnen an diese Wohnkonzeption zu stellen sind. Grund genug für die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, das Thema „Betreutes Wohnen“ in den Mittelpunkt einer Fachtagung zu stellen, zu der rd. 160 in der Altenarbeit beschäftigte Frauen und Männer aus dem ganzen Bundesgebiet nach Stuttgart-Hohenheim reisten.

In seinem Eingangsreferat beschäftigte sich Klaus Friedrich, Dozent am Geographischen Institut der Universität Halle, mit den Migrationsmustern und handlungsleitenden Migrationsprinzipien älterer Menschen in Deutschland. Friedrich geht davon aus, daß Migrationen im höheren Erwachsenenalter „primär Reaktionen auf eingetretene oder erwartete Einschränkungen endogener und exogener Natur“ sind. Das Wanderungsgeschehen ist in der Regel netzwerk- oder sozialraumorientiert, d.h. vielfach ziehen Ältere in die Nähe von Angehörigen und Verwandten oder wählen Standorte im unmittelbaren Einzugsbereich des vertrauten Wohnortes. Fernwanderungen zu attraktiven Ruhesitzen stellen, so Friedrich, eher Ausnahmen der Altersmigration dar. Ansonsten zeigt sich bei den Älteren eine stark ausgeprägte Standortverbundenheit, das Bestreben, „die Kontinuität der Lebens- und Wohnsituation zu erhalten“. Die in den Sozialwissenschaften nicht selten unterstellte hohe Mobilitätsbereitschaft älterer Menschen charakterisiert Friedrichs, dessen Befunde aus zahlreichen empirischen Untersuchungen hervorgegangen sind, als Mythos. Was die konkrete Umsetzung der Konzepte des Betreuten Wohnens anlangt, fordert Friedrichs, der Standortverbundenheit älterer Menschen Rechnung zu tragen. Wohnstandortwechsel sind für viele Ältere das Mittel der letzten Wahl. Es sollte ihnen ermöglicht werden, ihr Prinzip räumlicher Identität aufrecht erhalten zu können. Dazu braucht es den Verbleib im angestammten Sozialraum (Stadtteil, Gemeinde). Vor diesem Hintergrund müsse im konkreten Fall geprüft werden, ob der Umzug in eine betreute Wohnanlage überhaupt zwingend ist. Im Sinne der betroffenen älteren Menschen müßten zunächst ein-

mal „verstärkte Bemühungen um Wohnungsanpassungsmaßnahmen, um die Bereitstellung quartiersnaher Infrastruktur, um barrierefreie öffentliche Räume etc.“ unternommen werden. Umzugsmanagementmaßnahmen (ältere Kleinhaushalte tauschen ihre angeblich zu große Wohnung mit jungen Familien), die der zweite Redner der Veranstaltung, Dr. Eichener, in seinem Referat über „Strategien und Konzepte zur Förderung von Wohnmobilität im Alter“ als Mittel zur Entspannung an den Wohnungsmärkten propagierte, erteilte Friedrichs eine Absage. Zurecht wies er darauf hin, daß eine mit „sanftem Druck“ oder aus vermeintlichen gesellschaftlichen Vorteilen forcierte Umzugsquote älterer Menschen



nicht im Interesse der überwiegenden Mehrheit der Betroffenen liegt.

Werner Tobisch vom Siedlungswerk Stuttgart beschrieb den Markt für altengerechte Wohnungen. Tobisch fühlte sich offensichtlich Friedrichs identitätstheoretischen Ausführungen verbunden und urteilte zunächst einmal, daß die ‚richtige‘ altersgerechte Wohnung die „angestammte Wohnung als gewachsener, genuiner Lebensraum“ sei. Jeder Umzug zeitige „Brüche in der Identität“, betonte Tobisch. Konsequenterweise postulierte er denn auch, altengerechte Wohnanlagen stadtteil- bzw. gemeinwesenorientiert zu planen und zu realisieren. Bei Berücksichtigung dieser Vorgabe könne das Konzept des Betreuten Wohnens in Zeiten zunehmender „Singularisierung im Alter“ (Rosenmayer) Integration und gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen, so Tobisch.

Weitere Vorträge beschäftigten sich mit „Chancen und Grenzen Betreuten Wohnens“ (Lind) sowie mit Anforderungen an die Bau- und Raumgestaltung Betreuten Wohnens (Loeschke). Referiert wurden ferner Ergebnisse aus Untersuchungen zur Akzeptanz betreuter Wohnanlagen (Krings-Heckemeyer). Am späten Nachmittag wurde es in einer Podiumsdiskussion zum Thema „Betreutes Wohnen – wie und für wen?“ noch einmal richtig spannend. Als Fazit aus der Diskussion ließ sich erkennen, daß die gesamte Bandbreite Betreuten Wohnens äußerst unübersichtlich ist. Bislang scheinen die Konzepte des Betreuten Wohnens noch keine echte Alternative für größere Teile des älteren Bevölkerungsssegments zu sein. Außerdem sind die auf dem Markt gehandelten Preise für betreute Wohnungen häufig nicht vergleichbar. Die Beurteilung des Marktangebotes fällt insbesondere den potentiellen Nutzern schwer. Eine allgemeingültige Qualitätsbeschreibung des Betreuten Wohnens existiert bundesweit bislang noch nicht.

Gegen Ende des ersten Tages stellten sich drei konkrete Formen des Betreuten Wohnens mit unterschiedlichen baulichen und konzeptionellen Lösungen dar, die heimverbundene Wohnanlage des Bürgerheims Biberach (Hoppe), die Altenwohnanlage Laubenhof in Freiburg (Hertrampf) sowie die Kleeblatt-Pflegeheime in Ludwigsburg (Lees).

Aus den Vorträgen des zweiten Tages sind abschließend zwei herauszuheben. Werner Stocker vom Landeswohlfahrtsverband Württemberg-Hohenzollern ging der Frage nach, mit welchen Mitteln älteren Menschen die Beurteilung und Wahl einer betreuten Wohnanlage erleichtert werden kann. In Baden-Württemberg gibt es seit Oktober 1995 ein von einer Arbeitsgruppe erarbeitetes Qualitätssiegel, das auf der Grundlage von vereinbarten Mindestanforderungen eine Definition der erforderlichen Qualität betreuter Wohnanlagen bietet. Ziel ist es, das Qualitätssiegel nur solchen Häusern zu verleihen, welche die von der Arbeitsgruppe aufgestellten Anforderungen erfüllen. Die Anforderungen des Qualitätssiegels, die an dieser Stelle nicht *in extenso* aufgezeigt werden können, umgreifen vier Leistungsbereiche: Bauwerk und Umfeld, Grundservice, Wahlservice, Vertragsgestaltung. Die praktische Umsetzung der Qualitätssicherung kommt freilich nur langsam voran. Derzeit existieren landesweit lediglich 15 Prüfstellen. Allerdings sind weitere Prüfstel-

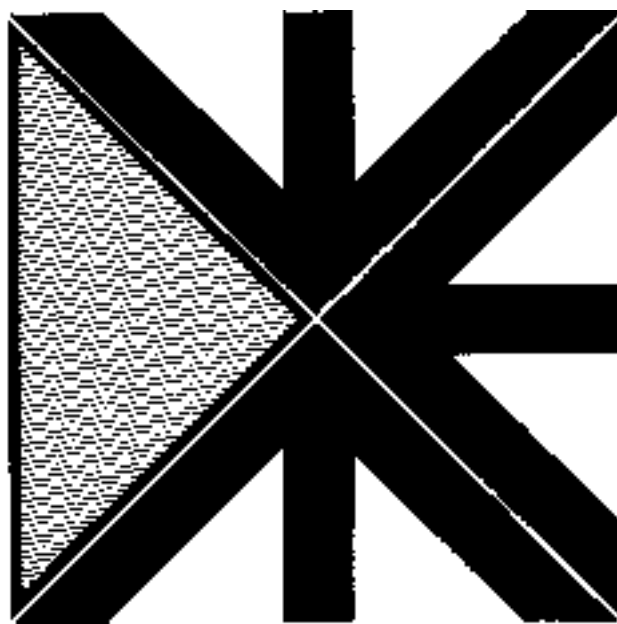
len konkret in Vorbereitung. Stocker zufolge wird das Qualitätssiegel dazu beitragen, daß „das Betreute Wohnen künftig zu einem verlässlichen, qualifizierten und transparenten Angebot“ avanciert.

Jörg Huber vom Sozialministerium Baden-Württemberg schließlich beschäftigte sich mit der Frage: „Betreutes Wohnen im Alter: Wie kann es weitergehen?“ Huber bezeichnete das Betreute Wohnen als „ein Zukunftsmodell“, dessen Möglichkeiten allerdings noch nicht in allen Feinheiten ausgelotet sind. Als entscheidender Faktor für die weitere Entwicklung wird sich die Qualität des Betreuten Wohnens erweisen, so Huber.

Die Wüstenrot-Stiftung zeigte eine Wanderausstellung mit innovativen Wohnformen.

Die Tagungsbeiträge sind dokumentiert in: Materialien 1/97: Betreutes Wohnen im Alter: Konzeptionen auf dem Prüfstand.

*Design: Dieter Groß*



# Gerechtigkeit – nach 50 Jahren?

## Entschädigung von NS-Zwangsarbeit

25.–27. Oktober  
Stuttgart-Hohenheim  
50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Tagungsleitung:

Klaus Barwig  
Dr. Karl Brozik, Frankfurt/Main  
Dr. Christoph Schumacher, Bonn

### Referenten:

Andrzej Budzynski, Warszawa  
Dr. Karl Brozik, Frankfurt/Main  
Lutz Frauendorf, Tübingen  
Prof. Dr. Ulrich Herbert, Freiburg i. Br.  
Prof. Dr. Burkhard Heß, Tübingen  
Dr. Jerzy Kranz, Warszawa  
Prof. Dr. Taras Kyjak, Kiew  
Igor Luchnikow, Kiew  
Dr. Cornelius Pawlita, Frankfurt/Main  
Günter Saathoff, Bonn  
Prof. Dr. Takeo Sato, Tokyo  
Anastasios Telloglou, Bonn

Auch mehr als 50 Jahre nach Kriegsende ist dieses Kapitel nationalsozialistischen Unrechts – vor allem im Hinblick auf unsere osteuropäischen Nachbarstaaten – keineswegs erledigt. Das deutsche Entschädigungsrecht sieht eine Zahlung für Zwangsarbeit als solche, also einen Ausgleich für die Ausbeutung, nicht vor. Während schon früh Abkommen zur Entschädigung von NS-Unrecht mit den Weststaaten getroffen wurden, blieben die osteuropäischen Opfer des Nationalsozialismus jahrzehntelang ohne einen Pfennig. Zwar hat Deutschland mittlerweile mit einigen osteuropäischen Staaten Abkommen zugunsten von Opfern des Nationalsozialismus getroffen. Diese sehen geringfügige Zahlungen für Gesundheits- und Haftschäden vor. Mit mehreren osteuropäischen Staaten gibt es bislang aber noch keine

derartigen Verträge. Doch selbst bei den bestehenden Abkommen ist eine Entschädigung für Zwangsarbeit ausgenommen. Betroffene versuchten in den vergangenen Jahrzehnten vergeblich, Firmen vor deutschen Gerichten zur Nachzahlung des einbehaltenen Lohns zu verklagen. Schließlich fehlen vielfach Regelungen, mit denen verfolgungsbedingte Rentenansprüche ausgeglichen werden können.

Neben der Dringlichkeit durch den fortgeschrittenen Zeitablauf ergab sich zusätzliche Aktualität für die Tagung durch den Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom Mai 1996, daß – im Gegensatz zur früheren Rechtsprechung – ausdrücklich auch individuelle Lohnforderungen geltend gemacht werden können. Nach der früheren Rechtsprechung wurden diese als Reparationsforderungen behandelt, die nur staatlicherseits geltend gemacht werden konnten. Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts gab Anlaß, erneut über diese Problematik nachzudenken.

Die Akademie knüpfte mit der Tagung an eine Veranstaltung an, die bereits 1990 zur Entschädigungsfrage polnischer Zwangsarbeiter stattgefunden hat (s. dazu Chronik '90, S. 112 ff.). Vertreter polnischer Zwangsarbeiterverbände machten damals deutlich, daß ernsthafter Wille zu tragfähigen Entschädigungsregelungen notwendige Voraussetzung für Versöhnung im Rahmen der „neuen“ Nachbarschaft sei.

Untertürkheimer Zeitung vom 26./27.10.1996

## Lohnnachzahlung für KZ-Häftlinge?

### Entscheidung des Verfassungsgerichts könnte erster Schritt zu Wende sein – Tagung in Diözesan-Akademie

Stuttgart/Freiburg – Im Frühjahr 1945 wurde Deutschland von den Alliierten besetzt. Das Kriegsende bedeutete für fast neun Millionen KZ-Häftlinge, Kriegsgefangene und verschleppte Ausländer das Ende qualvoller Zwangsarbeit. Bisher waren sie die großen Verlierer im zähen Ringen um Wiedergutmachung. Doch eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts könnte ein erster Schritt zur Wende sein. Laut Auffassung des höchsten deutschen Gerichts steht das Völkerrecht keineswegs individuellen Ansprüchen der Betroffenen gegen die Bundesrepublik oder gegenüber Firmen ent-

## NS-Opfer ohne Chance gegen die Zeit

### Verbände sehen allein in unbürokratischer Stiftung Gewähr für Entschädigung

Die Juristen haben die große Hoffnung klein gemacht. „Ich habe den Eindruck“, sagt Karl Brozik nach den Diskussionen mit Rechtsexperten am Wochenende in Stuttgart, „daß wir auf diese Weise nichts ausrichten können.“ Für den Sekretär der Jewish Claims Conference ist klar: Auf neue Aussichten, die sich in der Frage der Entschädigung für NS-Zwangsarbeiter durch einen Beschluß des Bundesverfassungsgerichts eröffnen würden, läßt sich nicht ohne weiteres setzen. Denn selbst wenn ehemalige Zwangsarbeiter nun individuelle Ansprüche anmelden können, gilt es Brozik als „wahrscheinlich“, daß diese Verfahren auf den Instanzenweg geschoben werden und „so lange dauern, bis die Leute tot sind“.

Der Vertreter des jüdischen Opferverbandes weiß aus den langjährigen Verhandlungen über Entschädigungen etwa mit deutschen Industriekonzernen, was es bedeutet, wenn der Faktor Zeit ausgereizt wird: „Wir müssen den juristischen Weg gehen und brauchen zugleich auch eine politische Lösung“, sagt Brozik – eine Bundesstiftung für Zwangsarbeit.

Die Verfassungsrichter hatten mit ihrem Anfang Juli veröffentlichten Beschluß Hoffnungen der Opferverbände genährt. Der Zweite Senat stellte fest, daß individuelle Ansprüche ehemaliger Zwangsarbeiter durch das Völkerrecht nicht ausgeschlossen werden. Darauf wollten Opferverbände setzen, denn bislang waren individuelle Forderungen als Verlangen nach Reparationen behandelt worden. Und die ließen sich nur von staatlicher Seite einfordern. Die Perspektiven aus dem Beschluß der Karlsruher Richter leuchteten nun Vertreter der Opfer auf einer Tagung der katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Jewish Claims Conference in der baden-württembergischen Landeshauptstadt aus.

Rechtsexperten wie der Tübinger Völkerrechtler Burkhard Heß dämpfen die Hoffnungen. Zwar habe das Verfassungsgericht „die Bedeutung der Individualitätsansprüche aufgewertet“, sagte er. Aber die Entscheidung sei „unbefriedigend“, weil die Karlsruher Richter „offene Fragen“ an die Landgerichte zurückgegeben hätten, die sie angerufen hatten. Die Dauer künftiger Verfahren lasse sich zudem nicht absehen. Der Faktor Zeit. Verträge zur Entschädigung westeuropäischer Zwangsarbeiter, die die deutsche Rüstungsindustrie in den Zeiten des Zweiten Weltkriegs ausgebeutet hatte, waren recht früh geschlossen worden. Opfer aus Osteuropa, jüdische und nichtjüdische, bekamen jedoch über Jahrzehnte hinweg keinen Pfennig, viele von ihnen bis heute nicht. Deswegen „müs-

gegen. „Die Industrie ist nun möglicherweise gezwungen, zehntausenden KZ-Häftlingen, die deutschen Unternehmen im Zweiten Weltkrieg von der SS als Arbeitskräfte ausgeliehen worden waren, Löhne nachzuzahlen“, meint der Freiburger Historiker Professor Ulrich Herbert.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, habe die Industrie bisher so getan, als gehe sie diese Geschichte nichts an, klagt der Experte, der sich seit langem mit dem Thema befaßt. Die Bundesregierungen haben stets individuelle Entschädigungen abgelehnt und sich auf indirekte Wiedergutmachung oder pauschale Zahlungen an einzelne Staaten zurückgezogen. Die Wirtschaft als der große Profiteur der Zwangsarbeit hält sich bis heute fast völlig bedeckt: Nur eine Handvoll Unternehmen hat nach Herberts Recherchen je freiwillig Entschädigungen geleistet. In der Stuttgarter Akademie der Diözese Rottenburg befassen sich seit gestern drei Tage lang Politiker, Juristen und Historiker mit den Folgen des Karlsruher Beschlusses.

Bisher hat die Bundesrepublik nahezu 90 Milliarden Mark Entschädigungen gezahlt – davon knapp fünf Milliarden an Israel, eine Milliarde an die Weststaaten und (nach 1989) 1,5 Milliarden Mark an Polen und die UdSSR. Die meisten Gelder aus Bonner Staatskassen gingen an deutsche NS-Opfer – „und dies, obwohl vier von fünf Verfolgten Ausländer waren“, betont Herbert. Laut dem Bundesentschädigungsgesetz haben allein Deutsche Anspruch auf staatliche Wiedergutmachung für die Verfolgung aus „rassischen, politischen, weltanschaulichen und religiösen Gründen“.

Individuelle Forderungen ausländischer Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge wurden mit der Begründung abgelehnt, Privatunternehmen hätten im NS-Zwangsstaat nicht selbständig entscheiden können. Diese von deutschen Juristen in den 50er Jahren aufgestellte Theorie ist für den Historiker „völlig unhaltbar“. Schließlich habe die deutsche Kriegswirtschaft zum wesentlichen Teil von der Arbeit der „Fremdarbeiter“ gelebt und profitiert. Allein in der Landwirtschaft war 1944 die Hälfte aller Beschäftigten Ausländer. Auch in reinen Rüstungsbetrieben schufte an jeder zweiten Werkbank ein „Fremdarbeiter“.

Von Karlsruhe haben jetzt zumindest ehemalige KZ-Häftlinge richterliche Rückendeckung erhalten, nicht aber die zivilen Zwangsarbeiter. Diese seien de jure entlohnt worden; „auch wenn das in der Praxis meist anders aussah – vor allem bei der größten Gruppe, den sowjetischen Zwangsarbeitern“. Für die von der SS „ausgeliehenen“ KZ-Insassen mußten die Firmen je Häftling und Tag vier bis sechs Mark zahlen. Davon waren laut Herberts Berechnungen 450 000 zum überwiegenden Teil ausländische Gefangene und bis zu 1000 deutsche „Arbeitgeber“-Firmen betroffen. Die Zahl der heute noch lebenden NS-Opfer lasse sich nicht beziffern.

Susanna Gilbert-Sättele

sen wir jetzt schnell reagieren“, sagt Karl Brozik. Dazu könne eine Bundesstiftung dienen, „die den Betroffenen Glau- ben schenkt“ und nicht wie in der Vergangenheit immer wieder die Verfahren „mit endlosen Recherchen“ hinschleppe. Das schwebt auch Günter Saathoff vor. Der Bündnisgrüne, Fraktionsmitarbeiter im Bundestag, beharrt auf einer „politischen Lösung“ im Bundestag. Dabei müsse auch die Frage gestellt werden, ob die Opfer „mit einmaligen Zahlungen von wenigen hundert Mark abgespeist werden“.

Saathoff nennt das Beispiel Polen. Für die dortige Stiftung stellte die Bundesregierung 500 Millionen Mark bereit, die auf 600 000 Menschen verteilt werden. Nicht hinnehmen will der Bündnisgrüne, daß Bonn die Angelegenheit als erledigt betrachtet und „auf gutnachbarschaftliche Beziehungen für die Zukunft statt auf Entschädigung für NS-Unrecht“ ziele. Auf diesen Grundsatz hatte die Staatssekretärin im Bundesfinanzministerium, Irmgard Karwatzki, in einem Brief an die Veranstalter der Tagung verwiesen. Die CDU-Politikerin, die ihre Teilnahme abgesagt hatte, stellte klar, daß Bonn großen Hoffnungen keine Chance läßt: Die Karlsruher Richter haben „der Bundesregierung keineswegs die Pflicht auferlegt, bestehende Wiedergutmachungsregelungen etwa zugunsten ehemaliger Zwangsarbeiter nachzubessern“.

Matthias Arning

Ein Auszug aus dem Vortrag von Günter Saathoff, u.a. mit dessen Vorschlag für eine per Gesetz zu erlassende Bundesstiftung für NS-Zwangsarbeit:

... Wenn wir historisch feststellen, daß Deutschland aus reinem Eigennutz die „Zwangsarbeit als solche“ bewußt, also politisch motiviert, nicht entschädigen wollte, dann ist doch heute der politische Wille gefragt, ob man diese Lücke schließen will. Dafür kann es ganz unbürokratische Formen geben, die auf komplizierte Gesetzeskonstruktionen verzichten.

Um den meisten Opfern einen neuerlichen, langen und teuren Weg über die Gerichte zu ersparen, müssen Bundestag und Bundesregierung eine politische Lösung für diese Fragen finden. Nachdem mit den Stiftungen für NS-Opfer in mehreren osteuropäischen Staaten die Entschädigung für Haft- und Gesundheitsschäden auch für ZwangsarbeiterInnen möglich ist, wird sich in Zukunft die Entschädigung der ZwangsarbeiterInnen auf die offene Frage der Lohnnachzahlungen und einen Ausgleich für die Bedingungen der Zwangsarbeit konzentrieren. Ich wiederhole: Bei den Vereinbarungen der Jewish Claims

Conference mit einigen deutschen Firmen haben diese auch nicht nur die nackte Lohnnachzahlung (in pauschalierter Form) vorgenommen, sondern auch einen Ausgleich für die schrecklichen Bedingungen der Zwangsarbeit (Schläge, Demütigungen, Unterernährung usw.) einbezogen, für die es nach dem BEG keinen eigenständigen Schadensausgleich gibt. Sonst hätten die jüdischen Zwangsarbeiter von diesen Firmen sicherlich weniger als 1.500,- bis 5.000,- DM erhalten.

Die Idee einer eigenen Bundesstiftung für Zwangsarbeit bekommt gerade nach der BVG-Entscheidung neue Aktualität. Hier muß vor allem die deutsche Industrie einzahlen. So kann auch die Entschließung des Deutschen Bundestages vom Februar 1994 angemessen umgesetzt werden. Dabei wird man für die zahlungswilligen Firmen auch eine gewisse Schutzkonstruktion erfinden müssen. Denn diese werden nicht bereit sein, etwas in eine Stiftung einzuzahlen, wenn gleichzeitig die Opfer gegen sie private Klagen anstrengen. Orientieren kann man sich dabei an dem „Gesetz über den Aufruf der Gläubiger der I.G. Farbenindustrie in Abwicklung“ (Bundesgesetzblatt I/1957, S. 569): Hier wurde gesetzlich festgelegt, daß nach Inkrafttreten dieses Gesetzes weitergehende Ansprüche nicht mehr gestellt werden dürften.

Dies kann hier aber nur für zahlungswillige Firmen gelten, die in eine Bundesstiftung einen namhaften Betrag einzahlen. Bundestag und Bundesregierung müssen aber den ersten Schritt durch Erlaß eines Stiftungsgesetzes tun und einen finanziellen Startbeitrag in diese Stiftung einzahlen, dem dann die deutsche Industrie u.a. folgen. Es gibt ja einige Firmen, die dafür ihre Bereitschaft bereits bekundet haben, aber darauf warten, daß der Bund den ersten Schritt tut. Wenn man auf einen bürokratischen Apparat, der viel Geld und Zeit verwenden müßte, verzichten will, müßte die Stiftung auf Pauschalzahlungen ausgerichtet sein. So könnte z.B. für die Zwangsarbeit in einem KZ oder einer KZ-ähnlichen Haftstätte der doppelte Betrag gezahlt werden gegenüber Zwangsarbeit in der Privatwirtschaft.

...

Eines der großen Probleme des jetzigen Bundestages ist, daß alle Abgeordneten der Fraktionen von CDU/CSU, SPD und FDP, die sich in den letzten 10 Jahren für Verbesserungen bei der Entschädigung für NS-Opfer eingesetzt haben, aus dem Bundestag ausgeschieden sind.

Die nachgerückten Abgeordneten sind zumeist so uninformiert, daß sie an den in der letzten Wahlperiode erreichten Debattenstand nicht anknüpfen können. Auch dies – und nicht nur die angespannte Haushaltslage – erklärt wohl, warum die neuerliche Unterrichtung der Bundesregierung so wenig Empörung im Bundestag ausgelöst hat. Heute stehen die Chancen für die Opfer nicht besser, sondern deutlich schlechter als noch vor Jahren, Gehör zu finden, wenn sie nicht nur Mitleid und Mitgefühl, sondern eine nennenswerte Entschädigung erwarten.

Zusammengefaßt: Der Weg zur Entschädigung der vom NS-Staat Verfolgten in Osteuropa, insbesondere der ZwangsarbeiterInnen, war lang und steinig. Er ist bis heute noch nicht beendet. Was wir in den letzten Jahren feststellen können, ist, daß auf seiten der Bundesregierung nach und nach, wenngleich nur auf innen- und außenpolitischen Druck hin, erkannt wurde, daß es besser ist, humanitäre und politische Lösungen zu suchen, statt verbissen auf rechtlichen Streitigkeiten zu beharren. Nur so waren die Abschlüsse von Verhandlungen mit Polen und den GUS-Staaten möglich. Kein völkerrechtlicher Vertrag – auch nicht das Londoner Schuldenabkommen – hindert die Bundesrepublik an freiwilligen finanziellen Leistungen, sondern nur der eigene Unwille. Aber nur politische Lösungen aus dem Geist der Humanität können verhindern, daß die Opfer alle gestorben sind, bevor sich die Juristen und Politiker über alle rechtlichen Feinheiten einig sind. Inzwischen hat übrigens erstmalig eine deutsche Firma, die Hamburger Elektrizitäts-Werke, einen Betrag für ihre ehemaligen polnischen Zwangsarbeiter in die polnische Stiftung eingezahlt. Wir hoffen, daß diesem Schritt weitere Firmen folgen werden. Wir können die Firmen aus dieser historischen Pflicht nicht entlassen. Bekanntlich geht das nur mit politischem Druck und einer Öffentlichkeit, die sich auf die Seite der Opfer stellt.

Eine Tagungsdokumentation in Buchform ist in Vorbereitung.



## Der Sudankonflikt – ein verdrängter Konflikt?

4.–6. Oktober  
Stuttgart-Hohenheim  
101 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Tagungsleitung:*  
Klaus Barwig  
Dr. Otmar Oehring, missio Aachen

Der Sudan befindet sich – mit kurzen Unterbrechungen – praktisch seit 1956 im Bürgerkrieg; die jüngste Phase hat 1988 begonnen. Eine friedliche Lösung dieser Auseinandersetzung zwischen „dem islamischen Norden“ und „dem christlich-animistischen Süden“, der bereits mehrere hunderttausend Menschen – vorwiegend Bewohner des Südens – zum Opfer gefallen sind, ist bis heute nicht in Sicht.

Die in der IGAD (Intergovernmental Agency for Development) vereinigten Anrainerstaaten Äthiopien, Eritrea, Kenia und Uganda, aber auch der nördliche Nachbar Ägypten, sind dringend an einer Lösung des Sudankonfliktes interessiert, weil sie sich vom islamischen Fundamentalismus des Khartumer Regimes bedroht fühlen. Die Regierungen der EU-Staaten und der USA befürchten eine Ausbreitung des islamischen Fundamentalismus vom Sudan aus nach Schwarzafrika. Doch der Konflikt schwelt weiter und findet keine Lösung.

Kenner der Situation sprechen von einem verdrängten Konflikt. Politik und Medien im Westen würden nicht alle Möglichkeiten der Konfliktlösung ausschöpfen, möglicherweise aus Gründen politischer Rücksichtnahme gegenüber islamischen Staaten, aus Mangel an Informationen, durch die Art einer Berichterstattung, bei der die aktuelle Hungerkatastrophe besser ins Bild zu bringen ist als deren Ursachen.

Die Tagung, gemeinsam veranstaltet mit dem Internationalen katholischen Missionswerk missio, stand im Kontext der Weltmissions-Sonntags-Aktion 1996.

## Programm

*Der Sudankonflikt – ein verdrängter Konflikt*  
Walter Michler, Journalist, Schwalbach

*The silence of the European media on the Sudan war – reasons and complicities*  
Peter Verney, Sudan Update, London

*Sudan – The situation seen from the South*  
Bischof Paride Taban, Torit, Sudan

*Sudan – The situation seen from the North*  
Weihbischof Daniel Adjwok, Khartoum, Sudan

*Der Sudan und die deutsche Außenpolitik*  
R. Werner Schuster MdB (SPD)  
Alois Graf Waldburg-Zeil MdB (CDU)

*Islamic fundamentalism – Understanding Islam in its contemporary manifestation*  
P. Justo Lacunza Balda WV, PISAI, Rom

*Islamic fundamentalism – a reaction based on the Gospel*  
P. Renato Kizito Sesana MCCJ, SCIO, Nairobi

Michael Weißenborn berichtete in der Stuttgarter Zeitung vom 7.10.1996:

## „Den Völkermord stoppen“

### Sudanesische Bischöfe: Ausland muß helfen

Ist der Sudan ein hoffnungsloser Fall? Bereits 41 Jahre dauert der Bürgerkrieg in dem nordostafrikanischen Land, und es gibt keinerlei Anzeichen dafür, daß er in naher Zukunft zu Ende gehen könnte. Im Gegenteil, die Kriegsparteien – die islamisch-fundamentalistische Zentralregierung im Norden und die Rebellen im christlich-animistischen Süden – intensivieren ihren brutalen Abnutzungskrieg gerade wieder. „Wir müssen alle zusammenarbeiten, um den Völkermord zu stoppen“, mahnte der katholische Bischof Paride Taban aus dem Süden eindringlich und forderte verstärkte Vermittlungsbemühungen aus dem Ausland. Das radikalislamische Regime Achmed Al Baschirs lasse der großen christlichen Minderheit im Land nur die Wahl, „entweder Muslim zu werden oder umzukommen“, sagte Amtskollege Daniel Adjwok von der Erzdiözese Khartum im Norden. Die beiden Bischöfe äußerten sich auf einer Sudan-Konferenz der Diözese Rottenburg-Stuttgart und des katholischen Missionswerkes Missio am Wochenende in Stuttgart.

Als Hauptursache des Krieges, in dem nach groben Schätzungen allein in den vergangenen zehn Jahren rund zwei Millionen Menschen umkamen und mehrere Millionen vertrieben wurden, gilt die aggressive Islamisierungspolitik, die wechselnde Regierungen in Khartum seit der Unabhängigkeit von der britisch-ägyptischen Kolonialherrschaft 1956 verfolgten. Etwa 70 Prozent der 28 Millionen Menschen im größten Land Afrikas (etwa siebenmal so groß wie Deutschland) sind sunnitische Muslime, 20 Prozent sind Christen und zehn Prozent sind Anhänger von Naturreligionen. Der Menschenrechtsbericht des US-Außenministeriums vom März hält fest, daß der Druck auf die Nicht-Muslime groß sei: „Die Regierung sieht den Islam als die De-facto-Religion und hat erklärt, daß der Islam die Institutionen und Gesetze des Landes durchdringen muß.“ Dahinter stehe auch der Wille von Hassan Turabi, der grauen Eminenz im Norden, „dem Sudan eine neue nationale Identität zu geben“, sagte Bischof Adjwok. Verschlimmert wird der Bürgerkrieg noch durch die Tatsache, daß sich die Rebellen im Südsudan entlang ethnischer Trennlinien auch untereinander bekämpfen, seit eine Rebellion gegen den Führer der Sudanesischen Volksbefreiungsarmee (SPLA), John Garang, fehlschlug.

Die Vereinten Nationen organisieren seit 1989 die „Operation Lifeline Sudan“. Der Zusammenschluß von Hilfsorganisationen verteilt von Kenia aus Nahrung, Kleidung, Medika-

mente sowie Saatgut und Werkzeug an Hunderttausende Menschen, die zwischen den Frontlinien um ihr Überleben kämpfen.

Doch der Krieg hat längst nicht nur Konsequenzen für den Sudan allein. Die Nachbarstaaten sowie die USA und die Europäer befürchten, daß es das Ziel der Fundamentalisten im Sudan ist, als Brücke des Islam zwischen dem Nahen Osten und Afrika zu fungieren. „Der Krieg reicht jetzt schon über die Grenzen des Sudan hinaus, bedroht die Region und ist damit ein Fall für die internationale Staatengemeinschaft“, warnte Bischof Taban. Die Rebellen der SPLA erhalten Unterstützung von Sudans Nachbarstaaten, denn Uganda, Kenia, Äthiopien, Eritrea und Ägypten fürchten, daß der Sudan bewaffnete islamistische Gruppen auf ihrem Territorium unterstützt. Die UN verhängten unlängst Flugverkehrssanktionen, um die Auslieferung von drei muslimischen Terroristen zu erzwingen, die mit dem Attentat auf Ägyptens Präsident Hosni Mubarak im vergangenen Jahr in Verbindung gebracht werden. In diesem Zusammenhang berichteten die Bischöfe nach ihren Gesprächen in Bonn von einem deutlichen Interessenkonflikt innerhalb der Bundesregierung. So habe der Geheimdienstkoordinator im Kanzleramt, Bernd Schmidbauer, Kritik am „Schmusekurs“ von Außenminister Klaus Kinkel gegenüber dem Iran geübt. Der Iran, aber auch private Geldgeber in Saudi-Arabien gelten als Finanziere und Waffenlieferanten des Regimes in Khartum.

Damit die Menschen im Südsudan das Recht auf Selbstbestimmung verwirklichen können, bleibt nach Auffassung der Bischöfe nur die Gründung eines eigenen Staates. Auf die Möglichkeit, nach einem Sturz des Baschir-Regimes mit einer neuen Regierung eine weniger drastische Autonomieregelung zu finden, wollten sie nicht vertrauen. „In der Vergangenheit hat keine einzige Regierung im Norden einen Schritt getan, um die Lage im Süden zu ändern“, meinte der Khartumer Bischof Adjwok. Um den Bürgerkrieg beenden zu helfen, bedarf es nach Ansicht der Kirchenmänner entschiedener Hilfe von außen. Zur Überwachung der Lage müßten internationale Beobachter und auch Journalisten in das Land gelassen werden, aus dem nur sporadisch Berichte dringen, meinte Bischof Taban. Außerdem müßten Schutzzonen durchgesetzt werden, in denen die Regierung keine Luftangriffe auf die Zivilbevölkerung fliegen dürfte, und es müßte dringend ein Embargo für Waffenlieferungen aus dem Ausland verhängt werden.

Heilbronner Stimme, 23. Oktober 1996

## Flucht vor dem vergessenen Bürgerkrieg

Goseph Samir Aziz (33) und seine Angehörigen sind Fremde in Deutschland. Doch viele fremde Deutsche haben sich für sie eingesetzt als seien sie ihre Freunde. Mehr als 5000 unterschrieben eine Petition an den Landtag in Stuttgart, um zu erreichen, daß die sudanesischen Asylsuchenden in Deutschland bleiben dürfen.

Die fünfköpfige Familie aus dem nordafrikanischen Bürgerkriegsland Sudan lebt ohne Rechtsgrundlage in Deutschland. Ihr Antrag auf Asyl wurde abgewiesen. Sie soll abgeschoben werden. Die Richter des Verwaltungsgerichts Karlsruhe begründeten dies am 25. Juli damit, daß für sie – so ihr Urteilspruch – „keine erhebliche konkrete Gefahr für Leib, Leben oder Freiheit besteht“.

### Krieg und Hungersnot

Welch ein Irrtum! Im Sudan tobt seit Jahrzehnten ein blutiger Bürgerkrieg. Nur dringt von den Greueln kaum etwas zu uns. Seit der Unabhängigkeit vor 41 Jahren herrscht mit einigen Unterbrechungen Mord und Totschlag. Augenzeugen aus dem Land berichten von Folter und Unterdrückung politischer und religiöser Gegner. Allein seit 1983 haben schätzungsweise 1,3 Millionen Menschen ihr Leben durch den Krieg und daraus resultierenden Hungersnöten verloren. Rund fünf Millionen Menschen mußten fliehen. Sie vegetieren in Camps und Elendsvierteln rings um die Hauptstadt Khartum oder in den Grenzgebieten der Nachbarländer.

Der Familie Aziz droht der Rücktransport in die Heimat – mit nicht absehbaren persönlichen Konsequenzen für sie. Die evangelische Kirche der kleinen Gemeinde Karlsbad-Spielberg unweit Karlsruhe hat dies vorerst verhindert. Sie gewährt ihr Kirchenasyl. Die engagierten Protestanten der Gemeinde haben sich zu diesem Akt des zivilen Ungehorsams entschlossen, weil die fundamentalistische Regierung des Sudan Christen mit Terror überzieht und die Familie Aziz, koptische Christen, schon 1990 von der Polizei in Port Sudan gefoltert und mißhandelt wurde.

Der Sudankonflikt ist ein verdrängter Konflikt – für Juristen und Behörden gleichermaßen wie für die breite Öffentlichkeit. Die Medien greifen ihn nur sporadisch auf. Der renommierte Afrika-Journalist Walter Michler, der den Sudan erst vor kurzem bereiste, macht Rundfunk, Fernsehen und Presse den Vorwurf, zahlreiche Weltprobleme nicht zu thematisieren. Auf einer Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart zum Thema Sudankonflikt warf Michler den Medi-



Beratung · Gestaltung · Fotosatz · Desktop-Publishing · Offsetdruck · Web-Publishing

Heusteigsraße 66 · 70180 Stuttgart

Telefon (07 11) 64 55 90

Telefax (07 11) 64 55-9 31

eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)

en eine „eurozentrische Berichterstattung“ vor. Sie beschränken sich auf Mode-Themen: „Die Öffentlichkeit wird verdrummt.“ Und auch das Publikum nehme nur das auf, was gerade „in“ sei und mit Macht an die Öffentlichkeit „gepowert“ werde.

Michler: „Nicht nur Sudan wird verdrängt, sondern Afrika insgesamt.“ Die Kirchen würden die Entwicklung verschlafen, statt auf die Medien zuzugehen. Michlers britischer Kollege Peter Verney schlägt in die gleiche Kerbe: „Die Seitensprünge Dianas machen mehr Schlagzeilen als das Blutvergießen in Sudan.“

Die Unruhen begannen bereits 1955, ein Jahr vor der Unabhängigkeit von der britisch-ägyptischen Gemeinschaftsverwaltung. Die negroiden Völker des Südens wehrten sich gegen die Arabisierungspolitik der Regierung in Khartum. Gut zwei Drittel der 25-Millionen-Bevölkerung ist arabisch-islamisch, im Süden dominieren schwarze Stämme, die sich zum Christentum oder zu traditionellen Religionen bekennen. Die Aufständischen wehren sich gegen die Unterdrückung und fordern die Unabhängigkeit des Südsudans.

Dennoch ist der Konflikt seinem Wesen nach kein religiöser oder ethnischer, sondern ein politischer. Mit ihrem kompromißlosen Islamisierungskurs führen die Fundamentalisten in Khartum einen Krieg gegen die eigene Bevölkerung, gegen Christen wie gegen liberale Moslems. Amnesty International wirft den Machthabern schwere Menschenrechtsverletzungen vor. Weihbischof Daniel Adjwok aus Khartum: „Christen und Moslems, die sich nicht zur Nationalen Islamischen Front der Staatsführung bekennen, werden rücksichtslos verfolgt und zur Umerziehung gezwungen.“

Bischof Paride Taban vom Bistum Torit im äußersten Süden des Landes berichtet von Gewalt gegen Kinder, Frauen und Intellektuelle. Er zitiert die Aussagen eines Freundes, der von den Sicherheitskräften in Djuba, ebenfalls im äußersten Süden des Landes, gefoltert und mißhandelt wurde: „Mir wurde befohlen, nicht vom Stuhl aufzustehen und mit niemandem zu sprechen. Ich mußte dort von morgens 6.30 Uhr bis abends 6.30 Uhr sitzenbleiben. Mir wurde verboten, um Wasser zu bitten oder selbst welches zu holen.“

#### Arabische Landessprache

Bischof Taban: „Kinder werden verschleppt und umerzogen, Menschen ermordet, Eigentum wird zerstört, und Oppositionelle werden aus dem Land vertrieben.“ Alles Bemühen um einen Dialog mit der Regierung sei vergebens. Taban: „Wir sind eine multikulturelle und multireligiöse Gesellschaft. Wir wuchsen mit den Muslimkindern auf, gingen mit ihnen zur Schule. Wir brauchen den Dialog.“

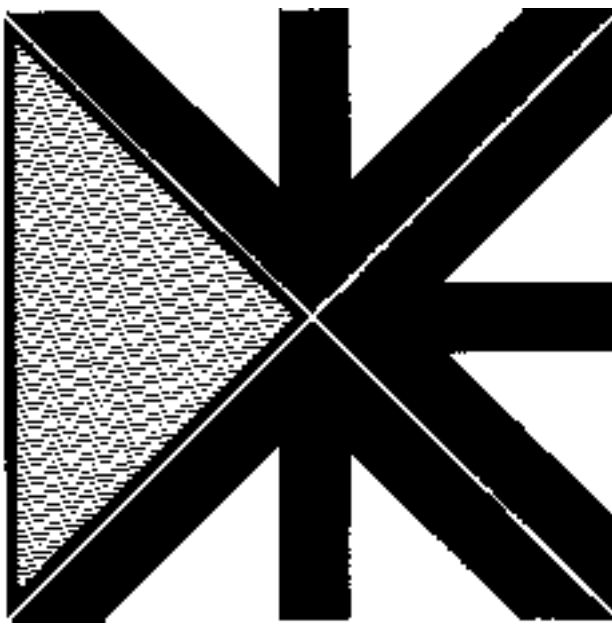
Doch dieser Dialog kommt nicht zustande, weil die Fundamentalisten die Vielfältigkeit der sudanesischen Kultur ignorieren. Sie haben das Land 1990 zu einem islamischen Staat

erklärt, die Scharia-Rechtsprechung eingeführt und Arabisch zur alleinigen Landessprache gemacht.

Die asylsuchende Familie Aziz kann angesichts dieser Lage als koptische Christen nicht heimkehren, ohne um ihr Leben fürchten zu müssen. Sie wäre auch bereit, in einem anderen, sicheren Land Zuflucht zu suchen, etwa in Kanada oder Australien. „Nur nach Sudan gehen wir nicht zurück.“

Hartmut Hölscher

Design: Dieter Groß



# Soziale Sicherheit und sozialer Schutz von Ausländerinnen und Ausländern in Deutschland

## Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht 1996

2.–4. Februar  
Stuttgart-Hohenheim  
160 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Tagungsleitung:

Klaus Barwig  
Klaus Lörcher, Mannheim  
Dr. Christoph Schumacher, Bonn

### Referentinnen/Referenten:

Christoph Bierwirth, Kiew  
Prof. Dr. Eberhard Eichenhofer, Osnabrück  
Dr. Ursula Fasselt, Saarbrücken  
Hélène Gaçon-Estrada, Paris  
Dr. Alexander Gagel, Kassel  
Dr. Eva-Maria Hohnerlein, München  
Dr. Otto Kaufmann, München  
Klaus Lörcher, Mannheim  
Prof. Dr. Karl-Heinz Meier-Braun, Stuttgart  
Dr. Ruhi Özdugan, Ankara  
Jorgos Papandopoulos, Thessaloniki  
Dr. Günter Renner, Kassel  
Simon Roberts, London  
Sibylle Röseler, Berlin  
Manuel Rojas, Mönchengladbach  
Dr. Matthias Schnath, Witten  
Dr. Rolf Schuler, Darmstadt  
Dr. Christoph Schumacher, Bonn  
PD Dr. Klaus Sieveking, Bremen  
Prof. Dr. Dietrich Tränhardt, Münster  
Sigrid Zuleeg-Feuerhahn, Frankfurt

Klaus Sieveking faßte die wichtigsten Fragestellungen der Veranstaltung in einem Beitrag für die Tagungsdokumentation zusammen. Wir zitieren daraus in Auszügen:

Als die Akademie Stuttgart-Rottenburg am 4. und 5. Dezember 1985 ihre bisherigen ausländerrechtlich und ausländerpolitisch orientierten Tagungsaktivitäten erstmals dann *Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht* nannte, wählte sie das Thema „Soziale Sicherung und Aufenthaltsrecht“. Daß gut ein Jahrzehnt danach die Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht erneut Fragen des Sozialschutzes und des Ausländersozialrechts nunmehr unter dem Thema „Soziale Sicherheit und sozialer Schutz von Ausländerinnen und Ausländern“ aufgreifen, bedarf einer kurzen Erläuterung.

Seit Jahren stehen die sozialen Sicherungssysteme in Europa vor einem tiefgreifenden Strukturwandel. Dieser Umbruch wird durch die Arbeitslosigkeit in allen Mitgliedstaaten der EG beschleunigt und augenfällig. Sofern sich die Sicherungssysteme hauptsächlich aus Beiträgen von Arbeitnehmern und Selbständigen einerseits und den Unternehmen andererseits finanzieren, sind die Ursachen der Finanzierungsschwierigkeiten plausibel. Aber auch die steuerfinanzierten Leistungssysteme geraten in den Sog der Finanzierungskrise, da mit dem technischen und wirtschaftlichen Strukturwandel nicht nur Veränderungen im Beschäftigungssystem zu verzeichnen sind, sondern auch steuerliche Mindereinnahmen alle Staatshaushalte zur Beschränkung von Aufgaben und Ausgaben zwingen. Die Eingriffe in die sozialen Sicherungssysteme haben allerdings nicht nur mit volkswirtschaftlichen, sondern auch mit bevölkerungspolitischen Veränderungen zu tun. Damit gehen vor allem auch sozialpolitische Einsichten über die Reformbedürftigkeit der sozialen Sicherungssysteme einher, als deren Grenze meist der Erhalt von erworbenen Schutzpositionen gilt.

Die Wohlfahrtsstaaten (west)europäischer Prägung sind in eine Krise geraten, von der die Ausländerinnen und Ausländer stärker als andere Bevölkerungsgruppen betroffen sind. Hinzu kommt, daß es immer noch Diskriminierungen gegenüber nicht-deutschen Bürgerinnen und Bürgern zu beklagen gibt, auch wenn in der Zwischenzeit manche eklatanten Benachteiligungen wenn nicht ganz abgeschafft, dann doch zumindest abgemildert

werden konnten. Dazu zählen z.B. die Verbesserungen im Bereich des Opferentschädigungsschutzes ebenso wie die Gewährung des passiven Wahlrechts für Ausländerinnen im Rahmen der Selbstverwaltung der Sozialleistungsträger. Geblieben sind weiterhin festzustellende Benachteiligungen. Schließlich sind neue Diskriminierungen hinzugekommen, die sich aus der sozialen Reduktionsgesetzgebung mit all den Haushaltseinschränkungen oft nur über die vor Ort vorgenommenen Kürzungsentscheidungen z.B. von Stadtteil-Projekten für Migrantinnen und Migranten erkennen lassen.

Die Präsidentin des Deutschen Bundestages hat vor geraumer Zeit ein Referat mit den Worten eingeleitet: „40 Jahre Gastarbeiter in der Bundesrepublik und immer noch kein Bürgerstatus“. Es ist genau diese Frage, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den Hohenheimer Tagen zum Ausländerrecht 1996 zusammengeführt hat, nämlich die Frage nach dem Bürgerstatus von ausländischen Bürgerinnen und Bürgern in unserer Gesellschaft. Daß auch dieser Blick nur einen Ausschnitt der Probleme erfassen kann, liegt in der Natur von Tagungskulturen.

Deutlich geworden ist, daß wir es mit einer sehr komplizierten Thematik zu tun haben, mit der zu beschäftigen es sich lohnt, zumal die Breite und die Fülle der zur Sprache gekommenen Probleme eine vertiefende Erörterung von Ursachen und Ausmaß der tatsächlichen Diskriminierungen anmahnen. Deutlich wird dabei die Unsicherheit im Umgang mit dem Thema. Dies festzustellen bedeutet, daß die seinerzeit mit dem neuen Ausländergesetz von 1990 verbundenen Erwartungen, den in Deutschland lebenden Ausländerinnen und Ausländern mehr Rechtssicherheit und Erwartungssicherheit gegenüber ausländerbehördlichem Handeln zu geben, nicht eingetreten sind. Im Hinblick auf Aspekte des sozialen Schutzes ist gerade keine Erwartungssicherheit eingetreten – wie zahlreiche in den Beiträgen genannte Beispiele belegen, oder in den Worten eines Tagungsteilnehmers: „Die Diskriminierung von oben hat ein Ausmaß erreicht, daß es kaum noch alles zusammengestellt, geschweige denn in einem Überblick vollständig erfaßt werden könnte“.

Aus der Zusammenschau der Beiträge lassen sich nicht nur für die Betroffenen, sondern auch für die kritisch begleitend Beobachtenden einige Botschaften ablesen.

1. Eine Botschaft ist darin zu sehen, daß es immer wieder wichtig und notwendig ist, vorhandene, alte und neue *Diskriminierungen aufzudecken*. Zum Beispiel macht es die in der Diskussion angesprochene Behauptung, daß in Baden-Württemberg 200 Ausweisungen von italienischen Bürgerinnen und Bürgern bevorstehen, erforderlich, diesem Hinweis nachzugehen und genau zu prüfen, worauf die Androhung derartiger Entscheidungen beruhen und ob die dann erkennbar vorliegenden Tatsachen eine Ausweisung rechtfertigen. Problematisch geworden sind immer wieder Fälle, in denen aufgrund von Arbeitslosigkeit oder von Beschäftigungen in Form von gelegentlichen Aushilfstätigkeiten die auf Dauer gewährte Arbeitslosenhilfe verweigert oder die gegebenenfalls zusätzlich in Anspruch genommene Sozialhilfe gekürzt wird. Ob derartige Fälle zur behördlichen Aufforderung zur Ausreise oder sogar zur Androhung von Ausweisung berechtigen, kann nur nach eingehender Sachverhaltsaufklärung und genauer rechtlicher Prüfung des Gemeinschaftsrechts nach dem Aufenthaltsgesetz/EWG gesagt werden. In diesem Zusammenhang spielt auch die *Öffentlichkeitsarbeit* eine wichtige Rolle. Ihr kommt die Funktion zu, derartige Diskriminierungen in besonders sorgfältiger Weise nicht nur aufzuspüren, sondern auch bekannt zu machen, damit keine falschen Vorstellungen über einzelne Anwendungsprobleme z.B. des Gemeinschaftsrechts entstehen und in der Bevölkerung verbreitet werden.

2. Ein weiterer Punkt in diesem Zusammenhang betrifft die Frage der *Beratung*. Sie gewinnt angesichts eines immer undurchschaubarer werdenden rechtlichen Diktikts des Rechtssystems und der kaum noch nachzuvollziehenden Vielfalt von gelegentlich auch unvorhersehbaren behördlichen Reaktionen eine immer noch zunehmende Bedeutung. Hierzu ist immer wieder auf die auch während der Tagung angesprochene Vielfalt von Verwaltungserlassen hinzuweisen. Verantwortung für Information und Beratung darüber tragen nicht nur die Behörden, sondern auch die Beratungsstellen der Wohlfahrtsverbände. Anwachsende Beratungsnotwendigkeit ergibt sich in speziellen Sozialleistungsbereichen wie z.B. bei der Pflegeversicherung. Auch im Bereich der Familienleistungen und immer wieder in Fällen des Leistungsbezugs von Sozialhilfe entsteht Beratungsbedarf; das

gleiche gilt für Verfahrensfragen, insbesondere bei der Ingangsetzung von gerichtlichen Auseinandersetzungen, die eine Äußerung des EuGH im Rahmen eines Vorlageverfahrens von seiten eines nationalen Gerichts zum Ziel haben.

Weitergehend sind damit auch Folgen angesprochen, die sich aus fehlender, unzulänglicher oder auch falscher Beratung ergeben: Das maßgebliche Stichwort ist hierfür der ‚sozialrechtliche Herstellungsanspruch‘ im Ausländerrecht. Neuerdings kommen häufiger Fragen danach, was passiert, wenn bestimmte Vorschriften von seiten des deutschen Gesetzgebers nicht umgesetzt oder durchgesetzt werden; damit verbunden sind Fragen nach möglichen Schadensersatzansprüchen.

3. Im Verlaufe der Tagung ist immer wieder die besondere Problematik der *Drittstaatsangehörigen* angesprochen worden. Mit diesem Stichwort ist ein ganzes Bündel von Problemen benannt, das von fehlender Freizügigkeit innerhalb der EG bis hin zu den sozialrechtlichen Diskriminierungen reicht. Nicht ohne Gründe gibt es seit Jahren Bestrebungen, den Status der Drittstaatsangehörigen zu verbessern. Hervorzuheben ist insoweit die Entschließung des Rates vom 4. März 1996 über die Rechtsstellung von Staatsangehörigen dritter Länder, die im Hoheitsgebiet der Mitgliedstaaten auf Dauer aufhältig sind, und der Änderungsvorschlag zum Maastrichter Unionsvertrag der irischen Ratspräsidentschaft vom Dezember 1992.

Besonders deutlich läßt sich an der Gruppe der Drittstaatsangehörigen ein das gesamte Ausländerrecht kennzeichnende Spezifikum veranschaulichen: das der Statusdifferenzierung zwischen einzelnen Gruppen der Ausländerinnen und Ausländer. Die Statusdifferenzierung ist Ausdruck nicht nur einer Differenzierung zwischen unterschiedlichen Status, sondern sie ist auch Ausdruck für eine immer stärkere Hierarchisierung innerhalb unserer Gesellschaft. Zusätzliche Statusdifferenzierungen werden sogar innerhalb der Gruppe der Flüchtlinge vorgenommen: anerkannte Flüchtlinge, de-facto-Flüchtlinge, Bürgerkriegsflüchtlinge u.a.m. Die Konsequenz daraus ist, daß je nach Status gestaffelte Sozialhilfeleistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz, das immer in Verbindung mit dem Bundessozialhilfegesetz zu lesen ist, gewährt werden.

*mehr als drucken*

Beratung  
Gestaltung  
Fotosatz  
Desktop-Publishing  
Web-Design  
Internet-Support  
Buchdruck  
Offsetdruck

**Grafik**  
GmbH  
**Druck**

Heusteigstraße 66  
70180 Stuttgart  
Telefax (07 11) 6 45 59 31  
Telefon (07 11) 64 55 90  
eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)  
<http://www.grafikdruck.de/>

Die unterschiedlichen Status sind kaum noch überschaubar. So werden auch contra legem neue „Status“ vergeben. Die neueste „Erfindung“ ist die Vergabe einer Grenzübertrittsbescheinigung für Bürgerkriegsflüchtlinge, mit deren Erhalt eine Statusgewährung suggeriert wird. Faktisch geht es in derartigen Fällen häufig um die Verweigerung einer Duldung, die zwar kein Aufenthaltstitel nach dem Ausländergesetz ist, aber immerhin insofern einen Status vermittelt, als z.B. Sozialhilfezahlungen erfolgen müssen.

Die Tagungs-Diskussion verdeutlichte auch den Sonderstatus von ehemaligen Werkvertragsarbeitnehmern aus der DDR – den Vietnamesen und anderen Gruppen. Hier gibt es offenbar besondere Diskriminierungen im Zusammenhang mit der Anwendung von § 35 des Ausländergesetzes zu verzeichnen. Mit der Erteilung einer zeitlich befristeten Aufenthaltsgenehmigung stehen die genannten Ausländergruppen oftmals unter dem Druck, darauf zu achten, ob sie sich im Arbeits- und Sozialfeld hinreichend bewährt haben.

Die Statusdifferenzierung ist ein wesentliches Kennzeichen innerhalb der Gruppe von Ausländerinnen und Ausländern. Als ein Sonderfall der Statusgruppen der Drittstaatsangehörigen ist offenbar die Gruppe der türkischen Bürgerinnen und Bürger anzusehen. Ihre Rechtsstellung ist durch das Assoziationsabkommen (nebst Zusatzprotokoll) zwischen der EWG und der Türkei von 1963 und die Assoziationsratsbeschlüsse Nr. 1/80 und 3/80 gegenüber anderen Drittstaatsangehörigen privilegiert. Die Tagung hat deutlich gemacht, daß es in diesem Zusammenhang eine Reihe von rechtlichen Dokumenten gibt, deren Existenz für weite Teile der Bevölkerung unbekannt und auch bei den zuständigen Behörden nicht immer aktuell im Bewußtsein ist. Hier gibt es viele offene Fragen und unterschiedliche rechtliche Interpretationsmöglichkeiten, die weiter bearbeitet werden müssen. Hinzu kommen Beratungsnotwendigkeiten für die türkischen Bürgerinnen und Bürger im Bereich ihrer krank- und rentenversicherungsrechtlichen Stellung. Kompliziert zu beantworten ist z.B. die Frage, unter welchen Bedingungen der Erhalt ihrer Rentenanwartschaften gesichert ist, wenn sie in ihr Heimatland zurückkehren. An der Gruppe der Türken läßt sich gleichsam im Spiegel einer besonderen Statusgruppe das ganze Spektrum der bei der Tagung verfolgten Fragen der Erwartensunsicherheit, der

Beratungsnotwendigkeit und der Aufdeckung der rechtlichen Situation verfolgen.

Verbunden mit der Differenzierung ist das Problem der Ausgrenzung. Ein besonderes Instrument, um finanziellen und sozialen Abbau durchzusetzen, ist das *Instrument des gewöhnlichen Aufenthalts* im Rahmen der einzelnen Sozialleistungsbereiche. Die Tagungsbeiträge lieferten zahlreiche Beispiele dafür, wie Behörden beispielsweise bei der Anwendung des europäischen Sozialrechts zustehende soziale Rechtspositionen von Unionsbürgern schmälern und erst die hartnäckige Rechtsverfolgung auch im Rahmen von Vorlageverfahren beim Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaften (EuGH) eine dauerhafte Beeinträchtigung verhindert, die auch den nicht vor Gericht streitenden Unionsbürgern zugute kommt. In welchem Ausmaß Ausgrenzungen aus dem sozialen Sicherungssystem erfolgen, läßt sich am deutlichsten bei der Gruppe der Asylbewerber nachweisen. Hier werden Entwicklungstendenzen erkennbar, die weit über das hier gestellte Thema der sozialen Sicherung und des sozialen Schutzes von Ausländerinnen und Ausländern hinausgehen.

4. Die Vermutung ist nicht unbegründet, daß die hier angedeuteten Prozesse des Abbaus von Sozialleistungen oder der Ausgrenzung bestimmter Gruppen Tendenzen der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung widerspiegeln. So provoziert die verminderte Versorgung von Asylbewerbern und Bürgerkriegsflüchtlingen die Frage, inwieweit Ausgrenzungen und Diskriminierungen einer Gruppe zugleich auch Vorbote allgemeiner Leistungskürzungen und eine mögliche Gefahr für weitergehende Diskriminierungen von anderen gesellschaftlichen Gruppen sind. Die Herausnahme der Sozialhilfeleistungen für Asylbewerber aus dem allgemeinen Sozialhilfesystem ist wohl das markanteste Beispiel für eine solche Ausgrenzung. Hier zeichnen sich gesellschaftspolitische Veränderungen ab, die auf die Reduzierung z.B. der Gesundheitsversorgungsstandards in Gestalt von kostenintensiven Diagnose- und Therapieformen zielen. Vergleichbare Entwicklungen lassen sich in allen europäischen Staaten verfolgen. Sie stehen ihrerseits in Zusammenhang mit US-amerikanischen Entwicklungen, wo derzeit sogar das Fürsorgesystem zur Disposition steht. Die Beiträge aus dem europäischen Ausland dokumen-

tierten, daß bestimmte soziale Standards auch dort abgebaut werden. Zugleich veranschaulichten sie die jeweils bestehenden nationalen Rechtskulturen im Bereich des sozialen Schutzes von Ausländerinnen und Ausländern.

5. Es gehört zur Tradition der Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht, aktuelle soziale Brennpunkte im Umgang mit Ausländerinnen und Ausländern zum Bewußtsein zu bringen. Zu den diesmal behandelten Themen ließe sich auch fragen, ob es gravierende, aber aus dem zeitlich begrenzten Tagungsablauf zu rechtfertigende Desiderate festzustellen oder Hinweise bezüglich künftiger Tagungsthemen vorzuschlagen gibt. Von den nicht mehr zu behandelnden Themen sind unter dem Blickwinkel des Tagungsthemas z.B. Aspekte der Gewalt (Ausländerkriminalität) oder der Reaktion auf Gewalt (Mißhandlung von ausländischen Frauen), der Diskriminierung von Frauen im Arbeitsbereich, der Illegalität und staatlicher Reaktionen darauf sowie des Datenschutzes im Sozialbereich zu nennen.

Eine Tagungsdokumentation erscheint im Juli 1997:  
Klaus Barwig/Klaus Sieveking/Gisbert Brinkmann/  
Klaus Lörcher (Hrsg.), Sozialer Schutz von Ausländern,  
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1997,  
ISBN 3-7890-4873-9, 66,- DM.

## „Unschuldig“ im Gefängnis?

### Zur Problematik der Abschiebehaft

Tagung für Richterinnen und Richter in Zusammenarbeit mit der Zentralen Dokumentationsstelle der Wohlfahrtsverbände im Flüchtlingsbereich (ZDWF) und der Neuen Richtervereinigung

21.-22. März  
Stuttgart-Hohenheim  
59 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

#### *Tagungsleitung:*

Klaus Barwig  
Prof. Dr. Peter Knösel, Berlin  
Manfred Kohler, Siegburg

#### *Referentinnen/Referenten:*

Christina Busch, Paderborn  
Eva-Maria Eicke, Frankfurt a. M.  
Michael Funke-Kaiser, Stuttgart  
Manfred Garhöfer, Rastatt  
Ralph Göbel-Zimmermann, Wiesbaden  
Dr. Christopher Hein, Rom  
Renate Held, Bonn  
Prof. Dr. Peter Knösel, Berlin  
Günther Möller, Büren  
Volker Türk, Genf  
Rainer Wolff, Stuttgart

In Deutschland leben ca. 7 Millionen Ausländerinnen und Ausländer. Nicht zuletzt aufgrund der Änderungen des Art. 16 II GG und des Asylverfahrensgesetzes nahm die Zahl der Abschiebungen in den letzten Jahren erheblich zu, so wurden 1994 ca. 53.000 und 1995 ca. 35.000 Abschiebungen registriert. Über die Zahl der Abschiebungshaftfälle existieren keine präzisen Daten, aber es ist anzunehmen, daß diese ebenfalls zugenommen hat. Der Gesetzgeber hat die Inhaftnahme der Ausreisepflichtigen gemäß § 57 Absatz 2 Ausländergesetz erleichtern

wollen. Andererseits stehen den Ausreisepflichtigen aber Grundrechte zu, und die Abschiebung greift existenziell in ihren Lebensbereich ein. Die Tagung wandte sich deshalb an die Betroffenen in den Gerichten und Justizbehörden, um einen Erfahrungsaustausch zu ermöglichen.

Der KLD-Brief berichtete in seiner Ausgabe vom 22. April 1996:

### **Unschuldig im Gefängnis?**

Zur Problematik der Abschiebungshaft

Mehr als 20 abgelehnte Asylbewerber und andere zur Abschiebung vorgesehene Ausländer haben sich seit der Änderung des Asylrechts im Jahre 1993 in deutschen Abschiebehaftanstalten das Leben genommen. Dies hat im Februar 1996 die Bundesregierung in ihrer Antwort auf eine Anfrage aus dem Deutschen Bundestag offiziell mitgeteilt.

Unhaltbare Zustände in deutschen Abschiebehaftanstalten waren in den letzten Jahren verschiedentlich Gegenstand energischer Kritik von Flüchtlingshilfsorganisationen, Wohlfahrtsverbänden und den großen Kirchen. Aber auch europaweit rückt die Problematik der Abschiebungshaft zunehmend in das öffentliche Interesse.

Eine Tagung, veranstaltet von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Zusammenarbeit mit der Zentralen Dokumentationsstelle der freien Wohlfahrtspflege für Flüchtlinge und der Neuen Richtervereinigung, führte jetzt erstmals bundesweit Fachleute aus Ministerien, Ausländerbehörden, Gerichten, Wohlfahrtsverbänden und internationalen Organisationen sowie Rechtsanwälte zum Meinungsaustausch zusammen. Vor dem Hintergrund des legitimen Interesses des Staates an einer Rückführung von Ausländern ohne Aufenthaltsrechte ging es um die Frage, wie das Abschiebeverfahren nach rechtsstaatlichen und humanitären Prinzipien auszugestalten ist.

Abschiebehaft wird üblicherweise angeordnet, wenn ein Ausländer keinen Aufenthaltstitel (mehr) hat und sich der anstehenden Abschiebung tatsächlich oder scheinbar entzieht. Damit können auch Menschen in Haft geraten, die nicht wegen Straftaten verurteilt wurden. Im Extrem-

fall haben sie es nur versäumt, der Ausländerbehörde ihre neue Adresse mitzuteilen. Außerdem sind z.B. auch diejenigen ehemaligen Asylbewerber betroffen, welche eine menschenrechtswidrige Behandlung seitens eines nichtstaatlichen Akteurs befürchten müssen, damit aber kein Asylrecht oder keinen Abschiebeschutz erhielten und sich selbst in ihrer Furcht gezwungen sahen unterzutauchen.

Konsens bestand unter den Experten darüber, daß angesichts der hohen Bedeutung des Rechtsguts Freiheit Abschiebehaft nur das letzte Mittel sein darf und auf die unbedingt erforderliche Dauer beschränkt sein muß. Durch Rückkehrhilfen sowie eine verbesserte Beratung der Ausländer unter intensiverer Zusammenarbeit zwischen Wohlfahrtsverbänden, Rechtsanwälten, Ausländerbehörden und den Betroffenen ließe sich nach allgemeiner Meinung nicht selten die kostenträchtige Abschiebehaft und anschließende Abschiebung vermeiden. Vorteile dieser Lösung ergeben sich nicht selten für alle Beteiligten.

Vertreter internationaler Organisationen gaben einen Einblick in völkerrechtliche Bindungen hinsichtlich der Behandlung von Abzuschiedenden und stellten eine Tendenz in den europäischen Staaten fest, daß diese eingegangenen Verpflichtungen in der nationalen Rechtspraxis nicht das ihnen zukommende Gewicht haben.

Problematisiert wurden im Verlauf der Tagung:

- die Frage, ob neben der Ausländerbehörde auch die Polizei Abschiebehaft bei dem Haftrichter beantragen kann;
- der nicht in allen Fällen ausreichende Informationsstand der Haftrichter z.B. hinsichtlich der aufenthaltsrechtlichen Lage des Ausländers;
- Folgewirkungen der rechtlich nicht ganz transparenten Kompetenzaufteilung zwischen dem über das Aufenthaltsrecht befindenden Verwaltungsgericht und dem über die Haft entscheidenden Amtsgericht;
- der Umstand, daß eine nicht unerhebliche Zahl von Abschiebehaftverhängungen nicht durch eine tatsächliche Abschiebung beendet wird, z.B. weil sich die Abschiebung als nicht durchführbar herausstellt (keine Flugverbindung, keine Rücknahmebereitschaft des Staates, ungeklärte Staatsangehörigkeit) oder eine Gefährdung im Herkunftsstaat während der Abschiebe-

haft zu Tage tritt, die zu einem rechtlichen Abschiebungshindernis führt)

- die Inhaftierung Minderjähriger;
- der Abschiebehaftvollzug (Besuchsrecht, Beschäftigung, Verhältnis zum Wachpersonal, die gemeinsame Unterbringung mit Strafgefangenen in einigen Bundesländern).

Vorgeschlagen wurde von verschiedenen Experten:

- den Vollzug der Abschiebungshaft so human und liberal wie möglich auszugestalten, wobei die Vorschriften des Strafvollzugsgesetzes lediglich als Mindeststandard angesehen werden können;
- Rückkehrhilfen auch für „Illegale“ und Bürgerkriegsflüchtlinge anzubieten;
- die Möglichkeit der Haftverschonung (z.B. bei Hinterlegung des Passes und täglicher Meldepflicht) mehr ins Auge zu fassen;
- in problematischen Fällen Rechtsanwälte in den Haftverfahren beizuordnen;
- das Personal der Abschiebehaftanstalten speziell zu schulen.

Die Anordnung oder Verlängerung der Abschiebungshaft wird nicht überall gleichermaßen rigoros praktiziert, nicht in allen Einrichtungen sind die Vollzugsbedingungen gleich schlecht. Sowohl bei der Beantragung und Verhängung von Abschiebungshaft als auch bei deren Vollzug sollte jedoch stets das Bewußtsein herrschen, daß Abschiebungshaft lediglich der Vorbereitung oder Sicherung einer bevorstehenden Abschiebung dient – nicht aber eine Sanktion für eine Straftat oder ein Abschreckungsinstrument darstellt. Interdisziplinäre Fachtagungen wie diejenige in Stuttgart können viel zur Entwicklung dieses Bewußtseins beitragen.

Inzwischen ist die Tagungsdokumentation erschienen: „Unschuldige“ im Gefängnis? Zur Problematik der Abschiebungshaft

Hrsg.: Klaus Barwig/Manfred Kohler  
ZDWF-Schriftenreihe Nr. 67  
Siegburg 1997.

Die Dokumentation ist bei der Akademie zum Preis von DM 15,- erhältlich.

# Migration in der Ukraine

## Studienreise des Gesprächskreises Ausländer- und Asylrecht in Zusammenarbeit mit UNHCR Kiew

18.–23. Juni

Kiew

54 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Leitung:*

Klaus Barwig

Christoph Bierwirth, Kiew

*Referentinnen/Referenten:*

Robe Ashenavi, Kiew

Mark Belorusez, Kiew

Jean Bernard, Kiew

Prof. Dr. Volodymyr Evintov, Kiew

Grigorij Filanowskij, Kiew

Apost. Nuntius Antonio Franco, Kiew

Mirdula Ghosh, Kiew

Dr. Vladimir Jatsenko, Kiew

Prof. Dr. Mihailu Kozhzi, Kiew

Prof. Dr. Taras Kyjak, Kiew

Stephan Magyar, Kiew

Prof. Dr. Olena Malenowska, Kiew

Husein Mardashty, Kiew

Jurij Nagorny, Kiew

Wladimir Alexandrewitsch Nowik, Kiew

Herr Popesku, Kiew

Christian Reißmüller, Kiew

Konsul Nikolas v. Schoepff, Kiew

Prof. Juri Schopoval, Kiew

Prof. Valerij Soldatenko, Kiew

Mykola Tomenko, Kiew

Seit mehreren Jahren besteht zwischen der Vertretung des Hohen Flüchtlingskommissariats in Bonn und der Akademie eine kontinuierliche Zusammenarbeit. Hervorzuheben sind dabei die seit 1994 jährlich stattfindenden Tagungen für Richterinnen und Richter von Verwaltungs- und Oberverwaltungsgerichten bzw. -gerichtshöfen zu flüchtlingsrechtlichen Themen (s. Chronik '95, S. 69 ff.). Seitens UNHCR wurde diese Veranstaltungsreihe von Chri-

stoph Bierwirth konzipiert, der darüber hinaus mehrere Jahre lang regelmäßig an Veranstaltungen der Akademie als Referent und Gesprächspartner teilnahm und der Akademie in Flüchtlingsfragen ein kompetenter Ratgeber war. Im Herbst 1995 wechselte Bierwirth zu UNHCR Kiew und ist seitdem ein wichtiger Partner des Arbeitskreises Ausländer- und Asylrecht an der Akademie für Fragen, die mit Migration und Asyl im Kontext ost- und mittelosteuropäischer Staaten zu tun haben.

Vor diesem Hintergrund veranstaltete die Akademie gemeinsam mit UNHCR Kiew eine Studienreise in die Ukraine mit dem Ziel, am Beispiel eines bedeutenden osteuropäischen Nachbarstaates zu sondieren, welche Fragestellungen angesichts der andauernden Umbruchsituation mit den Stichworten „Migration – Minderheiten – Flüchtlinge“ verbunden sind und welche Konsequenzen sich hieraus für die westeuropäische Praxis ergeben.

Wiltrud Rösch-Metzler, Journalistin und Politologin, faßte ihre Reiseeindrücke in der Zeitschrift für Ausländerrecht und -politik (ZAR) in der Ausgabe 3/96 zusammen. Hieraus einige Abschnitte

## Migration in der Ukraine

### 1. Klima der Unsicherheit

Väterchen Lenin blickt nicht mehr auf den zentralen Platz in Kiew. Auf seinem Sockel wirbt nun eine Tafel für deutsche Autos. Die Ukraine befindet sich in einer Übergangszeit. Das alte System ist noch nicht überwunden, und der neue Regenguß „Marktwirtschaft“ hat die 51 Millionen Ukrainer noch nicht erreicht. So sieht es der ukrainische UNDP-Experte Vladimir Vatsenko.

Das Bruttosozialprodukt der Ukraine lag 1994 bei geschätzten 1.570 US-Dollar pro Kopf (Zahlen aus: UNDP, Ukraine – Habitat and the Human Environment 1996, Kyiv, Mai 1996). Für 1995 berechneten die Experten einen Rückgang des BSP um 11,8%. Die Inflationsrate lag bei 282%. 1993 verzeichnete das Land noch eine Hyperinflation von 10.000 %, was private Sparguthaben zunichte gemacht hatte. Besonders hart von der Inflation betroffen sind die 15 Millionen Rentner. Ihr Lebensstandard ist rapide gesunken, weil die Renten und staatlichen Beihilfen real abnahmen. Maria P., eine pensionierte Deutschlehrerin, hat dies am eigenen Leib erfahren. „Wir haben inzwischen Weltmarktpreise, aber unser Verdienst ist nicht auf Weltmarktniveau“, bemerkte sie bitter, als sie die Stoffe (Baumwolle 8,- Mark pro Meter) in einem privatisierten Wa-

renhaus betrachtete. Seit Jahren hat sie sich kein Kleidungsstück und keine Schuhe mehr geleistet. Sie trägt Kleiderspenden aus dem Ausland.

Noch zu kommunistischen Zeiten hatte die Ukraine das höchste Pro-Kopf-Einkommen innerhalb der Sowjetunion aufgrund einer hohen landwirtschaftlichen Produktion und einer guten Industrieproduktion. Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist die Schwerindustrie und damit verbunden die Rüstungsindustrie praktisch zum Erliegen gekommen. Auch die Industrieproduktion verzeichnet ein Minus von 12%. Die Löhne betragen im Vergleich zu 1991 noch ein Drittel – wenn sie überhaupt ausbezahlt werden. Ein Problem ist, daß Gehälter nicht ausbezahlt werden, weil die Produkte keine Käufer finden, die Käufer wiederum kein Geld haben, erklärte Vatsenko. Darunter leidet auch der Staatshaushalt. In der größten Druckerei in Kiew waren die Arbeiter im Juni seit mehreren Monaten ohne Lohn. Aufträge fehlten. Der letzte größere Auftrag, Schulbücher für den Staat, war zwar ausgeführt worden, die Firma hatte dafür aber noch keinen Karbowanez erhalten. Offiziell wird die Arbeitslosigkeit im Oktober 1995 mit 4,7% angegeben. Man geht aber von 30–40% Arbeitslosen aus. . . .

Die schlechte wirtschaftliche Lage und die Folgen der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, das nur 60 Kilometer von der ukrainischen Hauptstadt Kiew entfernt liegt, haben zu einem Bevölkerungsrückgang geführt. Die Kindersterblichkeit nahm zu, die durchschnittliche Lebenserwartung sank. Seit 1991 nimmt die Bevölkerung drastisch ab. Auf zehn Geburten pro 1000 Einwohner kamen 1994 15 Todesfälle. 1980 war das Verhältnis nahezu umgekehrt: auf 15 Geburten kamen 11 Todesfälle. . . .

### 3. Depot für Illegale

Mit der steigenden Zahl der Besucher nehme auch die Zahl der Illegalen in der Ukraine zu, hieß es im Innenministerium. Pro Jahr kommen 30–35 Millionen ausländische Besucher in die Ukraine, darunter Touristen, Studenten und Geschäftsreisende (1991 waren es noch 6 Millionen und 148 Illegale). Für 150 US-Dollar erhalten sie an der Grenze ein Einreisevisum. Von 5 Millionen Besuchern im ersten Quartal 1996 seien 6.000 Ausländer an der Grenze festgehalten worden. Sie seien zum Teil ohne Paß gewesen, 455 von ihnen hätten gefälschte Pässe besessen. Die Mehrzahl kam aus den ehemaligen Sowjetrepubliken, 900 aus dem Nahen Osten, 350 aus Afrika, 170 aus Moldawien, 130 aus Litauen, 50 aus Rumänien.

Im April habe man im ganzen Staat die Operation Ausländer durchgeführt. Während dieser jüngsten Aktion seien 474 Orte, an denen Ausländer leben, überprüft worden. 30.000 Ausländer hätten den Aufenthaltsstatus der Ukraine verletzt, einigen sei der Aufenthalt begrenzt worden. 130 Personen seien in

diesem Jahr abgeschoben worden, gibt das Innenministerium an.

Es bereitet ein computerlesbares Visum vor. Harte Visa-Kontrollen könnten nach Ansicht der Sicherheitskräfte helfen, das Problem der Illegalität einzuschränken. Bürger der GUS-Staaten dürfen visafrei einreisen. Auch mit der Slowakei und Ungarn gibt es Abkommen über visafreie Einreise. Es habe sich aber empfohlen, für Krisenländer Visa einzuführen.

Wer einmal legal eingereist ist, sei später schwer zu kontrollieren. Die meisten wollten in den Westen weiter. Es sei nicht feststellbar, wieviele von ihnen letztendlich in Deutschland landen. Mit Polen und der Slowakei gibt es Rückübernahmeabkommen, ähnliche Abkommen werden derzeit mit Rußland, Moldawien und Rumänien ausgehandelt. Die Ukraine nimmt aber nur diejenigen zurück, bei denen eindeutig bewiesen werden kann, z.B. durch einen Stempel im Paß, daß sie über die Ukraine eingereist sind. Nach Angaben des UNHCR hat die Ukraine in den vergangenen Jahren etwa 150–200 Flüchtlinge zurückgenommen.

Beim Versuch, illegal einzureisen, wurden in diesem Jahr an der russischen und weißrussischen Grenze bereits 10.000 Menschen zurückgeschickt, darunter Menschen aus Vietnam, Pakistan und China, heißt es im Innenministerium. Die Kontrollen der Sicherheitskräfte an den Grenzen und im Land selber seien gleichgewichtig. Besonders hart durchgegriffen werde, wenn es darum geht, Strukturen der illegalen Einreise in die Ukraine aufzudecken. Der Menschenhandel ist nach dem Rauschgift das zweitwichtigste illegale Geschäft geworden. Unter den ersten Organisatoren waren Vietnamesen.

Neben dem Innenministerium kümmert sich auch das Außenministerium um das Problem der Illegalen. Die Ukraine werde als Pufferzone benutzt zwischen den Ländern im Westen und den Ländern der Dritten Welt. Sie könne zum Depot für illegale Migranten werden, was die wirtschaftliche Lage noch schlechter mache, erklärte der Leiter der Konsularabteilung, der Illegalen in Verbindung zur Rauschgiftkriminalität sieht. Ein Regierungsprogramm gegen Illegalen sieht vor: internationale Erfahrungen kennenlernen, ein Kontrollsystem bilden, internationale Konferenzen durchführen, Ausarbeitung eines Schutzsystems für Dokumente beim Grenzübertritt. Die angestrebte internationale Zusammenarbeit, vor allem der Informationsaustausch über bestimmte Personen, sei noch nicht sonderlich weit gediehen.

#### 4. Rechtsunsicherheit

Das Problem der Flüchtlinge muß auch im Kontext der Menschenrechte gesehen werden. Die Delegation erkundigte sich deshalb beim Ukrainischen Zentrum für Menschenrechte nach der Menschenrechtssituation. Der Leiter, Professor Volodymyr Evintov, gilt als einer der Kandidaten für den Europäischen Menschenrechtsgerichtshof.

Die Situation sei nicht glänzend. Es gebe immer noch einen paternalistischen Staat, der oft seinen eigenen Bürgern feindlich gegenüberstehe. Seit der Unabhängigkeit vor fünf Jahren gebe es Pluralismus und die Möglichkeit, den Pluralismus zum Ausdruck zu bringen. Die Verhältnisse sind besser als in Weißrußland, aber insgesamt hält es Evintov noch nicht für erwiesen, daß es nicht auch wieder rückwärts gehen kann. In der Provinz komme es vor, daß Journalisten verfolgt werden. In den Gefängnissen gebe es verheerende Zustände, die Zellen seien überfüllt, Gefangene können kaum mit einem Rechtsanwalt zusammentreffen. Der Staatsanwalt entscheidet, ob jemand ins Gefängnis kommt, nicht eine Gerichtsstanz. Das UNHCR berichtete, daß es monatlich etwa zwei bis drei Meldungen bekomme über Übergriffe von Polizisten an Flüchtlingen. Besorgniserregend sei es, daß sich z.B. Rumänen nicht trauen, sich an die Polizei zu wenden, wenn sie Opfer von Verbrechen werden. Vietnamesen nehmen nicht einmal zum UNHCR Kontakt auf.

Mit dem Beitritt zum Europarat ist die Ukraine innerhalb eines Jahres verpflichtet, die EMRK zu ratifizieren. Der Staat unternehme nichts, die Bevölkerung von diesen Dokumenten überhaupt in Kenntnis zu setzen, empörte sich Evintov. Dasselbe gelte für die Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs der Ukraine, betonte der Jurist. Eine der Hauptaufgaben des Zentrums für Menschenrechte sei deshalb die Veröffentlichung dieser Dokumente und Entscheidungen. Die Bürger müssen es erst noch lernen, sich mit Klagen an Gerichte zu wenden. Ihre Haltung sei es, sich mit Bitten und Klagen an das Väterchen Zar oder die kleinen Zaren vor Ort zu wenden. Sie erhalten Rechtshilfe im Zentrum oder bei anderen Einrichtungen des Rechtsschutznetzes.

Es gibt Kräfte, die die von Europa geforderten Gesetze einführen wollten. Die Gegner machten jedoch öffentlich die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) schlecht, weil sie den Rechtsstaat nicht brauchen. „Sie wollen weiter das Staatsvermögen plündern. Die roten Barone wollen Kolchosen, wo die Bauern als Sklaven arbeiten.“

#### 5. Bei der Abschiebung ein Auge zudrücken

Seit 1993 hat die Ukraine ein Flüchtlingsgesetz, ein Verfahren zur Anerkennung von Flüchtlingen.

Über die Anerkennung entscheiden die Flüchtlingsbehörden im jeweiligen Verwaltungsbezirk (rayon). Weil die Geldzuweisungen für Sozialleistungen an Flüchtlinge vom Verwaltungsbezirk kommen müssen, werden die Behörden vielerorts erst gar nicht eingerichtet. Flüchtlingsämter gibt es bislang erst in Diapropetrovsk und in Kiew, was eine Binnenwanderung von Flüchtlingen ausgelöst hat. Afghanische Flüchtlinge aus Odessa gehen nun nach Kiew, weil sie dort Chancen auf eine Anerkennung haben. Drei Mitarbeiter hat die Flüchtlingsbehörde in der Zweieinhalb-Millionen-Stadt

Kiew. Ihr Leiter Nowik erklärte: „Bis heute hat unsere Verwaltung 800 Fälle geprüft und entschieden.“ (2000 bis 3000 Fälle warten nach UNHCR-Angaben noch auf eine Lösung.) Ein Mitarbeiter bereitet die Entscheidung vor, die der Leiter der Behörde unterzeichnet. Dazu wird der Flüchtling interviewt, seine Dokumente und sein Antrag werden geprüft. Die Entscheidung muß an das Innenministerium weitergeleitet werden. Das UNHCR erhält ebenfalls eine Mitteilung. Unter den 800 Personen seien 200 aus Tschetschenien. Für diese Flüchtlinge gebe es einen speziellen Erlaß der Regierung und ein vereinfachtes Verfahren für die Gestattung des Aufenthalts. Die Hauptgruppe von 350–400 Flüchtlingen sei aus Afghanistan. Sie waren vor 1994 mit dem Najibullah-Regime verbunden, haben meist gute Russisch-Kenntnisse und wollen in der Ukraine bleiben. Sie werden in der Regel anerkannt. Die Verwaltung habe sich zunächst auf die leichteren Fälle gestürzt. Die schwierigen Fälle stehen noch bevor, kommentiert das UNHCR die bisherige Praxis.

Wird ein Asylbewerber anerkannt, registriert ihn das Einwohnermeldeamt und teilt ihm eine Wohnung zu. Will er seine Familie nachholen, muß das Außenministerium über die Einladung entscheiden. In der Regel werde der Familiennachzug aber gestattet, betonte der Leiter der Behörde. In der Praxis hat aber auch ein anerkannter Flüchtling noch Hindernisse zu überwinden. Wer über eine Flüchtlingskarte verfügt, muß zur Ausländerbehörde (Ovir) gehen und sich dort ein Visum ausstellen lassen. Für das Visum muß man eine Bescheinigung des Vermieters vorlegen. In der Praxis passiere folgendes: Der Vermieter hat seit drei Jahren gewinnträchtig an eine afghanische Familie vermietet. Er wird sich weigern, eine Bescheinigung über die drei Jahre auszustellen, denn die Rückmeldung würde schnell an die Steuerbehörde gehen. Er müßte angeben, wieviele Personen dort leben. Alle Gebühren wie Abwasser, Strom etc. werden pauschal berechnet und nach der Personenzahl pro Haushalt. Der Vermieter müßte mit Nachforderungen rechnen, weil er in der Regel weniger Personen angibt und u. U. mehr bezahlen müßte, als er erhalten hat. Die rund 100 anerkannten Flüchtlinge hatten somit zunächst weiterhin Probleme mit der Polizei, weil sie keine Visa hatten. Das UNHCR hat nun ein Verfahren ausgehandelt, bei dem nur der derzeitige Wohnsitz und Personen über 16 Jahre gemeldet werden müssen.

Im Fall einer negativen Entscheidung des Asylantrags hat der Flüchtling keine Einspruchsmöglichkeit. Er braucht sich aber auch nicht sonderlich zu fürchten: Für eine Abschiebung fehlen dem Staat die finanziellen Mittel. „Unsere Praxis zwingt uns zu Abweichungen vom ukrainischen Gesetz“, so der Leiter der Kiewer Flüchtlingsbehörde. „Nach dem Gesetz müssen die Illegalen sich innerhalb von drei Tagen an der Grenze melden. In der Praxis ist das nicht der Fall. Da drücken wir ein Auge zu.“

Es gibt kein Verfahren für die Übergangsphase, keine Regelung, die der Aufenthaltsgestattung oder der Duldung in Deutschland entspricht. So kommt es, daß sich bei der Flüchtlingsbehörde fast nur Illegalen (90%) melden. Damit sind alle Personen, deren Verfahren anhängig ist oder die noch gar keinen Asylantrag gestellt haben, ohne rechtmäßigen Aufenthalt und können jederzeit von der örtlichen Polizei aufgegriffen werden. Die Geldbuße beträgt 5 US-Dollar. Kann der Flüchtling nicht bezahlen, wird er verhaftet. Die Haftdauer ist willkürlich. Im Verhalten der Polizei werde nicht differenziert zwischen einem normalen Illegalen und einem De-facto-Asylsuchenden, berichtete der stellvertretende Leiter des UNHCR-Büros in Kiew, Christoph Bierwirth, und das könne auch kein Polizist entscheiden.

An Zahltagen, wenn der UNHCR den Flüchtlingen die spärliche Summe von 20 Dollar ausbezahle sei sein Büro besonders von Polizei umlagert.

#### 6. Schwierige Ausreise

UNHCR kümmert sich überwiegend um Flüchtlinge aus Nicht-GUS-Staaten. Größere Flüchtlingsgruppen sind neben den Afghanen die Äthiopier, Kurden, Iraner, Somalis und Angolaner. In der praktischen Flüchtlingsarbeit zeigt sich, daß die Ausreise aus der Ukraine weitaus schwieriger ist als die Einreise. Die Westgrenzen sind viel stärker bewacht als die Ostgrenzen. Ein Beispiel aus der UNHCR-Arbeit: In Kooperation mit der deutschen Botschaft konnte eine Familienzusammenführung organisiert werden. Ein Mann bekam von der deutschen Botschaft ein Laisser-passier. Er hatte kein Ausreisevisum aus der Ukraine und keinen Paß. Auf dem Flughafen wurde er an der Ausreise gehindert, obwohl die Aufnahme in einem andern Land gesichert ist. Er mußte nach Kiew zurückfahren, und der nächste Polizist bestrafte ihn wegen illegalen Aufenthalts in der Ukraine.

Dies macht deutlich, daß die verschiedenen Akteure der ukrainischen Migrationspolitik noch über keine abgestimmte Vorgehensweise verfügen. Der UNHCR verlangt seit Monaten vom Finanzministerium eine kostenfreie Ausreise für Personen, die aufgrund von Familiennachzug in andere Länder weiterreisen oder ihre freiwillige Repatriierung organisieren. „Ich will doch nicht der Ukraine einen Fall lösen und dafür noch Geld zahlen“, lautet die Position des UNHCR. Solange dies nicht geklärt ist, wird der UNHCR Repatriierungen nicht forcieren.

Im Flüchtlingsgesetz von 1993 gibt es eine Drittstaatenklausel, die dem Wortlaut nach harmloser ist als die deutsche. In der Praxis wird sie aber auch bei Personen angewandt, die aus Rußland kommen, das nach UNHCR-Ansicht nicht als sicherer Drittstaat angesehen werden kann. Es fehle ein Pendant zum § 51 Ausländergesetz, die Möglichkeit eines Verfahrenszugangs in ein Verfahren, in dem die Einhaltung des

Refoulementprinzips überprüft wird, wenn aus irgendeinem Grund, z.B. Überschreiten der Antragsfrist oder der Drittstaatenklausel, der Zugang ins ukrainische Asylverfahren nach dem Gesetz verwehrt ist.

Weiter sollte die Anerkennung nicht alle drei Monate neu ausgesprochen werden müssen. (Derzeit wird alle drei Monate verlängert, wenn der Betreffende nicht strafbar geworden ist.) Lieber sollte ein Widerrufsverfahren vorgesehen werden.

Zum Auftrag des UNHCR gehört es, darauf zu drängen, daß die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) eingehalten wird. Die Ukraine hat die GFK noch nicht unterzeichnet. (Im Außenministerium wollte man sich auf kein Datum festlegen, wann die GFK und die EMRK unterzeichnet werden.) Bierwirth empfiehlt, die Ukraine nicht zu drängen, sondern zu warten bis das Land in der Lage sei, den GFK-Verpflichtungen auch nachzukommen. „Wenn man rechtliche Verpflichtungen hat und seien es völkerrechtliche und sie dann nicht einhält – auch mit dem hier gängigen Argument „Man hat eben das Geld nicht dafür“ –, dann wird der Respekt für das Recht unterminiert.“

Geduld braucht der UNHCR auch bei den Hilfen für die Flüchtlinge. Das Gesetz verpflichtet den Staat, Sozialleistungen an Flüchtlinge zu bezahlen, was bislang aber nicht geschieht. Hier springt der UNHCR ein. Der UNHCR stellt Flüchtlingen, die dies wünschen, eine Registrierungskarte aus. Das Papier hat keine rechtlichen Auswirkungen. Flüchtlinge anerkennen kann nur der Staat. Er wird diese Kompetenz auch nicht an den UNHCR abgeben – wie es beispielsweise in Ungarn der Fall ist –, weil er derzeit dabei ist, Flüchtlingsbehörden aufzubauen.

Zwischen 50 bis 200 Neuzugänge verzeichnet UNHCR jeden Monat. Christoph Bierwirth empfiehlt Flüchtlingen die Registrierung. Die Karte biete einen De-facto-Schutz für solche, die noch nicht als Flüchtlinge anerkannt sind. Es gebe Ärzte, die dann trotzdem behandeln, und Schulbehörden, die Kinder zulassen. Bei Polizeikontrollen würden Karteninhaber in der Regel nicht verhaftet, sondern kämen mit einer Geldstrafe davon.

Die Registrierung gibt auch Auskunft über eine mögliche Weiterwanderung. Von 300 seit 1993 registrierten Angolanern waren 1996 noch 200 hier. Ein Drittel ist also weitergewandert. Die Nordroute über Weißrußland nach Polen kostet inzwischen 1.000 US-Dollar, über die Südroute Odessa–Moldavien–Rumänien ist nichts bekannt. Es kämen jedoch auch Menschen aus Rumänien, die vorhaben, die Nordroute zu machen.

Die Registrierung der Angolaner habe auch ergeben, daß keine Person obdachlos war. Meist leben vier bis sechs Menschen in einem Zimmer. Sie sind im Kleinhandel tätig oder als Lastenträger. Vor kurzem wurde ein Markt im Zentrum

von Kiew geschlossen, weil dort ukrainische Mafiastrukturen entstanden waren, die die Kriminalität im Zentrum Kiews erhöht hatten. Der Eigentümer des Marktes habe sich nach Israel absetzen können.

## 7. Fehlende Sozialarbeit

Daß die Zahl der Hilfsbedürftigen in der Gesellschaft wächst, beobachten auch die Kirchen. Ganz unten stehen die Flüchtlinge. Über das Hilfswerk der Adventisten erhalten die beim UNHCR registrierten Flüchtlinge 20 Dollar im Monat, die der UNHCR an sie ausbezahlt. Das sichert zumindest ihr Überleben, nachdem vom Staat keine Hilfe kommt. Weitere private Hilfe ist jedoch nötig.

Der Vikar der katholischen Alexanderkirche im Stadtzentrum von Kiew, Pater Jean Bernard, ist froh, daß er inzwischen auf ein Hilfswerk zurückgreifen kann, wenn Menschen ihn nach dem Gottesdienst um Medikamente, Nahrungsmittel oder Kleider bitten. „Triumph des Herzens“ sammelt vor allem in der Schweiz und in Österreich gut erhaltene Waren und bringt sie mit einem Lastwagen in einen gemieteten Lagerraum in Kiew. Der Malteserhilfsdienst hat eine Armenküche eingerichtet und kümmert sich besonders um Kinder und alte Menschen, die unter den Spätfolgen von Tschernobyl leiden. Von einer Sozialarbeit der Kirchen kann aber noch nicht gesprochen werden, so sehr sich das beispielsweise auch Migrationsminister Jewtuch für die Flüchtlinge wünscht.

Die Kirchen sind noch sehr mit ihrer eigenen Institutionalisierung beschäftigt. Sie lassen Gemeinden registrieren und kämpfen um die Rückgabe von Kirchen und Klöstern, die in staatlichem Besitz sind oder der orthodoxen Kirche zugesprochen wurden. Trotz des Religionsgesetzes vom April 1991 und einer gewissen Religionsfreiheit ist es noch immer für die überwiegend aus dem Ausland stammenden Priester und Nonnen schwierig, in der Ukraine tätig zu sein. Sie müssen sich zum Teil als Journalisten oder humanitäre Helfer beim Ministerium registrieren lassen. Die kommunistische Vergangenheit wirkt nach: „Die Kirche wird weniger als Vermittlerin von Werten betrachtet, sondern vielmehr als eine staatliche Organisation. Und sie wird sofort verdächtigt, sobald sie ausländische Komponenten mitbringt“, beobachtet Pater Jean Bernard. Der Aufbau einer Caritas-Sozialarbeit steht noch ganz am Anfang.

## 8. Fazit

Flüchtlinge haben in der Ukraine eine Chance: Die Einreise in das Land ist relativ einfach, und die Möglichkeiten, wirtschaftlich tätig zu sein, bestehen.

Die Regierung bringt mit dem Flüchtlingsgesetz zum Ausdruck, daß sie das Problem erkannt hat und bereit ist zu einer Lösung. Es zeigt sich aber auch, daß trotz des Gesetzes Flüchtlinge in der wirtschaftlichen und politischen Umbruchphase

der Ukraine an den Rand gedrängt werden. Es bedarf noch vieler Schritte, bis ein den anderen europäischen Ländern vergleichbarer Standard entwickelt ist. Bislang will der Staat an Flüchtlingen vor allem verdienen.

Kirchen und NGOs sind sich des Flüchtlingsproblems bewußt. Die Arbeit mit Flüchtlingen hat für sie jedoch keinen zentralen Stellenwert (Ausnahme: UNHCR). Wenn Hilfe geleistet wird, dann bislang durch Sachspenden, was von den NGOs nicht als dauerhafte Hilfe angesehen wird. Um zu einer langfristigen Projekthilfe zu gelangen, benötigen die NGOs Spenden aus dem Ausland.

Dr. Günter Renner, Vorsitzender Richter am Hessischen Verwaltungsgerichtshof und Schriftleiter der Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik, markierte im Anschluß an die Reise zusammenfassend die derzeit wichtigsten staatsangehörigkeitsrechtlichen Fragestellungen in der Ukraine. Wir zitieren aus seinem Bericht:

Die Lebensverhältnisse sind geprägt von erst langsam erstarkenden neuen politischen Strukturen und den alles beherrschenden Schwierigkeiten bei der Umstellung der ökonomischen Bedingungen von der Kommando- in die Marktwirtschaft. Die Rechtsordnung spiegelt die Übergangssituation. Gerade in Zeiten des Umbruchs muß sie sich gleichzeitig als Voraussetzung wie als Folge der politischen und ökonomischen Entwicklung bewähren. Am Beispiel des Staatsangehörigkeits- und des Flüchtlingsrechts erweist sich die Wichtigkeit einer stabilen Staatsordnung für jeden Fortschritt im sozialen wie wirtschaftlichen Leben. Die staatsrechtliche Autonomie zwingt zur Abgrenzung gegenüber den Nachfolgestaaten der UdSSR, vor allem aber zur Definition der eigenen Identität. Angesichts der historischen Entwicklung kann es nicht genügen, die ukrainische Nation als die staatstragende Macht anzusehen, der Status der ethnischen Minderheiten ist ebenso fundamental, insbesondere die Stellung der russischen Volkszugehörigkeit. Die Ukraine versteht sich als Nationalstaat auf polyethnischer Grundlage. Bei 120 Völkern auf einem Staatsgebiet und einer starken Minderheit von über 11 Mio. Russen ein ebenso klares wie folgenreichträchtiges Bekenntnis. Die Linie des Staatsangehörigkeitsrechts ist damit vorgezeichnet. Die Staatsangehörigkeit ist nicht an die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volkstum gebunden. Ukrainer im staatsrechtlichen Sinne sind auch die Mit-

glieder der Minderheitengruppen. Nicht zwingend vorgegeben ist die Haltung gegenüber Mehrstaatigkeit. Schwierigkeiten besonderer Art können sich vor allem dadurch ergeben, daß einige in der Ukraine vertretene ethnische Gruppen die Staatsnation in anderen Staaten stellen. Wenn in der Ukraine geborene und lebende Russen, Ungarn, Türken oder Deutsche gleichzeitig die Staatsangehörigkeit ihres „Herkunftstaats“ in ethnischem Sinne besitzen, könnten sich im Streitfall Loyalitätsprobleme ergeben. Im Verhältnis zu Rußland wird diese Gefahr nicht unterschätzt. Deshalb wird die Entwicklung des ukrainischen Staatsangehörigkeitsrechts in den nächsten Jahren gewiß interessante Aufschlüsse über das politische und gesellschaftliche Bewußtsein in der Ukraine und deren staatliche Stabilität geben können.

Ein Problem besonderer Art stellen die Krimtataren dar. Sie streben eine Rückkehr in ihre ehemaligen Siedlungsgebiete auf der Krim an. Über 250.000 von ihnen haben sich bereits wieder dort niedergelassen. So selbstverständlich die Rückgängigmachung der stalinschen Deportationen aus moralischer wie allgemein rechtlicher Sicht erscheint, so schwierig gestaltetet sich die rechtstechnische Abwicklung. Abgesehen von den mangelhaften wirtschaftlichen Voraussetzungen für eine zügige Wiedereingliederung fehlt es an einer tragfähigen rechtlichen Grundlage. Die Krimtataren besitzen nicht die ukrainische Staatsangehörigkeit, sondern haben anstelle der verlorenen sowjetischen Staatsangehörigkeit die des Nachfolgestaats ihres Aufenthaltsorts erworben. Ihnen kann auch anders als zwangsausgebürgerten Deutschen eine ukrainische Staatsangehörigkeit nicht rückwirkend oder für die Zukunft zuerkannt werden. Und schließlich können sie anders als deutsche Aussiedler nicht durch bloße Aufnahme wieder in den Staatsverband eingegliedert werden. Ihnen könnte aber ein unbedingter Einbürgerungsanspruch in Anknüpfung an ihre Niederlassung im Gebiet der jetzigen Ukraine bis zu ihrer Deportation verliehen werden.



*Besuch im ukrainischen Innenministerium*

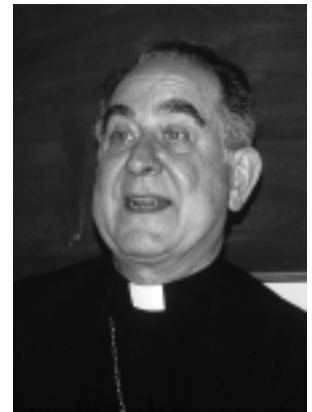
*Besuch bei der Vereinigung der Deutschen in der Ukraine,  
„Wiedergeburt“*

*Vertreter der afrikanischen Migranten in der Ukraine mit  
Dolmetscherin Ludmila Nestrilaj*

*Prof. Dr. Volodymyr Evintov, Ukrainisches Zentrum für  
Menschenrechte mit Dolmetscherin*

*Msgr. Jurij Nagornyj, Direktor von Caritas Ukraine*

*Apost. Nuntius Antonio Franco*



# „Meine Zuflucht nehme ich zu Dir, Herr“ (Ps 143,9)

## Zur Problematik des „Kirchenasyls“

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Caritasverband e.V.

20.–21. September  
Stuttgart-Hohenheim  
55 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

### Tagungsleitung:

Klaus Barwig  
Hermann Uihlein, Freiburg i.Br.

### Referenten:

Dr. Berthold Huber, Frankfurt  
Dr. Uwe Kai Jacobs, Karlsruhe  
Markus H. Müller, Augsburg  
Siegward Schaupp, Baden-Baden  
Kardinal Georg Sterzinsky, Berlin  
Hermann Uihlein, Freiburg i.Br.

Für die einen ist „Kirchenasyl“ eindeutig Rechtsbruch, für den es in einem Rechtsstaat keinen Platz gibt, für die anderen eine Gewissenspflicht, um Verfolgte vor Gefängnis, Folter oder Tod zu bewahren. Die Verwendung des Begriffs „Kirchenasyl“ im Zusammenhang mit der drohenden Abschiebung von AusländerInnen hat Konflikte zwischen Staat und Kirchen, aber auch innerhalb der Kirchen deutlich werden lassen. Inzwischen ist „Kirchenasyl“ aus der Tabuzone herausgetreten und wird auch von Verantwortlichen in beiden großen Kirchen ernsthaft diskutiert.

Die Tagung wandte sich an Seelsorger(innen) und haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter(innen) von Kirchengemeinden und Flüchtlings-Sozialdiensten. Akademie und Deutscher Caritasverband wollten damit Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch und zur Information geben und einen Beitrag leisten zur Klärung der aus christlichem Ethos resultierenden Ansprüche einerseits und staatlichem Gewaltmonopol andererseits.

Katholisches Sonntagsblatt, 6. Oktober 1996:

## Wenn Gemeinden etwas riskieren

### Beim Thema Kirchenasyl brauchen Christen vor Ort einen langen Atem

Kann es für Kirchengemeinden eine Pflicht geben, abgelehnte Asylbewerber im Kirchenasyl aufzunehmen, und machen sie sich dadurch strafbar? Diese Fragen bewegen seit der Verschärfung des Asylrechts im Jahre 1993 immer mehr Christen. Darum ging es nun auch bei einer Tagung des Deutschen Caritasverbandes und der Diözesanakademie Stuttgart-Hohenheim.

Als Gebot der christlichen Nächstenliebe und ein Alarmsignal für die Notwendigkeit, die Asylgesetze zu ändern, bezeichnete der Berliner Kardinal Georg Sterzinsky das Kirchenasyl. Jeder Bischof würde zu einer Kirchengemeinde stehen, die einen abgelehnten Asylbewerber aufnimmt. Die Behörden forderte er zu mehr Gesprächsbereitschaft auf, anstatt mit verschärftem Zugriff zu reagieren.

„Asyl mit der Kirche“ sei sinnvoll, wenn die Schutzsuchenden selbst um Hilfe bitten, erklärte Kardinal Sterzinsky. Weiter müßte über Möglichkeiten, Folgen und Grenzen von Asyl aufgeklärt werden. Es sollten nur so viele Menschen von einer Gemeinde aufgenommen werden, wie von ihr auch tatsächlich betreut werden könnten. Wichtige Fragen wie etwa, wer für Krankheitskosten aufkomme, seien vorher zu regeln. Auch sei zunächst zu prüfen, ob die Angaben des Flüchtlings zutreffen.

Der Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Hellmut Puschmann (Freiburg), sagte, beim Kirchenasyl werde deutlich: Hier riskiert eine Gemeinde etwas für einen Menschen. Wenn tatsächlich Gefahren für Leib und Leben des Flüchtlings bestehen, müsse versucht werden, die Abschiebung zu verhindern, sagte der Flüchtlingsreferent des Deutschen Caritasverbandes, Hermann Uihlein. Wenn der Rechtsweg zu Ende sei, bleibe nur noch das Kirchenasyl. In der Vergangenheit konnten so bei 124 von der Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche untersuchten Kirchenasylfällen 19 Prozent doch noch eine Anerkennung erlangen. 44 Prozent erreichten eine Duldung. Derzeit gewähren in Deutschland 36 Kirchengemeinden Kirchenasyl.

Die Gemeinden werden aber in Zukunft einen noch längeren Atem benötigen, da die Auseinandersetzungen mit dem Staat vermutlich an Schärfe zunehmen, analysierte Uihlein. Durch Nichtreagieren würden derzeit staatliche Stellen versuchen, das Kirchenasyl auszuhungern. Für den Flüchtlingsreferenten steht fest: Sollte es durch ein Kirchenasyl zu einem Gesetzesverstoß kommen, was längst nicht immer der Fall sei, verbiete sich in der Regel eine strafrechtliche Verfolgung. röm

*mehr als drucken*

Beratung  
Gestaltung  
Fotosatz  
Desktop-Publishing  
Web-Design  
Internet-Support  
Buchdruck  
Offsetdruck

**Grafik**  
GmbH  
**Druck**

Heusteigstraße 66  
70180 Stuttgart  
Telefax (07 11) 6 45 59 31  
Telefon (07 11) 6 45 59 90  
eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)  
<http://www.grafikdruck.de/>



SOMMERFEST HOHENHEIM





# Aleksandr-Men-Preis

## Verleihung an Prof. Dr. Lew Kopelew

1. Juli  
Landeskreditbank Stuttgart  
498 Teilnehmerinnen und Teilnehmer

*Leitung:*  
Dr. Gebhard Fürst

*Grußworte:*  
Bundespräsident Roman Herzog  
Ekaterina U. Genieva, Moskau  
Alexei Slovesnyi, Moskau

*Laudatio:*  
Fritz Pleitgen, Köln

*Preisverleihung:*  
Prof. Dr. Günter Bien, Stuttgart

*Musik:*  
Roland Feneberg, Stuttgart  
Prof. Rudolf Gleißner, Stuttgart  
Joachim Schall, Stuttgart  
Michael Wille, Stuttgart

Im Beisein von Bundespräsident Roman Herzog wurde am 1. Juli 1996 in Stuttgart der Aleksandr-Men-Preis an den russischen Exil-Schriftsteller Lew Kopelew verliehen. Der Aleksandr-Men-Preis wurde 1996 zum zweiten Mal vergeben. Er wird Persönlichkeiten zuerkannt, die sich *„um die interkulturelle Vermittlung zwischen Rußland und Deutschland im Interesse des friedlichen und humanen Aufbaus des Europäischen Hauses verdient gemacht haben“*. 1995 erhielt den Preis Frau Dr. Kathinka Dittrich van Weringh, die Gründerin und erste Leiterin des Goethe-Instituts in Moskau und heutige Kulturdezernentin der Stadt Köln.

Aus der Begrüßung von Akademiedirektor Fürst:

„Aleksandr Men, bei Kulturschaffenden Rußlands und Gläubigen der russisch-orthodoxen Kirche gleichermaßen hoch angesehener Erzpriester, der unter immer noch nicht geklärten Umständen 1990 vor seiner Kirche ermordet wurde, ist der eigentliche Urheber dieser heutigen Verleihung des Preises zur Begegnung der Kulturen zwischen Rußland und Deutschland. In seinem Nachlaß fand sich auf einer Notiz die Anregung, einen Preis zur Begegnung der Kulturen in Europa zu stiften. Die Bibliothek für Ausländische Literatur, Moskau, die Zeitschrift für Ausländische Literatur, Moskau, und der Aleksandr-Men-Freundeskreis, ebenfalls Moskau, haben diese Anregung zusammen mit der Akademie der Diözese Rotenburg-Stuttgart und dem Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde der Universität Tübingen aufgegriffen.

Aleksandr Men hat als russisch-orthodoxer Erzpriester durch sein soziales, kulturelles und interkulturelles Engagement das Vertrauen, ja die Freundschaft einer großen Zahl einflußreicher Persönlichkeiten, auch im Bereich von Kultur und Politik, erworben.

Vermutlich wegen seines Einsatzes für Demokratie und für die Reform der Kirche, aber auch wegen seiner die Kulturen und Religionen übergreifenden Tätigkeiten und Publikationen wurde Alexandr Men, wahrscheinlich von rechtsgerichteten, nationalistischen Kreisen, 1990 ermordet – kurz nachdem ich ihn persönlich an einem von der Akademie veranstalteten internationalen Schriftsteller-symposium kennengelernt hatte, bei dem auch Tschingis Aitmatow, der weltbekannte russische Schriftsteller, anwesend war.

Seither ist Aleksandr Men zu einer Symbolfigur für die oben angesprochenen Bereiche, Ideen und Intentionen geworden. Er ist die ideale Persönlichkeit, um einem Preis zur Unterstützung interkultureller Aktivitäten einen Namen zu geben.

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, wir wissen, daß Sie der Begegnung der Kulturen, insbesondere auch der West- und Osteuropas, große Bedeutung beimessen. Sie haben immer wieder auf Ihr Anliegen hingewiesen, „das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Kulturen unserer Welt (zu) fördern“ (Brief des Bundespräsidenten an den Vorsitzenden des Leiterkreises der Katholischen



Akademien in Deutschland vom 30.10.95). Und Sie haben auch die kirchlichen Akademien aufgefordert, „mit Nachdruck zur Förderung des Dialogs zwischen den Kulturen beizutragen“ (ebd). Die heutige Veranstaltung, in deren Mittelpunkt Aleksandr Men und Lew Kopelew stehen, ist dieser Intention der Förderung des interkulturellen Dialogs im Interesse des Friedens verpflichtet. Sehr geehrter Herr Bundespräsident, wir freuen uns deshalb sehr, daß Sie unter uns sind und diese Preisverleihung mit Ihrem Grußwort eröffnen werden. Sehr geehrter Herr Bundespräsident, wir begrüßen Sie und heißen Sie herzlich willkommen.“

Bundespräsident Dr. Roman Herzog:

„Ich will ganz ehrlich sein. Bevor mich die Einladung zum heutigen Tag erreichte, hatte ich den Namen Aleksandr Men noch nicht gehört. So wie mir wird es wohl den meisten bei uns im Lande gehen. Natürlich nicht in diesem Kreis.

Was ich aber dann über Aleksandr Men las und hörte, hat mich davon überzeugt, daß es richtig war, einen Preis für interkulturelle Vermittlung zwischen Rußland und Deutschland nach ihm zu benennen. In der Tat ist es nur möglich, ein europäisches Haus zu bauen, wenn es Menschen wie Aleksandr Men gibt, die weitsichtig und gelehrt zwischen den Kulturen vermitteln. Besonders um sein Andenken zu ehren, bin ich heute hierher gekommen.

Was mir beim Gedenken an ihn wichtig erscheint, das ist nicht nur seine allseits bewunderte Gelehrsamkeit und seine intellektuelle Kraft. Vielmehr ist es seine unbestechliche Haltung, die Haltung eines Wahrheitssuchers, die freilich an vielen Stellen Anstoß erregte. Die Leidenschaft, die Wahrheit zu suchen, die Bereitschaft auch, dem anderen wirklich zuzuhören, und schließlich die Zuwendung zu den konkreten Nöten einzelner Menschen: Das zeichnet ihn aus.

In jeder Gesellschaft – nicht nur in Rußland – werden Menschen wie Aleksandr Men gebraucht. Aber sie würden wohl überall auch auf Feindschaft und Haß treffen. Denn, machen wir uns nichts vor: Vermittlung zwischen Kulturen – das hört sich oft so harmlos an. Es klingt nach akademischen Seminaren und angenehmen Gesprächen

am runden Tisch. Im Falle Aleksandr Mens ist aber deutlich geworden, daß es nicht immer so freundlich zugeht. Er ist angefeindet worden, nicht allein wegen seines Glaubens, nicht nur wegen seiner jüdischen Herkunft, sondern vor allem wegen seiner freimütigen Opposition gegen jeden Fundamentalismus und wegen seines Werbens für Toleranz und Verständnis. Das hat ihn zuletzt das Leben gekostet.

Der Namensgeber gibt dem Preis, der hier verliehen wird, besondere Bedeutung. Er zeigt an, daß die Vermittlung zwischen Denkweisen, Kulturen und Glaubensüberzeugungen eine riskante Sache sein kann. Wer sich auf Vermittlung wirklich einläßt, wird oft angefeindet – meist zuerst im eigenen Lager. Wer übersetzen will, gerät schnell in den Verdacht, ein Verräter zu sein.

Das gilt auch für die Biographie des Mannes, der heute hier mit dem Aleksandr-Men-Preis ausgezeichnet wird. Lew Kopelew hat am eigenen Leib erfahren, wie schnell die Suche nach Verständigung als Verrat denunziert wird. Er ist dennoch unbeirrt seinen Weg gegangen und wird zu Recht gerade mit diesem Preis ausgezeichnet. Auch bei ihm überzeugt sein literarisches Werk nicht weniger als seine Haltung und seine Existenz.

Meine Damen und Herren, gerade die Tatsache, daß eine Gestalt wie Aleksandr Men in Deutschland fast unbekannt ist, zeigt, wie viel noch zu tun ist im kulturellen Austausch mit Rußland. Mir scheint, daß für viele deutsche Intellektuelle und Künstler das gegenwärtige Rußland erst noch entdeckt werden muß. Ich freue mich sehr, daß mit der Initiative dieser Preisstiftung ein wesentlicher Beitrag dazu geleistet wird.

Unersetzbar für den kulturellen Austausch sind persönliche Begegnungen. Deswegen bin ich dankbar dafür, daß heute illustre Gäste aus Rußland gekommen sind. Sie alle schätzen das Werk und die Person von Aleksandr Men, waren seine Freunde oder Mitarbeiter. Sie alle kennen auch sein Wort: „Das Eigene lieben bedeutet nicht, das Fremde zu hassen.“ Das ist zwar eine ganz schlichte Sentenz. Aber sie ist noch längst nicht in allen Köpfen angekommen, und sie ist noch längst nicht überall Wirklichkeit geworden. Deswegen möchte ich Sie alle herzlich bitten: Arbeiten Sie weiter im Geist von Aleksandr Men – für ein tolerantes, offenes und menschliches europäisches Haus.“

Die Laudatio (im folgenden in Auszügen wiedergegeben) auf den Preisträger hielt der Intendant des Westdeutschen Rundfunks. *Fritz Pleitgen* ist Herrn Kopelew seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden. Er war lange Jahre Rußlandkorrespondent und ist ein herausragender Kenner Rußlands:

„Bei Lew Kopelew habe ich einen Satz gefunden, den ich für wichtig halte – gerade in unserer heutigen Zeit:

„Eine Politik, die nicht auf Wahrheit baut, ist falsch, ist menschenfeindlich; unabhängig davon, mit welchen Idealprogrammen oder wohlgemeinten Zielen und wissenschaftlichen Theorien sie motiviert wird.“

Da sich der Russe Lew Kopelew in der Literatur gut auskennt, bietet er zur Stützung seiner These als Gutachter einen angesehenen deutschen Dichter auf. Es handelt sich um Johann Wolfgang von Goethe, der zum einschlägigen Thema in zwei Zeilen lakonisch feststellte:

„Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrtum. Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.“

Da auch ich nicht kleinlich sein möchte, bringe ich meinerseits als deutscher Laudator einen russischen Sachverständigen erster Güte ein. In seiner Erzählung „Sewastopol“ hat Lew Tolstoj geschrieben:

„Der Held meiner Erzählung, den ich mit allen Kräften meiner Seele liebe, in seiner ganzen Schönheit zu schildern mich bemüht habe, der immer schön ist, war und sein wird, ist die Wahrheit.“

Die Wahrheit, die Lew Kopelew so eindringlich fordert, die für Goethe und Tolstoj höchste Priorität hat, die Wahrheit, sie hat heute einen besonders schweren Stand. Sie wird wie selbstverständlich entstellt, verdreht oder nur bedingt eingesetzt, auf allen Ebenen persönlichen und Gruppeninteressen unterworfen. Geschädigt werden der einzelne und die Gemeinschaft.

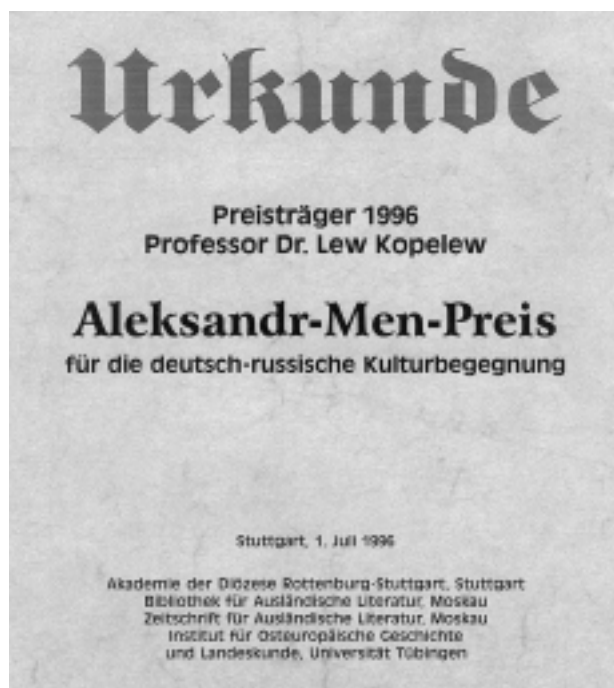
Kriege werden ausnahmslos auf Kosten der Wahrheit geführt – heute wie früher, obwohl inzwischen alle Informationsmittel zur Aufdeckung der Unwahrheit zur Verfügung stehen. Wahrheit wird insbesondere vorenthalten, wenn es um Macht geht. In Rußland weiß beispielsweise kein Bürger, wie es um den wichtigsten Mann im Staate steht, den sie als Präsidenten wiederwählen sollen.

Der verächtliche Umgang mit der Wahrheit hat in aller

Welt zu einer Glaubwürdigkeitskrise geführt, die kleinste Gemeinschaften und größte Staaten auszuhöhlen droht. Deshalb tut es der Allgemeinheit wohl, wenn Menschen sichtbar oder hervorgehoben werden, denen gefahrlos Glauben und Vertrauen geschenkt werden darf. Dies ist heute bei der Verleihung des Alexandr-Men-Preises an Lew Kopelew der Fall.

Lew Kopelew und Alexandr Men sind zur gleichen Zeit vom gleichen Regime mit Mißtrauen und bösen Schikannen verfolgt worden. Sie sind sich persönlich nie begegnet. Dennoch haben sie vieles gemeinsam, was Toleranz und die Achtung der Menschenwürde angeht.

„Das Eigene lieben, heißt nicht, das Fremde hassen. Wo immer sich der Chauvinismus breit macht – ganz gleich in welchem Volk –, stimmt uns das traurig.“ Diese Worte von Aleksandr Men könnten auch gut von Lew Kopelew stammen, der sich allerdings nie mit Feststellungen begnügte, sondern immer mit eigenem Beispiel und auch mit Einmischung dagegen angegangen ist. Das gleiche gilt wiederum für Aleksandr Men.“





Prof. Dr. Günter Bien, Vorsitzender des Kuratoriums der Akademie, nahm die Preisverleihung vor:

„... als Erzpriester Aleksandr Men 1990 im Tagungshaus Weingarten zusammen mit zahlreichen Schriftstellern aus der damaligen Sowjetunion und Deutschland zu einem Literatur-Symposium zusammengekommen war, sagte er in seiner *Rede über die Verantwortung der Kulturschaffenden für die Verständigung unter den Völkern*: „Die Kulturschaffenden haben eine große Verantwortung bei der Vermittlung ihres eigenen Beitrags zur künftigen Ökumene der Kulturen. Das betrifft Schriftsteller, Philosophen, Theologen und Pädagogen.“ Es geht um „die wunderbare Vielfalt der Menschen, die großartige Mannigfaltigkeit der Sprachen, Temperamente, Kulturen und Geschichten, die die Schönheit des Lebens erschaffen“. (Wechselbekenntnisse, Hohenheimer Protokolle Bd. 39, 1992, S. 174.) Daß diese kulturelle Vielfalt nicht „Anlaß für Konfrontationen“ (ebd.) werde, sondern zu einer Ökumene der Kulturschaffenden führe, das war der leidenschaftliche Appell von Erzpriester Aleksandr Men. Diese seine Worte geben der heutigen Preisverleihung und dem Aleksandr-Men-Preis das Leitmotiv: „Für die Ökumene der Kulturschaffenden“. Die verschiedenen kulturellen Einrichtungen aus Rußland und Deutschland, die diesen Preis stiften und tragen, möchten mit der jährlichen Preisverleihung die Begegnung und das gegenseitige Verstehen der Kulturen und der Kulturschaffenden fördern.

Daß Aleksandr Men zu den Kulturschaffenden auch ganz selbstverständlich Männer und Frauen der Religionen zählt, ist für die katholische Akademie der Diözese Rotenburg-Stuttgart eine besondere Verpflichtung. Aleksandr Men war von der Sorge erfüllt, daß die verschiedenen, in unserer kleiner gewordenen Welt sich immer näherrückenden Kulturen einander feindlich gegenüberstehen könnten. Der nach ihm benannte Preis wird deshalb jeweils „an eine Person verliehen, die sich um die interkulturelle Vermittlung zwischen Rußland und Deutschland *im Interesse des friedlichen und humanen Aufbaus des Europäischen Hauses* verdient gemacht hat“ (Statut des Aleksandr-Men-Preises). Daß die Fremdheiten der Kulturen nicht zu Feindseligkeiten führen, sondern zur gegenseitigen Bereicherung werden, dazu bedarf es solcher Menschen wie Lew Kopelew.



Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die Zeitschrift für Ausländische Literatur, Moskau, die Bibliothek für Ausländische Literatur, Moskau, der Freundeskreis Aleksandr Men, Moskau, und das Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde der Universität Tübingen verleihen dem Schriftsteller Prof. Dr. Lew Kopelew in Anbetracht seiner großen Verdienste um die Begegnung der Kulturen Rußlands und Deutschlands den Aleksandr-Men-Preis 1996.

Sehr geehrter Herr Kopelew, ich beglückwünsche Sie im Namen aller Anwesenden zu dieser Preisverleihung. Ich darf Ihnen nun die Urkunde übergeben.“

Lew Kopelews Dankesrede:

„Die schöne Lobrede meines Freundes Fritz Pleitgen läßt mich auch die Vorteile des Alters erkennen. Wäre ich jetzt zwei Jahrzehnte jünger, hätte ich nach einer solchen Lobrede bei der nächsten Präsidentschaftswahl gegen Jelzin zu kandidieren versucht.

\*\*\*

Das Schicksal Alexandr Mens ist einzigartig und sinnbildlich. Sein Leben, sein Werk und sein Märtyrertod bringen den Geist der russischen Kultur zum Ausdruck und sind bereits Teil der tragischen Geschichte Rußlands, dessen Martyrium immer noch andauert.

Vater Alexandr Men hat das Christentum nicht nur gepredigt und gelehrt, sondern auch vorgelebt.

Das Evangelium, besonders die Bergpredigt, bestimmten seine Weltsicht, seinen Lebensweg:

„Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit ...

Selig sind die Friedfertigen ...“ (Matthäus 5,6 und 9)

Alexandr Men dürstete nach Gerechtigkeit; er war friedfertig und stiftete Frieden und strebte danach, auch in seinen Schülern, seinen Lesern und Hörern den Hunger nach Wahrheit und Gerechtigkeit, nach Frieden und Menschlichkeit zu wecken.

Heutzutage, am Vorabend des dritten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung, gibt es immer noch zu wenig echte Christen, für die Toleranz und Nächstenliebe nicht bloß Lippenbekenntnisse sind, sondern ihr tägliches Dasein, ihr Tun und Lassen entscheidend bestimmen.

Vater Alexandr Men war einer dieser wenigen, ein Christ ohne Furcht und Tadel. Und als solcher bleibt er in seinen Werken, in Predigten und Vorträgen, in theologischen und historischen Arbeiten, in seinen Briefen und im liebenden Gedächtnis seiner Schüler, Hörer, Leser lebendig. Sein Tod durch Mörderhand war und ist ein mahnendes Wetterzeichen; seit sechs Jahren vermag der Staat die Mörder und Drahtzieher nicht zu ermitteln. Immer neue Krisen und Wirren erschüttern Rußland; Zerfall und Verfall der Wirtschaft, der sozialpolitischen Verhältnisse, der gesellschaftlichen Moral dauern verderblich an ...

Trotz alledem gibt es in Rußland gesunde, fruchtbare, schöpferische Kräfte; denn unsterblich ist der russische Geist – der Geist von Andrej Sacharow und Alexandr Men. Sie beide – der konfessionslose Naturwissenschaftler und der tiefgläubige russisch-orthodoxe Priester – hofften auf die Zukunft ihrer Heimat, hofften, daß im Geiste der Freiheit und Gerechtigkeit, der christlichen Toleranz und Menschlichkeit Rußland genesen werde und die globale tödliche Gefahr, die unseren Planeten bedroht, in friedlicher Zusammenarbeit mit anderen Völkern und Staaten überwunden werde.

Diese Hoffnung, diesen Glauben teile auch ich; sie bestimmen Sinn und Zweck meiner Arbeit, meines Lebens. Deswegen ist dieser Preis eine ganz besonders große Ehre für mich. Selbstverständlich kann sie nicht mir allein gelten. Vor vierzehn Jahren entstand an der Bergischen Universität in Wuppertal eine Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte deutsch-russischer Fremdenbilder von den Anfängen im Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Aus dieser tausendjährigen Geschichte wollten wir erfahren, wie Deutsche und Russen einander kennenlernten, wie sie einander einschätzten, wie Vorurteile und Feindbilder entstehen und wie trotz aller Gegensätze, Streitigkeiten und grausamen Kriege sich die geistigen Verbindungen zwischen den Völkern immer mehr erweiterten und vertieften.

Die Arbeit dieser Forschungsgruppe wird bald beendet sein. Ihre Ergebnisse werden in zwei Buchreihen unter dem Sammeltitle „West-östliche Spiegelungen“ vorgestellt. Sechs Bände sind bereits erschienen, drei in der Herstellung; der abschließende zehnte Band ist noch in Vorbereitung. Nicht nur deutsche, österreichische und schweizer Autoren, sondern auch russische, amerikani-

sche, englische und französische Historiker, Literatur- und Kunstwissenschaftler haben zu diesen Bänden beigetragen.

Die Erfahrungen, die Lehren aus der Geschichte erscheinen uns ebenso wichtig wie gegenwartsnah. Wir wünschen uns, daß sie möglichst viele Deutsche und Russen erreichen, nicht nur Fachwissenschaftler und Studenten, sondern auch alle Zeitgenossen, die zum Nach- und Weiterdenken über diese Erfahrungen bereit sind.

Zu Beginn unserer Arbeit erschien dieses Projekt eher wirklichkeitsfern und akademisch. Deshalb möchte ich an dieser Stelle dem tapferen Verleger Herrn Ferdinand Schöningh dafür danken, daß er es seinerzeit übernahm, die geplante Sammelreihe herauszugeben, die seit dem 1985 einsetzenden politischen Umschwung so unvorhersehbar an Aktualität gewonnen hat.

Aus demselben Streben, möglichst vielen Menschen die Lehren der Geschichte erkennbar und nachvollziehbar zu machen, entstand die Idee der vor zwei Jahren in Moskau gezeigten Ausstellung „Deutsch-russische Begegnungen im Zeitalter der Aufklärung“. Daran beteiligten sich die Allrussische Staatsbibliothek für Ausländische Literatur „Rudomino“ und das Goethe-Institut Moskau zusammen mit unserer Forschungsgruppe, dem „Wuppertaler Projekt“. Diese Ausstellung wandert bereits durch mehrere russische Städte; ihre deutsche Spiegelvariante wird am 28. Oktober in Wuppertal durch den Ministerpräsidenten Johannes Rau eröffnet und soll später in zehn weiteren deutschen Städten präsentiert werden. Sowohl die mehr als ein Jahrzehnt andauernde Arbeit der Wuppertaler Forschungsgruppe wie auch die bevorstehende Ausstellung wären ohne die selbstlose Mühe, Kompetenz und Phantasie meiner unermüdlichen Mitarbeiter nicht möglich gewesen.

Darum danke ich für die heutige Ehrung, für den Alexandr-Men-Preis, auch im Namen meiner jungen deutschen und russischen Mitarbeiter: Dagmar Herrmann, Mechthild Keller, Jekatarina Schukschina, Gerd Koehnen, Karl-Heinz Korn, Alexander Ospowat und Rainer Sprung. Die mit diesem Preis verbundene Geldsumme übergebe ich dem Kinderkrankenhaus in Grosnij (Tschetschenien), das von dem Komitee Cap Anamur, Deutsche Not-Ärzte e.V. betreut wird.

Ich glaube, daß Vater Alexandr Men diese Verwendung seines Preises billigen würde.“

Elmar Reinauer berichtete am 2. Juli 1996 in der Südwest Presse:

## **Für Kopelew endlich eine gute Nachricht**

### **Der russische Schriftsteller begrüßt die Entlassung der „Kriegspartei“ aus dem Kreml**

Der 84jährige russische Schriftsteller Lew Kopelew, seit seiner Ausbürgerung 1981 in Deutschland zuhause, spricht nur leise. Doch plötzlich wird er wieder ganz wach. In letzter Zeit habe er endlich einmal etwas Gutes aus seiner Heimat gehört. Nämlich, daß Präsident Boris Jelzin den Chef der Kreml-Garde und engen Vertrauten, General Korschakow, den Geheimdienstchef Barsukow und den Ministerpräsidenten Soskovets endlich gefeuert hat.

Das Trio galt in Moskau als „Kriegspartei“. Ihnen wurde der Vorwurf gemacht, Jelzin weniger zu dienen, als ihn zu manipulieren. Daß diese „dunklen Gestalten“ ihre Macht verloren haben, lasse ihn für die Zukunft Rußlands wieder hoffen, meint Kopelew und rät doch gleich wieder, vorsichtig zu sein. Zumal niemand richtig sagen könne, was der neben Jelzin neue starke Mann im Kreml, Ex-General Alexander Lebed, wolle und was von ihm zu erwarten sei.

Nach Kopelews Ansicht ist der Sicherheitsberater des Präsidenten ein „Kommißkopf“ mit Charisma. Aber immerhin habe er kein Blut an den Händen wie seine Vorgänger, sagt Kopelew unter Anspielung auf den Tschetschenien-Krieg, den die drei Entlassenen maßgeblich mitverantworten haben.

Aber um Personen allein geht es Kopelew nicht bei seinen Antworten zur Lage in Rußland. Viel wichtiger ist ihm, daß die dort herrschende Ideologie aus Chauvinismus und Nationalismus durchbrochen wird – vor allem, wie er sagt, durch Aufklärung. Und damit kommt er auf den eigentlichen Grund seines Besuches bei der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart zurück. Ihm wurde gestern in Anwesenheit von Bundespräsident Roman Herzog der Alexandr-Men-Preis verliehen, mit dem Personen ausgezeichnet werden, die sich um die „interkulturelle Vermittlung zwischen Rußland und Deutschland im Interesse des friedlichen und humanen Aufbaus des Europäischen Hauses verdient gemacht“ haben.

Benannt ist der Preis nach dem orthodoxen Priester Men, den schon Jahre vor dem amerikanischen Professor Samuel P. Huntington die Sorge umgetrieben hatte, daß die verschiedenen, in unserer Welt sich immer näher rückenden Kulturen einander feindlich gegenüberstehen könnten. Men hatte sich deshalb für eine „Ökumene der Kulturschaffenden“ eingesetzt. Er kämpfte zuhause gegen Chauvinismus und Nationalismus und wurde im September 1990 unter bisher ungeklärten Um-



ständen ermordet – auch wenn es kein Geheimnis ist, daß er Nationalisten und Antisemiten im eigenen Land verhaßt war. Aufklärung für Rußland (und umgekehrt für Deutschland, wo Men, wie selbst Bundespräsident Herzog gestern nachmittag einräumte, ein unbekannter Name ist), da setzt Kopelew vor allem auf die engen kulturellen deutsch-russischen Beziehungen, die schon Jahrhunderte ungeachtet aller politischen Krisen Bestand gehabt hätten. Beide Völker, sagt Kopelew, der Freund Heinrich Bölls, seien „wahlverwandt“. Und was macht Aufklärung aus? Kopelew hält ein Plädoyer für den Austausch – von Gedanken, Briefen, Büchern, Studenten, Wissenschaftlern, Schriftstellern.

Die Russen blieben, egal wie die Lage sei, immer empfindsam für Reaktionen aus dem Westen, meint in anderem Zusammenhang auch der frühere Vorsitzende der Menschenrechtskommission beim russischen Präsidenten und in der Staatsduma, Sergej Kowaljow, der gestern mit in Stuttgart war. Kowaljow, der nach heftiger Kritik an Jelzin wegen des Tschetschenien-Kriegs zurückgetreten war, wird allerdings konkreter: Immer wieder hält er der Bundesregierung vor, daß sie, zumindest offiziell, nicht gegen das russische Vorgehen im Kaukasus protestiert habe, daß sie vor lauter Angst, Kommunistenchef Gennadi Sjuganow könne die Präsidentschaftswahl in Rußland gewinnen, auf jede Kritik an Jelzin verzichtet habe. Jelzin habe sich in diesem Krieg mit Blut befleckt, und allzu tolerante westliche Politiker müßten mindestens einige Blutspritzer an ihren Händen haben, klagt Kowaljow. Am Rande des Treffens in der Akademie in Stuttgart-Hohenheim berichtet er, daß die angeblich nach Unabhängigkeit strebenden Tschetschenen in allen politischen Bereichen, die zählen, mit den Moskauer Vorstellungen auf einer Linie gelegen hätten. Ihr Souveränitätsanspruch hätte sich, so der sichtlich enttäuschte Menschenrechtler, am Schluß darauf reduziert, in der Flagge des Landes „einen schwarzen Wolf statt eines Bären“ führen zu dürfen.

Der Politiker Kowaljow ist auch, anders als der Literat Kopelew, weitaus skeptischer hinsichtlich der Entwicklung in Rußland. Zwar begrüßt auch er die Entlassung der „Dunkelmänner“ aus dem Kreml. Aber Lebed traut er nicht über den Weg, weil dieser heute oft das Gegenteil von dem forderte, was er gestern gesagt habe. Und Kowaljow hat auch Bedenken, wie die Personalpolitik im Kreml funktioniert. Nämlich ohne jede „demokratische Mechanismen“, nicht unähnlich der Entscheidung, die zum Tschetschenien-Krieg führte. Sie fiel, wie Kowaljow im März bei einer Rede in München kritisierte, in einem „illegitimen Organ“, dem Sicherheitsrat, in einer geheimen Sitzung aufgrund geheimer und möglicherweise gefälschter Unterlagen. „Die demokratischen Grundsätze der Öffentlichkeit der Regierungsarbeit, der Transparenz der Regierungsentscheidungen wurden beiseite geschoben.“ Entsprechend skeptisch ist Kowaljow über die Zukunft des

Reformkurses in Rußland. Von Jelzin erwartet er nicht viel. Daß zwei Helfer des Wahlkampfleiters im Kreml, Anatoli Tschubais, mit einer halben Million Dollar in der Tasche gefaßt wurden, entspreche der Art, wie die alte sowjetische Nomenklatura Geschäfte betrieben habe. „70 Jahre haben uns geprägt“, meint er leicht resignierend. Wirkliche demokratische Verhältnisse in Rußland könnten sich wohl nur über eine starke demokratische Opposition entwickeln und wenn sich im Lande einmal eine echte bürgerliche Gesellschaft entwickelt habe. Von beidem sieht Kowaljow sein Land aber noch weit entfernt.

Eine Dokumentation der Preisverleihung wird im Juli 1997 als Band 51 der „Hohenheimer Protokolle“ erscheinen.

Unser gemeinsames Unglück – in Ost und West – beruht darin, daß wir getrennt sind. Und die getrennten Teile eines einheitlichen Ganzen ähneln amputierten Beinen oder Armen, die in eine biologische Flüssigkeit getaucht wurden, so daß sie noch weiterleben können ... Isoliert können die Teile der modernen Welt niemals neu aufleben, im gegenseitigen Austausch, in Berührung und wechselseitiger Speisung werden sie dagegen ein neues Paradigma aufbauen.

Alexandr Men beim deutsch-sowjetischen Schriftsteller-Symposium in Weingarten 1990.

*...mehr als  
drucken...*

Beratung  
Gestaltung  
Fotosatz  
Desktop-Publishing  
Web-Design  
Internet-Support  
Buchdruck  
Offsetdruck

**Grafik**  
GmbH  
**Druck**

Heusteigstraße 66  
70180 Stuttgart  
Telefax (07 11) 6 45 59-31  
Telefon (07 11) 6 45 59-0  
eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)  
<http://www.grafikdruck.de/>

seit 25 Jahren **die** Druckerei

# Bilanz des Unternehmens Akademie im Jahr 1996

Rede von Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst bei der Adventsfeier 1996

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie,

Unternehmen – wollen sie gesund und fit bleiben – sind immer in Bewegung. Sie verändern sich und entfalten ihre eigene Dynamik. Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart versteht sich als innovatives Unternehmen. Dieser Selbstanspruch wurde 1996 eingelöst, denn das vergangene war ein Jahr wichtiger Innovationen, Erneuerungen und des weiteren inneren und äußeren Ausbaus der Akademie: Das zeigt sich besonders am Ende dieses Jahres, wenn wir auf 1996 zurückblicken.

## Baumaßnahme Tagungshaus Hohenheim

Das wohl einschneidendste Ereignis im Jahr 1996 – rückwärts und vorwärts geblickt – ist die vor einigen Wochen erst erreichte und endgültige Sicherheit, die Baumaßnahme Tagungshaus Hohenheim durchführen zu können.

Seit 1990 wurde von der Akademie geplant – fünf große Raumprogramme wurden erstellt. Im Dezember 1996 kam der endgültige Beschluß des Diözesanrats zustande, die Renovation des Tagungshauses Hohenheim und den Neubau eines Gästehauses mit kleinem Saal, Clubraum und Kapelle zu bewilligen. Ein Finanzvolumen von 7,4 Millionen steht nun für diese Baumaßnahme zur Verfügung. In einer Zeit der knappen finanziellen Ressourcen und der unsicheren Perspektiven ist dies keine Selbstverständlichkeit.

Dem Diözesanrat, dem Bischof und den verantwortlichen Stellen dankt deshalb die Akademie für die bis heute gewährte Unterstützung.

Das Baugenehmigungsverfahren beim Baurechtsamt der Stadt Stuttgart steht vor dem Abschluß. Im Frühjahr 97 wird wohl die Ausschreibung stattfinden können und der

Baubeginn aller Voraussicht nach im September 97 sein. Das Tagungshaus Hohenheim der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart wird damit wieder zu einem modernen, für seine Zwecke hervorragend geeigneten Haus werden. Denn – davon war schon der ehemalige Akademiedirektor und spätere Bischof Moser überzeugt: *Die Akademie braucht ein angemessenes Haus!*

„Der dialogische Stil kann sich nur verwirklichen in der Gesamtatmosphäre des Zusammenseins, zu der das räumliche, wohnliche, menschliche Klima unabtrennbar gehört. Das Haus ist integrierender Bestandteil einer Tagung, nicht nur besserer Rahmen. Es muß jene Atmosphäre geben sein, die menschliches Zueinander und miteinander erleichtert und ermöglicht. In einer Akademie muß sehr viel Raum gegeben sein zum Gespräch, zum Gottesdienst, zur Begegnung und auch zur Geselligkeit. Die Akademie braucht ein Dach über dem Kopf. Die Idee der Akademie ist nur sinnvoll, wo sie eine Behausung hat.“ (Bischof Dr. Georg Moser; Wechsel im Vorstand des Kuratoriums, 1984, gleichnamige Broschüre der Akademie, S. 13)

Der neue Gesamtkomplex des Tagungshauses Hohenheim wird den neuesten medien- und informationstechnischen, energieethischen und bauökologischen Anforderungen entsprechen. Das „Institut für Energie und Umwelt“ sowie die Firma „Transsolar“ sind beauftragt, die hierfür notwendigen Untersuchungen durchzuführen und den Bauherrn entsprechend zu beraten. (Siehe dazu ausführlicher S. 224)

## Ausbau der Organisation der Gesamtverwaltung – Auf elektronische Datenverarbeitung gestützte Gesamtorganisation

Ein zweiter wichtiger Einschnitt im Jahre 1996 war die Umstellung der für die Gesamtorganisation und das Tagungsmanagement essentiell wichtigen EDV-Software auf die neuesten technologischen Möglichkeiten.

Nach langjähriger Prüfung und intensiver Vorbereitung wurde in den letzten Tagen des Jahres 96 in der Geschäftsstelle der Akademie damit begonnen, die seit 1983 installierte und kontinuierlich weiterentwickelte EDV auf eine neue, ungleich leistungsstärkere Software umzustellen. Das bedeutet konkret, daß die Akademie gegenwärtig die gesamte EDV-Software zur Planung, Organisation und Durchführung von Veranstaltungen sowie zur

Verwaltung der ca. 50.000 Adressen auf das neue System Kubos (Kultur- und Bildungs- Organisationssystem) umstellt. Die Akademie konnte erhebliche Ressourcen an persönlichem Engagement und finanziellen Mitteln einsetzen, um diesen Schritt so problemlos und kompetent wie möglich durchführen zu können.

In diesem Zusammenhang gelang auch endlich und nach vielen Jahren der Vorbereitung die EDV-mäßige Anbindung der beiden Tagungshäuser der Akademie in Stuttgart-Hohenheim und Weingarten. Die Geschäftsstelle in Stuttgart, und die beiden Tagungshäuser können von jetzt an in einem einzigen Datennetz kommunizieren und jeweils auf alle öffentlichen Daten der gesamten Akademie zugreifen und sie just in time bearbeiten. Die Akademie verfügt damit für ihre Tagungsarbeit über eine hochdifferenzierte EDV, die in Qualität und Vielseitigkeit in der Diözese Rottenburg-Stuttgart und weit darüber hinaus ihresgleichen sucht.

Wenn die EDV-Umstellung im Laufe des Jahres 97 abgeschlossen, die Anbindung der beiden Tagungshäuser auch voll genutzt wird, wenn die bereits bestehenden Techniken und Möglichkeiten der On-Line-Dienste wirklich genutzt werden können, dann verfügt die Akademie über eine hervorragende Hochtechnologie für das gesamte Büro- und Tagungsmanagement, die im Vergleich mit anderen ähnlichen Einrichtungen einzigartig dasteht. Wir sind fit für die kommenden Jahre!

### **Die Akademie im weltweiten Internet**

Das gilt erst recht, wenn noch eine weitere Innovation miteinbezogen wird: der bereits vollzogene Anschluß ans Internet. Auch dies eine wichtige Zukunftsinvestition. Seit Frühjahr ist die Akademie im World-Wide-Web, im sogenannten Internet, präsent. Überall auf der Welt kann man sich – so man über die entsprechende Technologie verfügt – umfassend über die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart informieren, die thematischen Schwerpunkte der Dialogarbeit einsehen, das Halbjahresprogramm durchsehen, sich zu Tagungen anmelden und unsere Publikationen bestellen. Und selbstverständlich können wir auch international und interaktiv kommunizieren. Die Qualität der Selbstdarstellung der Akademie im Internet ist hervorragend, und es macht Freude, darin zu surfen. (S. dazu S. 218)

### **Neues Outfit des Halbjahresprogramms**

Nach fast 20 Jahren wurde das Quartalsprogramm durch ein Halbjahresprogramm mit neuem Gesicht abgelöst. Ziel war es, unser Programm ansprechender und übersichtlicher zu gestalten, den Bezieherkreis auszuweiten und damit die Möglichkeit der Anforderung von Einzelprogrammen einzuführen.

Jedes Halbjahresprogramm wird künftig – auch das ist ein Novum – im Rahmen einer Pressekonferenz vorgestellt. (S. ausführlich dazu S. 221)

### **Akademieverein**

Vereinigung der Freunde und Förderer der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart gegründet.

Die bereits im Oktober 95 gegründete Vereinigung der Freunde und Förderer der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart hat sich langsam, aber stetig und mit herausragenden Persönlichkeiten als Förderern zu einer Mitgliederzahl von derzeit ca. 80 Personen entwickelt. Ihr in der Präambel der Satzung definiertes Selbstverständnis lautet: *„Als Einrichtung der katholischen Kirche und in ökumenischer Offenheit fördert die Akademie in den inhaltlichen Schwerpunkten ihrer Fachreferate in wissenschaftlich verantworteter Weise die intellektuelle, ethische, soziale, religiöse und ästhetische Kultur von Kirche und Gesellschaft.“*

### **„human capital“**

oder: Das größte „Kapital“ eines Unternehmens sind die Menschen in den Unternehmen

Ohne die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Kolleginnen und Kollegen, die im Unternehmen Akademie zusammenarbeiten, ist diese Leistung des Jahres 96 nicht zu denken. Das größte Kapital einer Einrichtung sind die Menschen, die in ihr mit Kompetenz und Engagement tätig sind. Und eine Einrichtung kann nichts Vernünftigeres tun, als dieses Kapital zu fördern und zur Entfaltung kommen zu lassen. Deshalb kann man nicht nur vom Mitarbeiter gegenüber der Einrichtung, in der er tätig ist, Solidarität und Engagement erwarten. Auch die Einrichtung selbst tut gut daran, dem Mitarbeiter Solidarität, Vertrauen, Unterstützung und Förderung entgegenzubringen. Die Unterstützung von Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Akademie durch die Akademieleitung

stammt aus dieser Einsicht. Das Bemühen um zweckmäßige und ästhetische Gestaltung der Büros, um eine angenehme Arbeitsatmosphäre und um ein gutes Betriebsklima im großen und im kleinen gehört hierher. Auch das Bestreben, möglichst viel Transparenz herzustellen und möglichst viel Informationen zu geben, also eine unternehmensinterne Informationskultur zu verwirklichen, steht ebenfalls in diesem Zusammenhang.

### Finanzielle Situation

Einsparungen und Erschließung neuer Geldquellen  
Die finanzielle Situation der Akademie ist – wie bei allen anderen Einrichtungen auch – gekennzeichnet durch die notwendigen Sparmaßnahmen. Das der Akademie vom Generalvikar der Diözese vorgegebene Sparziel von ca. 250.000,- DM werden wir als eine der wenigen Einrichtungen der Diözese bis zum 1.1.98 erfüllt haben. Personalreduzierungen (die Akademie verliert ab dem 1.1.97 eine ganze Referenten- und eine halbe Sekretärinnenstelle), Kostenersparnisse und andere Maßnahmen haben diese Erfüllung der Sparvorgaben ermöglicht. Bei aller Zuversicht müssen wir trotzdem ebenso einfallreich wie wach sein. Weitere Einsparungen werden auf uns zukommen. Die Kürzung des Landeszuschusses um ca. 8 % zeigt, daß wir noch nicht durchatmen können. Ich möchte deshalb allen danken, die sich durch die Qualität ihrer Arbeit und durch ihre persönlichen Kontakte mitengagieren, um finanzielle Quellen zu erschließen. Angefangen vom Garnibetrieb über Sponsoring für Publikationen und Veranstaltungen bis hin zur Werbung von Mitgliedern für unseren Akademieförderverein. Akademiearbeit ist nicht billig, laufende Investitionen müssen getätigt werden, damit wir das Niveau erreichen, das wir für die Arbeit der Akademie benötigen.

*„Je mehr Inhalte und Public-Relations-Botschaften auf den Bürger einströmen, deren Herkunft im unklaren bleibt, desto wichtiger wird es, auf glaubwürdige und vertrauensvolle Quellen zurückzugreifen.“*

*Claudia Mast, Professorin der Universität Hohenheim*

## Akademie im Internet

### Die Herausforderung

Das weltweit größte Datennetz verzeichnet gigantische Zuwachsraten. Langsam, aber sicher beginnt das Internet auch in Deutschland neben den herkömmlichen Medien zu einem verbreiteten Kommunikationsmittel zu werden, an dem jede Privatperson und jedes Unternehmen als Nutzer und Anbieter teilhaben kann. Ist es in dieser Situation auch für Kirche und Akademie sinnvoll dabei zusehen? Oder setzt sie damit nicht unzulässig auf eine sehr reduzierte Kommunikationsform, die wirkliche Begegnungsmöglichkeiten zunehmend beschneidet?

Es ist mehr als die rein pragmatische Einsicht, daß sich der Trend ohnehin nicht mehr aufhalten läßt, wenn der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz auch diese Zeichen der Zeit grundsätzlich begrüßt: „Menschliche Kommunikation mit ihren verschiedenen Wegen ist für die Kirche bei der Vermittlung des Glaubens ein sehr hohes Gut und eine beständige Anforderung. Deshalb kann die Kirche kein Mittel auslassen, um Menschen – gerade wenn viele sich von ihr heute entfremdet haben – auf jedem denkbaren Weg zu erreichen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die modernen Medien, die zunächst einmal eine gewisse Distanz erlauben wie z. B. das Telefon, besondere Chancen neuer Kontakte bieten. Dies scheint mir auch bei einer online-Schaltung via Computer der Erprobung wert zu sein. ... Darum ist es auch ein Gebot der Stunde, daß die Diözesen und viele kirchliche Einrichtungen im Internet erreichbar sind“ (Bischof Karl Lehmann in einem Interview mit Barbara Nichtweiß; ungekürzt – natürlich im Internet: [www.kath.de/bistum/mainz/mz960820.htm](http://www.kath.de/bistum/mainz/mz960820.htm)).

In diesem Sinne hat sich die Akademie entschlossen, seit Juni 1996 im *WorldWideWeb* unter der Adresse [www.kirchen.de/akademie/rs](http://www.kirchen.de/akademie/rs) präsent zu sein. „Interaktivität und Aktualität sind die Leitideen, unter denen das Internet-Angebot der Akademie dem wachsenden Informationsbedarf unserer Gesellschaft in einem innovativen Medium Rechnung tragen möchte“, so Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst.

Navigation (Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart) | REC | DE

www.akademie-rottenburg-stuttgart.de

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart




## Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

**HEISSE THEMEN**

- **„Einkauf – Ein Axt für Frauen in der Kirche – Ein Frauenrechtler hat?“**  
Internationale feministische Fachtagung
- **„Menschenwürde und Einkommen im Dienstlichen“**
- **„Forum Wirtschaftsethik“** online

© 2002, Diözese Rottenburg-Stuttgart, www.akademie-rottenburg-stuttgart.de

Navigation (Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart) | REC | DE

www.akademie-rottenburg-stuttgart.de

## Akademie-Veranstaltungen

Erklären Sie nach Voraussetzungen der Akademie in 1. Schrittjahr 1997

Vorstellungsdatum:

Vorstellungsort:

Vorstellungsjahr:

Themenfelder:

[Home](#) [Such](#) [Referate](#) [Daten](#) [Info](#)

© 2002, Diözese Rottenburg-Stuttgart, www.akademie-rottenburg-stuttgart.de

Navigation (Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart) | REC | DE

www.akademie-rottenburg-stuttgart.de

## Das Tagungshaus in Stuttgart-Hohenheim



*„Willkommen im Tagungshaus Hohenheim. Als Landesherr von Mainz und Neuwirtshaus, freue ich mich auf Ihren Besuch!“*


*Josef Wipf*

Das Tagungshaus der Akademie in Stuttgart-Hohenheim besteht seit 1965. Es ist in unmittelbarer Nähe der Schlosses Hohenheim mit der Universität und dem weitläufigen Park gelegen und nur wenige Minuten entfernt von der Autobahn Stuttgart-Hohenheim und dem Flughafen Stuttgart-Zülpflingen. Das Tagungshaus liegt etwa 18 km nördlich des Stuttgarter Stadtzentrums und ist von dort mit öffentlichen Verkehrsmitteln in ca. 30 Minuten zu erreichen. Im Oktober mit 250 Metern liegt Hohenheim über Waldenrieden, Höhenrieden, Fre...

© 2002, Diözese Rottenburg-Stuttgart

Navigation (Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart) | REC | DE

www.akademie-rottenburg-stuttgart.de



## ÖKUMENISCHER FRAUEN-KONGRESS

FRAUEN - ANSCHAU - SOLIDARITÄT  
Forum am Schloßpark Ludwigsburg  
17. - 19. Oktober 1997

**ÖKUMENISCHER FRAUENKONGRESS**  
vom 17. - 19. Oktober 1997  
Forum am Schloßpark Ludwigsburg


In den drei Frauenkongressen der evangelischen Landeskirche wurde die Ekklesia gebildet. Ziel der Ekklesia ist das christliche Leben, Wachsen und...

© 2002, Diözese Rottenburg-Stuttgart

Navigation (Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart) | REC | DE

www.akademie-rottenburg-stuttgart.de

## Dr. Rainer Öhlschläger



**Referat: Wirtschaftsethik, Management Sozialethik, Seminare für Führungskräfte, Internationale Beziehungen**

**Arbeitskreispunkte:**

- Wirtschaftsethik und Corporate Governance
- Wirtschaftsethik
- Unternehmensethik
- Unternehmensethik

© 2002, Diözese Rottenburg-Stuttgart

Navigation (Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart) | REC | DE

www.akademie-rottenburg-stuttgart.de

## Low Kopelew erhält den Aleksandr-Men-Preis

Am 1. Juli 1996 wurde in Anwesenheit von Bundespräsident Roman Herzog der mit 1.950,- DM dotierte Aleksandr-Men-Preis an Low Kopelew verliehen. Es wird an Leben und Werk des russisch-orthodoxen Bischofes erinnert. Gewürdigt wird die Person von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart zusammen mit der Zeitschrift "Katholische Erbe" in Moskau und der dortigen Akademie (Katholische Erbe) für kulturelle Literatur sowie dem Institut für Ostwissenschaftliche Studien und Landeskirche der Universität Tübingen.



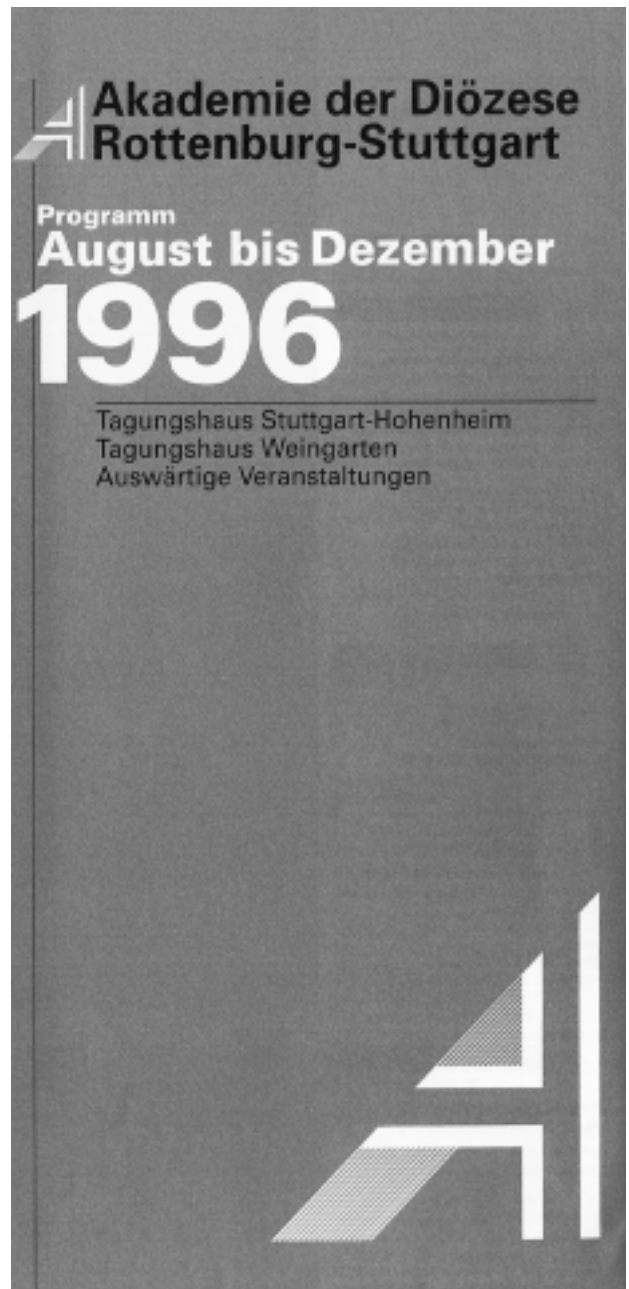
© 2002, Diözese Rottenburg-Stuttgart

## Die Antwort: Interaktivität und Aktualität

Zwei Leitbegriffe markieren ein hohes Ideal, das sich erst schrittweise verwirklichen können. Immerhin war die Berichterstattung über die Preisverleihung an Lew Kopelew bereits einen Tag später im Netz – Fotos, Festreden und Hintergrundinformationen eingeschlossen. Kurz nach der Verabschiedung der sogenannten „Bioethik-Konvention“ haben wir sie anlässlich einer Abendveranstaltung mit Prof. Dr. Dietmar Mieth ins Netz gesetzt: in der authentischen englischen Fassung, synoptisch der (wenig verbreiteten) deutschen Fassung und einem Kommentar von Mieth gegenübergestellt. Andere aktuelle Zeitfragen sind als Nachlese oder Vorankündigung präsent: Abschiebehaft, Dialog in der Kirche, Hirntod und Transplantationsgesetz, ökumenischer Frauenkongreß – um nur einige zu nennen.

Interaktivität heißt: Der Internetnutzer selbst bestimmt, welche Informationen er wann abrufen möchte. Die verzweigte, nichtlineare Seitenstruktur gestattet es ihm, seinen eigenen Weg durchs Infonetz zu gehen. Will ich das Profil der MitarbeiterInnen und ihrer Schwerpunkte kennenlernen, einer Programmankündigung nachgehen, mich online anmelden und mir dann die Anfahrtsskizze nach Weingarten abrufen, oder möchte ich ein interessantes Referat und einen Artikel der neuesten Ausgabe des Forums Wirtschaftsethik ausdrucken lassen? Interaktivität heißt auch: Dynamische Angebotsseiten zeigen dem Nutzer aus einem reichhaltigen Angebot (Veranstaltungen oder Publikationen) nur das, was er über ein Schlagwort selektiert hat. Die Möglichkeiten sind damit freilich nicht ausgeschöpft, und wir sind interessiert an Rückmeldungen, die es uns gestatten, das Angebot in Zukunft noch nutzerfreundlicher und attraktiver zu gestalten. Gedacht ist beispielsweise auch an projektbezogene, einfach zu bedienende Diskussionsforen, die der Interaktivität auf ihre Weise Rechnung tragen.

Ein letzter Gedanke möchte auch die Grenzen unseres Internet-Angebots nicht verkennen. Gerade eine Akademie mit „Gastfreundschaft“ als einem ihrer Leitmotive wird nicht beabsichtigen, durch das Internet ganzheitlichere Begegnung zu ersetzen. Noch einmal Karl Lehmann: „Irgendwo muß der virtuelle Zauberkreis sich wieder für die unmittelbar gelebte und erfahrene Menschenwelt und die Schöpfung öffnen.“ Wir hoffen, daß wir – auch online – dazu etwas beitragen können.



# Halbjahresprogramm mit neuem Outfit

Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst stellte auf der Pressekonferenz am 31. Juli 1996 das neue Halbjahresprogramms 2/96 der Akademie vor:

Die Akademie präsentierte ihr Programm seit über 15 Jahren im gleichen einheitlichen Layout als Quartalsprogramm. Nun kommt es zum erstenmal zum zweiten Halbjahr 1996 im neuen Outfit als halbjährlich erscheinendes Programm heraus.

Ziele für die Neugestaltung waren:

- einem „überregionaler“ gewordenen Kundenkreis (ca. 10.000 in der Diözese, 5.000 außerhalb) möglichst umfassende Information zu vermitteln;
  - über offene Tagungen an beiden Tagungsorten (Vorderseite = Plakat),
  - über alle Veranstaltungen in chronologischer Reihenfolge (Rückseite = Kalender),
  - über die neu erschienenen Publikationen von Akademieveranstaltungen,
  - über die MitarbeiterInnen und Fachbereiche
- die Bestellung von Einzelprogrammen und Publikationen über Anforderungskarten gezielter zu ermöglichen
  - was nicht bestellt ist, wird auch nicht zugeschickt

In der ersten Ausgabe wurden die BezieherInnen des Halbjahresprogramms mit der Funktionsweise des neuen Programmträgers vertraut gemacht:

Mit dem zweiten Halbjahr 1996 haben wir dem Halbjahresprogramm der Akademie ein neues Aussehen gegeben. Die neue Form – einer faltbaren Landkarte ähnlich – informiert Sie über alles Wissenswerte der Akademie. Wir wollen unser Programmangebot an den verschiedenen Tagungsorten für Sie übersichtlicher darstellen und Ihnen damit eine bessere Orientierung ermöglichen.

## Das offene Programmangebot auf einen Blick

Die Schauseite präsentiert Ihnen *das gesamte, allen offenstehende Programmangebot* der Akademie in den beiden Tagungshäusern in Stuttgart-Hohenheim und Weingarten und anderswo: mehrtägige offene Tagun-

gen, Tages- und Abendveranstaltungen, Ausstellungen der „Kunst-Raum-Akademie“ sowie die „Samstagabende in Hohenheim“ bzw. die Clubabende in Weingarten. Sie können diese Seite auch als Plakat nutzen.

## Die inhaltlichen Schwerpunkte der Referenten und Referentinnen

Die Seite, die Sie aufgeschlagen haben, informiert Sie künftig in der ersten Spalte (also an dieser Stelle) mit einem *einführenden Text* über Schwerpunkte oder im laufenden Halbjahr aktuelle Veranstaltungsprojekte. Spalte zwei stellt Ihnen *die beiden Tagungshäuser sowie die ihren Arbeitsbereichen zugeordneten Referentinnen und Referenten der Akademie* mit den *inhaltlichen Schwerpunkten der Referate* vor.

## Kalendarischer Gesamtüberblick aller Veranstaltungen

Spalte drei und vier gibt einen *kalendarischen Überblick* über alle von der Akademie verantworteten Veranstaltungen inklusive der meist nicht offenen Fachtagungen innerhalb der Projekt- und Dialogarbeit der Akademie.

## Die Publikationen der Akademie

Auf der Spalte rechts außen finden Sie die neuesten aus der Tagungsarbeit hervorgegangenen *Publikationen der Akademie*, die Sie in der Geschäftsstelle der Akademie, aber ebenso im Buchhandel oder über Internet, bestellen können.

## Anforderung von Einzelprogrammen

Bei offenen Veranstaltungen erscheint ca. 6 Wochen vor dem Termin ein detailliertes Einzelprogramm, das regional an alle versendet wird, die das entsprechende Interessensgebiet angegeben haben und im Einzugsbereich des jeweiligen Tagungsortes wohnen. Üblicherweise versenden wir Einzelprogramme von offenen Tagungen und Abendveranstaltungen nicht überregional. Möchten Sie sicher gehen, *das Programm einer Veranstaltung zu erhalten, so können Sie dies im voraus bestellen*. Bitte geben Sie uns dies mit der *beigehefteten Postkarte* zur Kenntnis. Sie schließen damit zugleich die Zusendung nicht angeforderter Einzelprogramme aus. Sie können uns Ihre Programm-Anforderung auch über Internet mitteilen.

# Publikationen aus dem Jahr 1996

**Pressespiegel 1995** (kostenlos)

**Chronik '95** (DM 10,-)

**Kleine Hohenheimer Reihe** (DM 12,50)

28 **Schein-Ehe?!**

Braucht die Kirche wirklich die Künste?  
Hrsg.: Walter Zahner/Justinus Maria Calleen  
Stuttgart 1996, 47 Seiten – ISBN 3-926297-59-X

29 **Über das Religiöse in der „Modernen Kunst“**

Hrsg.: Werner Hofmann/Justinus Maria Calleen  
Stuttgart 1996, 42 Seiten – ISBN 3-926297-60-3

**Materialien** (DM 10,-)

1/96 Das Altenpflegeheim vor neuen Anforderungen  
(DM 20,-)

2/96 „Von A (Almosen) bis Z (Zins)“  
Kirche zwischen Theologie und Ökonomie

3/96 „Meine Zuflucht nehme ich zu Dir, Herr“  
Zur Problematik des Kirchenasyls

**Publikationen in anderen Verlagen**

**Ausweisung im demokratischen Rechtsstaat**

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht 1995  
Hrsg.: Klaus Barwig/Gisbert Brinkmann/Bertold Huber/  
Klaus Lörcher/Christoph Schumacher  
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1995, 335  
Seiten – ISBN 3-7890-4134-3, DM 49,-

**Aktuelle asylrechtliche Probleme der gerichtlichen Entscheidungspraxis in Deutschland, Österreich und der Schweiz**

Hrsg.: Klaus Barwig/Walter Brill  
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1996,  
188 Seiten – ISBN 3-7890-4597-7, DM 38,-

**Bernhard von Clairvaux und der Beginn der Moderne**

Hrsg.: Dieter R. Bauer/Gotthard Fuchs  
Tyrolia Verlag Innsbruck/Wien 1996, 345 Seiten –  
ISBN 3-7022-1878-5, DM 52,80

**Jüdische Gemeinden und Organisationsformen von der Antike bis zur Gegenwart**

(Aschkenas, Beiheft 3)  
Hrsg.: Robert Jütte/Abraham P. Kustermann  
Böhlau Verlag Wien/Köln/Weimar 1996, 280 Seiten –  
ISBN 3-205-98537-0, DM 69,80

**Neue Verträge zwischen Kirche und Staat**

Die Entwicklung in Deutschland und Polen  
(Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von  
Kirche und Staat, Bd. 46)  
Hrsg.: Richard Puza/Abraham Peter Kustermann  
Universitätsverlag Freiburg/Schweiz 1996, 153 Seiten –  
ISBN 3-7278-1082-3, DM 35,-

**Synodalrecht und Synodalstrukturen**

Konkretionen und Entwicklungen der „Synodalität“ in  
der katholischen Kirche  
(Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von  
Kirche und Staat, Bd. 44)  
Hrsg.: Richard Puza/Abraham Peter Kustermann  
Universitätsverlag Freiburg/Schweiz 1996, 106 Seiten –  
ISBN 3-7278-1042-4, DM 27,-

**Weltverantwortung des Christen**

Zum Gedenken an Ernst Michel (1889-1964)  
Hrsg.: Arnulf Groß/Joseph Hainz/Franz Josef Klehr/  
Christoph Michel  
Peter Lang Verlag Frankfurt a.M./Berlin/Bern u.a. 1996,  
276 Seiten – ISBN 3-631-50033-5, DM 89,-



Beratung · Gestaltung · Fotosatz · Desktop-Publishing · Offsetdruck · Web-Publishing

Heusteigsraße 66 · 70180 Stuttgart

Telefon (07 11) 64 55 90

Telefax (07 11) 64 55-9 31

eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)

# Architektenwettbewerb

## Erweiterungsbau des Tagungshauses Hohenheim

### **Bekanntgabe der Preise, Vorstellung der Arbeiten (Pläne und Modelle) und Eröffnung der Ausstellung**

Vom 26. Oktober 1995 bis 26. Januar 1996 hat die Diözese Rottenburg-Stuttgart einen beschränkten Realisierungswettbewerb (Architektenwettbewerb) für eine bauliche Konzeption zur Erweiterung des Tagungshauses Hohenheim der Akademie durchgeführt.

Die Ergebnisse dieses Wettbewerbs und die vier Preisträger der insgesamt sieben teilnehmenden renommierten Architekturbüros aus dem Stuttgarter und Tübinger Raum wurden am 10. Februar 1996 im Gebäude des Tagungshauses Hohenheim der Öffentlichkeit vorgestellt. Zugleich bestand für die Presse Gelegenheit, mit Vertretern des Bauträgers – der Diözese Rottenburg-Stuttgart – und der Leitung der Akademie über die Planung ins Gespräch zu kommen.

### **Baumaßnahme im aufstrebenden Kontext der Fildern („Region Stuttgart“)**

Das Tagungshaus der Akademie auf den Fildern liegt im Herzen der „Region Stuttgart“. Durch günstige Verkehrsanbindung (Flughafen, Autobahn, Nahverkehr) und die gute Infrastruktur ist dieses Gebiet zur Übernahme von zentralen Funktionen für die gesamte Region und darüber hinaus besonders geeignet. Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart will diese Chance nutzen und das kulturelle Angebot der Region mit ihrem weit über Baden-Württemberg hinausreichenden Tagungs- und Veranstaltungsangebot auch weiterhin bereichern. Dazu bedarf es der Erneuerung ihres inzwischen 30 Jahre alten Tagungshauses in Stuttgart-Hohenheim. Das Tagungshaus Hohenheim der Akademie benötigt dringend eine architektonische und bauliche Anpassung an die gegenwärtigen Bedürfnisse der TagungsteilnehmerInnen und Gäste, um die Aufgaben der Akademie – Ort innovatorischer und antizipatorischer Dialoge im Kontext von Kirche und Gesellschaft und Kultur zu sein – auch weiterhin angemessen erfüllen zu können. Auch die positive

und erfreuliche Entwicklung der Teilnehmerzahlen der Symposien, Tagungen und Vortragsveranstaltungen legt eine bauliche Veränderung dringend nahe. Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst wies in einer Presseerklärung auf einen weiteren Gesichtspunkt für die Erweiterung hin: „In einer Zeit der knappen Kassen und der teurer werdenden Tagungsarbeit muß auch auf die Refinanzierung unserer Häuser durch entsprechende Gasttagungskunden großer Wert gelegt werden. Die aber kommen nicht in jedes Haus!“

### **Anlaß des Wettbewerbs**

Das bestehende Tagungshaus der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart wurde 1965 als eines der damals bestausgestatteten Einrichtungen dieser Art in Deutschland erbaut. Zwischenzeitlich findet der damalige Standard zunehmend weniger Akzeptanz bei den Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmern. So werden heute beispielsweise in der Regel Einzelzimmerbuchungen vorgenommen. Durch das vorhandene Regelangebot von Doppelzimmern führt dies bei ausgebuchtem Hause zu einer Halbierung der Belegungsmöglichkeiten gegenüber der tatsächlichen Bettenzahl. Darüber hinaus wird die Beschränkung auf Etagenduschen immer mehr als unzumutbarer Mangel betrachtet. Ferner entsprechen die Tagungsräume des Hauses nach Anzahl und Ausstattung nicht mehr den heutigen Bedürfnissen.

Es ist deshalb beabsichtigt, die Doppelzimmer in Einzelzimmer umzuwandeln und jeweils mit einer Naßzelle auszustatten. Die dadurch entfallenden Übernachtungsmöglichkeiten sollen durch entsprechende Räume in einem Neubau ausgeglichen werden. In diesem Neubau soll auch ein zusätzlicher Konferenzraum untergebracht werden sowie eine bisher noch fehlende kleine Kapelle.

### **Aufgabe und Profil der Akademie: Dialog, Sachkompetenz und Gastfreundschaft**

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart ist eine Einrichtung der katholischen Kirche Württembergs. Sie hat ein spezielles Profil: nämlich die Aufgabe, zwischen den Bereichen, für die die Begriffe „Kirche“ und „Welt“ stehen, eine offene partnerschaftliche Kommunikation zu initiieren und einen lebendigen Austausch zwischen diesen Bereichen zu pflegen. Mit dem Blick auf zentrale

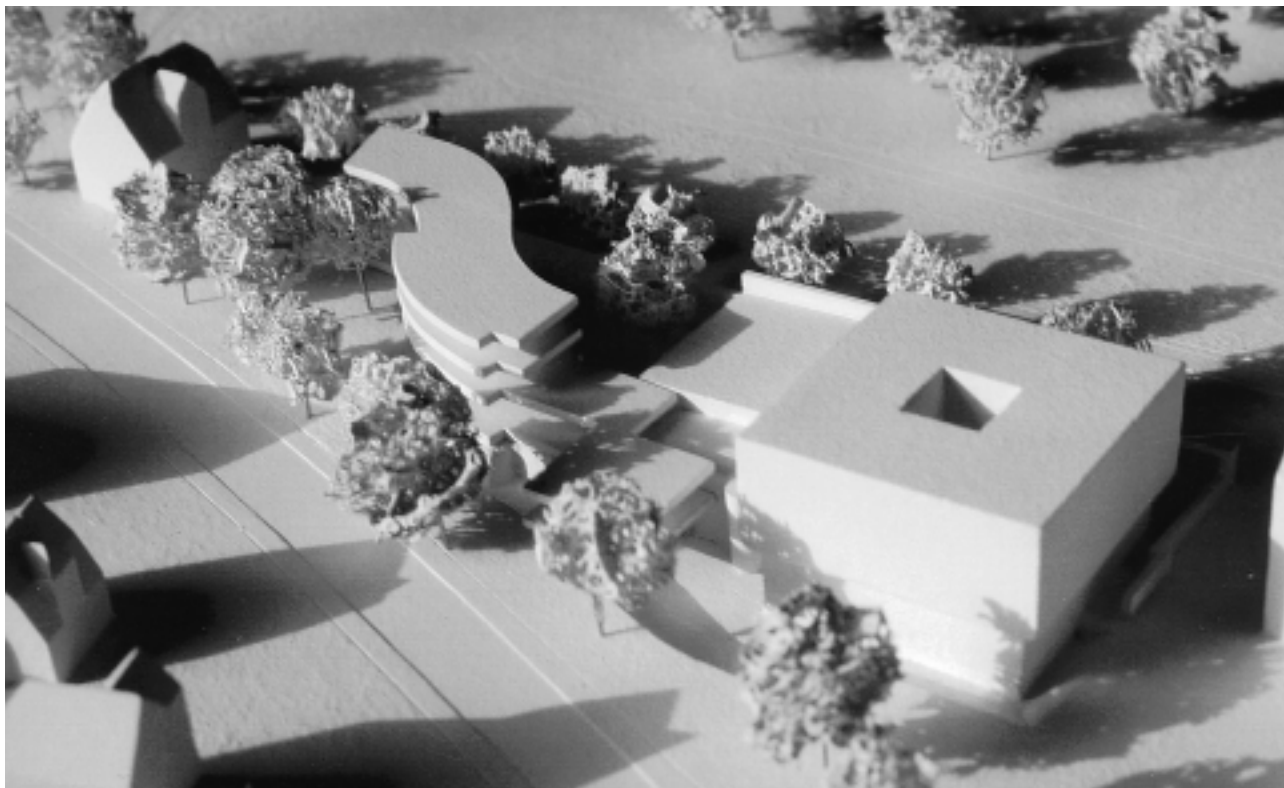
Fragen der pluralen Gesellschaft von heute sollen Segmentierungen in Gesellschaft und Kirche überwunden und gegenseitiges Wahrnehmen und Voneinanderlernen ermöglicht und gefördert werden.

Kultur und zeitgenössische Kunst, Politik, Wirtschaft, Wissenschaften, Soziales, Kirche(n) und Religion(en) sind Gebiete solcher Begegnungen, Lern- und Suchprozesse. Unter der damit angezeigten Perspektive organisiert die Akademie dialogische Prozesse, die gegenwärtig aktuelle Fragen und Probleme thematisieren. Die „Kommunikation“ wird auf der Basis wissenschaftlicher Erkenntnis sachorientiert und argumentativ geführt und ist der Interdisziplinarität im Sinne der Idee des Runden Tisches verpflichtet.

Um diese Intentionen zu erreichen, lädt die Akademie sachkompetente und dialogbereite Personen zu ihren

Veranstaltungen ein. Die Eingeladenen sollen an der Akademie ein Klima der Offenheit und Transparenz erfahren und sich im Tagungshaus wohlfühlen. Sie sollen spüren, daß sie nicht nur wegen ihrer Sachkompetenz als Experten, sondern auch als Menschen – welcher Provenienz auch immer – willkommen sind. Die Akademie möchte deshalb eine Atmosphäre der Gastfreundschaft bzw. der Gastlichkeit ausstrahlen und verwirklichen, in der die dialogischen Prozesse auch im Sinne einer Begegnung der Menschen erst gelingen können.

Wesentliche Dimensionen unserer gegenwärtigen Kultur und Zivilisation sind die zeitgenössische Kunst, das ökologische Bewußtsein und technologisch gestützte Kommunikation. Diese Dimensionen sollen deshalb durch entsprechendes Bauen und eine angemessene Gebäudeausstattung zum Ausdruck gebracht werden.



# In memoriam Hans Starz

## 20. Todestag am 21. Oktober 1996

Aus Anlaß des 20. Todestages von Msgr. Hans Starz wollte die Akademie keine gespreizte Gedenkfeier begehnen – das wäre sicher nicht im Sinne von Hans Starz gewesen – sondern sie lud zu einem gemeinsamem Abend ein, um sich an Hans Starz dankbar zu erinnern.

*Starz, Hans, Msgr., \*Fachsenfeld 11.3.1928, V. Stuttgart St. Josef 5.8.56, V. Stuttgart St. Georg 3.9.56, Kplv. Stgt. St. Georg 15.11.58, Kplv. Schw. Gmünd 19.5.59, Kpl. ad S. Catharinam daselbst 26.11.59, Stud.-Pf. Tübingen 1.5.60, Mitarbeiter an der Akademie Hohenheim 15.3.69, desgl. mit dem Titel „Pfarrer“ 4.7.69, Dir. der Akademie Hohenheim 1.1.71, Päpstl. Ehrenkaplan 9.8.75, †21.10.76.*

Von Bischof Georg Moser stammt eine Charakterisierung, die die Erinnerung an ihn treffend zusammenfaßt:

„Als Persönlichkeit wurde Hans Starz von den Zahllosen, die ihn kennenlernten, hoch geschätzt. Es war ein Genuß, erleben zu dürfen, wie er in funkelndem Wortgefecht scharfsinnig an die Wahrheit heranzukommen suchte. Es war erquickend, von diesem künstlerisch begabten Menschen zur Schönheit des Mysischen geführt zu werden. Und es war erfrischend, seinen unerschöpflichen Witz und seine herzliche Geselligkeit erfahren zu dürfen.“ (Aus der Traueransprache)

Direktor Fürst anläßlich des Abends der Erinnerung:

„Ich glaube, vielen vergegenwärtigt sich Hans Starz in diesen Worten. Alle, die ihn gekannt haben, danken ihm besonders für diese seine begabte, intelligente Menschenfreundlichkeit, die – wie ich von Zeitzeugen weiß – auch gepaart war mit Standfestigkeit gegenüber der Leitung unserer Diözese, wenn es darum ging, die Freiheit der Akademiearbeit hochzuhalten.

Die Akademie übernahm er in der schwierigen Zeit nach der sog. 68er Revolution: in Jahren, in denen die Gesellschaft einen nachhaltigen kulturellen Bruch erlebte. Wie so vieles geriet auch die bisherige Arbeit der Akademie in eine Krise. Hans Starz reagierte darauf mit einer verstärkten Reflexion auf das Genuine von Akademiearbeit.

– Er sah die damalige Zeit von einer Identitätskrise befallen, in deren Folge eine weitgehende Polarisierung der Gesellschaft und der Kirche stattgefunden hatte. Der Akademie schrieb er die spezifische Aufgabe zu, Orientierung und soziale Werte aufzuzeigen, Lebenshilfe und Glaubensvertiefung anzubieten und die Sinn- und Glaubensfrage wachzuhalten. Zentrales Ziel war: die von christlichem Standpunkt und solidarischem Geist geprägte Zeitkritik. Aber auch die helfende und begleitende Vermittlung zwischen den Parteien und Gruppierungen. Die Verbindlichkeit lag für Hans Starz in dem der Akademiearbeit zugrundeliegenden Menschen- und Gesellschaftsbild. Er wollte den Dialog.

Die Form der Akademie, so schreibt er, ist „nicht Schulung, sondern Forum“, „nicht Aktion, sondern Meinungsbildung, nicht Indoktrination, sondern Lebenshilfe“, nicht Wissenschaft, sondern „wissenschaftlich fundierte Arbeit“, „nicht direkte Verkündigung, sondern Erfahrungsraum für die Aktualität des Evangeliums“ (vgl. Fürst, in: Dialog und Gastfreundschaft, Festschrift Bd. 1, S. 47).

Manches, ja vieles trifft für unser Verständnis von Akademiearbeit bis heute zu, manches würden wir heute so nicht mehr formulieren. Was wir aber von Hans Starz auf alle Fälle lernen können, ist die Notwendigkeit, Akademiearbeit nicht zeitvergessen zu betreiben, sondern sie jeweils und immer neu zeitbezogen weiterzuentwickeln. Dies hat die Akademie im Ideellen Hans Starz zu verdanken.

Aber er hat auch sehr nachhaltig gewirkt durch die Errichtung der sog. Außenstelle der Akademie, die am 1. April 1973 in Weingarten errichtet wurde. Sie hat sich seither prächtig entwickelt und ist zum Hohenheim ebenbürtigen, zweiten Tagungshaus der Akademie avanciert.

Es ist nicht der Sinn dieses Abends, Msgr. Starz umfassend zu würdigen. Ich möchte aber anregen, daß wir das Gedächtnis an Hans Starz wachhalten und auch etwas dafür tun. Ich würde mir wünschen, daß die Biographie des Menschen Hans Starz, des Seelsorgers, des Theologen und des Kunstfreundes noch umfassender dargestellt wird. Gute Vorarbeiten sind bereits geleistet. Ich darf nur auf die Kurzbiographie verweisen, die Frau Plünnecke bereits geschrieben hat, auf bereits gesammelte Artikel aller Art von ihm. Ich würde mich sehr freuen, wenn wir das Andenken an Msgr. Starz auf diese Weise pflegen könnten.

# Zum Tod von Camilla Härlin

Am 21. Dezember 1996 starb Camilla Härlin, langjährige Referentin an der Akademie (von 1972–1981). Ein Nachruf ihrer früheren Kollegin Elisabeth Plünnecke:

Camilla Härlin – ich habe ihre Stimme noch im Ohr: die tiefe, gut zu hörende, energische Stimme; die Sprache, nicht hochdeutsch kühl, nicht neudeutsch karg, sondern mit allem Früchte- und Wurzelwerk der Muttersprache, europäischer Bildung. Die Stimme tat mir gut, als ich sie vor fast 50 Jahren, kurz nach dem Krieg, zum erstenmal an meiner Seite hörte, auf dem Schönenberg bei einer Tagung von Ärzten und Seelsorgern, Thema „Wunderheilungen“, über die wir, Camilla Härlin und ich, für verschiedene Zeitungen zu berichten hatten. Zwei Journalistinnen. Ich fühlte mich geborgen von dieser Stimme, dieser Sprache. Wir kamen zusammen, mit unseren Männern, auch Kollegen, verschiedener Sparten. Beide sind sie uns früh vorausgegangen.

Wir kamen dann zusammen in der Akademie. Sie war meine erste Referentin bei meiner ersten Tagung. Da konnte nichts schiefgehen. Ein glücklicher Anfang. Ihr Thema damals: Das Gespräch in der Familie. Dazu hatte sie gewiß etwas zu sagen. Da ging mir diese Stimme richtig auf: ihre Energie, ihre Erdwärme, ihre Sensibilität ohne Schwäche, ihre gewachsene Kultur. Camilla Härlin kam dann ganz zur Akademie, lebenserfahren, aufmerksam, und entdeckte, was zu tun sei, was Not tat.

Das war für mich faszinierend, wie sie früh schon immer Not entdeckte und das Notwendige fand und tat und anstieß: Da hatte es die Prozesse gegeben. Jüdische Menschen, Überlebende, Opfer hatten als Zeugen aufzutreten, wurden ins Land der schrecklichen Erinnerungen eingeflogen. Alles wurde wieder aufgewühlt in den Prozessen. Und dann abends allein, verlassen im Hotel. Camilla Härlin sah, empfand, fühlte. Sie jammerte nicht, es müßte etwas geschehen, sondern tat etwas. Nicht allein, sondern mit anderen Frauen, sich um diese Zeugen zu kümmern, sie nicht allein zu lassen, ihre Verletzungen aufzufangen.

Später, auf einer Kulturreise durch Mexiko entdeckte sie

nicht nur Kulturzeugnisse, Kunst, sondern die vielen Waisenkinder und den Mann, der sich ihrer annahm, Father Wasson, den Franziskaner aus den USA. Camilla Härlin, heimgekehrt, gründete einen Freundeskreis zur Unterstützung von Father Wasson.

Als sie Vertreterin des Katholischen Frauenbundes im Rundfunkrat des Süddeutschen Rundfunks wurde, entdeckte sie rasch, daß dies kein persönliches Ehrenamt sein konnte, daß sie Mitarbeiter brauchte, um das Programm sorgfältig zu prüfen, zu beurteilen. Sie gründete und schulte den Kreis der Hörerinnen – dann auch den Seherinnen-Kreis – auch Männer kamen dazu. Und natürlich in der Akademie Gelegenheit genug, Notwendiges zu entdecken. Camilla Härlin hat unter anderen die alleinerziehenden Mütter und Väter entdeckt, an der Akademie begonnen, sich ihrer anzunehmen mit Rat, Austausch, Ermutigung. Dieser Bereich konnte dann an das katholische Bildungswerk weitergegeben werden, dort ausgebaut werden. Camilla Härlins Entdeckungen wurden nicht zu Besitzständen. Sie regte an, fing an, führte ein, zeigte die Richtung. Dann konnte sie weitergehen, weiter entdecken.

Dies sind nur einige Beispiele der öffentlich bekannt gewordenen, Kreise ziehenden Anregungen. Ihre persönlichen Anregungen, Forderungen, Ermutigungen haben sicher viele, so wie ich, dankbar empfangen.

Aber zu ihren „Verdiensten“, Anregungen, die mich entzückten, gehörte auch ihre Lust am Spielen. Robert Lemkes „Beruferraten“ stammte aus ihrer Familie – mit ihrer Schwester Annette von Aretin ins Fernsehen gebracht. Doch nicht nur Rate-, Denkspiele erfreuten sie, sondern auch das Kegeln. Allerdings nicht mit der gewaltig auf gerader Strecke hingejagten Kugel, sondern mit der hängenden, schwebenden Kugel, die nicht schnurgerade, sondern, behutsam gezielt, aus der Umlaufbahn treffen mußte. Dieses behutsam, elegant Zielgerichtete entsprach Camilla Härlin. Bis ins hohe Alter.

Auch im sogenannten Ruhestand noch ihre Briefe, die großen farbigen Jahresrückschauern, wo sie noch in einem der letzten wunderbar sensibel von dem Licht des Tages schrieb, wie es durch ihr Zimmer wandert und geliebte Dinge aufscheinen läßt. Sensibilität, Aufmerksamkeit, der etwas auffällt, einfällt, das wohl tut – ermutigt. Ich bin dankbar für die Begegnung mit Camilla Härlin, die nicht aufhört.

# Zum Tod von Professor Dr. Johannes Binkowski

**Gründungsmitglied des Kuratoriums der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart**

Professor Dr. Johannes Binkowski – Träger des Großen Verdienstkreuzes mit Stern der Bundesrepublik Deutschland und Träger des Gregoriusordens der katholischen Kirche – starb am 22. März 1996 in Stuttgart.

In seinem Kondolenzschreiben an die Familie schreibt Bischof Dr. Walter Kasper:

„Mit Professor Dr. Johannes Binkowski verlieren wir nicht nur eine der großen und prägenden Gestalten der deutschen Publizistik, sondern zugleich einen Mitchristen, der es wie nur wenige seiner Zeitgenossen verstand, sein berufliches Wirken mit seiner persönlichen Glaubenshaltung zu verbinden und öffentlich für katholische Grundpositionen einzustehen.

Seine in einer tiefen persönlichen Spiritualität verwurzelte Treue zur Kirche fand ihren sichtbaren Ausdruck in seiner langjährigen Zugehörigkeit zum Ritterorden vom Heiligen Grab in Jerusalem. Als Statthalter der deutschen Statthalterei dieses Ordens hat er sich bleibende Verdienste erworben.

Als Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart bin ich Professor Binkowski in besonderer Weise für seine langjährige Mitarbeit im Kuratorium der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, zu dessen Gründungsmitgliedern er zählt, dankbar. Durch seine profunden theologischen, philosophischen und pädagogischen Kenntnisse und seine unbestechliche und scharfsinnige Urteilskraft hat er das Profil der Diözesanakademie entscheidend mitgeprägt und dazu beigetragen, daß ein offenes kirchliches Forum des Dialog in und mit der Gesellschaft entstehen konnte.

Möge das lange und erfüllte Leben, das unserem Bruder, Professor Dr. Johannes Binkowski, geschenkt wurde, nun in der Ewigkeit Gottes zur Vollendung gelangen. In großer Dankbarkeit werde ich seiner im Gebet und in der Feier der Eucharistie gedenken.“

Stuttgarter Zeitung, 26.3.1996

## Ein engagierter Verleger und Publizist

**Der ehemalige Präsident des Zeitungsverlegerverbandes, Johannes Binkowski, ist tot / Von Annegret Bock**

Der Verleger Johannes Binkowski ist 87-jährig in Stuttgart gestorben. Binkowski, 1908 in Neiße in Oberschlesien geboren, war bis ins hohe Alter hinein ein engagierter Publizist. 1948 hat Johannes Binkowski in Aalen die „Schwäbische Post“ gegründet, elf Jahre später gründete er zusammen mit Konrad Theiss die „Gmünder Tagespost“ in Schwäbisch Gmünd. Als Chefredakteur der Zentralredaktion war Binkowski bis zur Kooperation mit der Südwest Presse 1968 in der Genossenschaft Südwestdeutscher Zeitungsverband, einem Zusammenschluß von sechzehn selbständigen Zeitungsverlagen, tätig.

Von 1970 bis 1980 war Binkowski Präsident des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger, zuvor schon hatte er den Verein Südwestdeutscher Zeitungsverleger geleitet. Grundhaltung und Werte waren dem Verleger Binkowski wichtig. Keine Kompromisse oder gar Schlamperei duldete Binkowski, dem 1980 der Titel „Professor“ verliehen wurde, auch im Umgang mit der Sprache. Deshalb lag ihm die Ausbildung der jungen Journalisten besonders am Herzen. Schon 1961 führte er die jährlichen Volontärskurse in Baden-Baden ein. 1976 wurde er Lehrbeauftragter für Kommunikationspolitik an der Universität Stuttgart-Hohenheim.

Früh hat Binkowski den Strukturwandel im Medienbereich erkannt. Eindringlich setzte er sich für den freien Zugang der Tageszeitungen zu den neuen Medien ein. Auch außerhalb seines Wirkens als Verleger und Publizist war Binkowski in zahlreichen Gremien und Verbänden tätig, unter anderem war er Statthalter der Ritter vom Heiligen Grab und Vorstand der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Stuttgart. In seinem langen, aktiven Leben hat sich Johannes Binkowski in vielen Bereichen Anerkennung und Respekt verschafft.

# Die Akademie gratuliert zur Promotion

## Dr. Rainer Öhlschläger

Rainer Öhlschläger arbeitet seit 1983 an der Akademie zu den Themenbereichen Wirtschaftsethik, Sozialmanagement, Internationales und leitet das Tagungshaus Weingarten.

Am 24. Juni 1996 verlieh ihm die Universität Konstanz den akademischen Grad „Doktor der Sozialwissenschaft“ (Dr. rer. soc.). Seine Promotionsarbeit beschäftigt sich mit dem Management sozialer Dienstleistungsorganisationen. Der Titel der Publikation lautet: „Freie Wohlfahrtspflege im Aufbruch. Ein Management für soziale Dienstleistungsorganisationen“, Baden-Baden 1995.

Die Studie analysiert die freie Wohlfahrtspflege unter den Aspekten der turbulenten strukturellen Veränderungen und der Dynamik- und Innovationspotentiale. Mit Bezug auf Theorien über die Dienstleistungsorganisationen des „Dritten Sektors“ zwischen Staat und Markt steht die Frage im Vordergrund, welche Managementkonzepte angesichts der Vielfalt, Dynamik und Unübersichtlichkeit zur Gestaltung des Wandels geeignet erscheinen. Vorgesprochen wird das Konzept „Entwicklungsorientiertes Management“. Es bezieht sich auf Erkenntnisse einer Managementlehre, die auf die Lern- und Entwicklungsfähigkeit von Organisationen setzt und Management als eine Systemgemeinschaft versteht. Die Studie versucht die Integration einer modernen Managementlehre in die Theorie sozialer Arbeit. Ökonomische Effizienzkriterien werden in Beziehung gesetzt zur Qualität der angebotenen Hilfeleistung.

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart gratuliert Herrn Rainer Öhlschläger zur Erlangung des akademischen Grades „Doktor der Sozialwissenschaften“!

## Dr. Heinz-Hermann Peitz

Seit 1993 an der Akademie, promovierte Heinz-Hermann Peitz 1996 mit einer Arbeit über „Kriterien für den Dialog zwischen Naturwissenschaften und Theologie: Entfaltung und Operationalisierung wissenschaftstheoretischer Implikate im Werk von Karl Rahner“ im Bereich Fundamentaltheologie der Katholisch-Theologischen Fakultät in Bochum. Für die „hervorragende Dissertation“ wurde ihm 1996 der Wilhelm-Hollenberg-Preis der Ruhr-Universität Bochum sowie der Karl-Rahner-Preis 1998 zuerkannt. Heinz-Hermann Peitz war von 1983 bis 1993 am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie bei Professor Dr. H. J. Pottmeyer in Bochum tätig, seit 1990 als Wissenschaftlicher Assistent.

Seine Dissertation stellt sich der Aufgabe, nach Kriterien für einen tragfähigen Dialog zwischen Naturwissenschaft und Theologie zu suchen. Dabei möchte Peitz zwei Extrempositionen vermeiden: 1. das schiedlich-friedliche Nebeneinander, das zwar die Nicht-Widersprüchlichkeit beider Sprachspiele anerkennt, aber keine Verbindung aufzuzeigen vermag; 2. den vorschnellen Dialog, der in vielerlei Gestalt zu Fehlformen führt. So versuchen die einen, den Sinn aus naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu extrapolieren; andere glauben sich von „höherer“ (theologischer) Erkenntnisquelle ermächtigt, dem Naturwissenschaftler Ergebnisse vorschreiben oder streitig machen zu können; wieder andere lassen sich vom Gleichklang der Wörter („Anfang“, „Ursache“, „Nichts“, „Mensch“) dazu verführen, Verbindungen dort zu unterstellen, wo keine sind. Peitz bemüht sich um Beziehungsmöglichkeiten zwischen den beteiligten Diskursen, ohne erneut in die genannten Fehlformen abzugleiten.

# Verabschiedung des Geschäftsführers Karl-Heinz Kunzmann

**anlässlich der Adventlichen Feier aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie im Dezember 1996**

„Lieber Herr Kunzmann, die Akademie kann Ihnen leider nur für 7 Jahre Tätigkeit als Geschäftsführer danken. Ich hätte Sie gerne erst nach 20 oder 25 Jahren verabschiedet. Mit Ihrem Weggang entsteht an zentraler Stelle unserer Verwaltung eine Lücke, die sicher nicht leicht zu schließen sein wird. Sie kamen bereits mit großer Erfahrung und Sachkompetenz an die Akademie. Sie konnten sich schnell Respekt und Anerkennung verschaffen, so die Geschäfte der Akademie all die Jahre überaus erfolgreich führen.

An der Stelle, der Sachkompetenz und Person des Geschäftsführers hängen die Gesamtorganisation und Verwaltung, das Haushaltswesen und ein großer Teil des Personalwesens. Sie, lieber Herr Kunzmann, brachten alle diese Bereiche während der Zeit Ihres Hierseins auf ein so hohes Niveau, wie dies zuvor an der Akademie nicht erreicht werden konnte.

Diese Adventsfeier läßt es nicht zu, all das zu benennen, was Sie zu Ihren Verdiensten zählen können. Die Ausstattung des Bürohauses mit seinen Büromöbeln und seiner EDV-Technik ist ebenso exquisit wie funktional, dem Wohlbefinden am Arbeitsplatz und somit der Arbeitsfreude dienlich. Auch dadurch wurde und wird unser Arbeitsklima positiv beeinflusst. Die Weiterentwicklung der EDV haben Sie in Kooperation mit den dafür in unterschiedlicher Weise Zuständigen bis zum heutigen Stand vorangetrieben, die Organisationsabläufe und die Struktur der Organisation sind nach meinem Urteil vorbildlich und effektiv. Vieles, was an nach außen unsichtbarer Hintergrund-Organisation dazu nötig ist, entwickelten Sie zielstrebig und präzise. Ihr Aktenplan z.B., in dem alle Vorgänge, Regelungen und Informationen zusammengefaßt sind, wird mir und der Akademie jetzt

zugute kommen, wenn Ihr reiches Wissen und Ihr Überblick uns nun nicht mehr zur Verfügung stehen. Die Terminplanung und Belegung der Tagungshäuser hat sich unter Ihrer Gesamtverantwortung so gut entwickelt, daß wir alle das problemlose Funktionieren als Selbstverständlichkeit nehmen. Die Haushaltssituation der Akademie profitierte davon sehr! Die Projektgruppe zur Entwicklung des Rechnungswesens der Diözese hat Sie als Experten in ihren Kreis aufgenommen, weil Sie an der Akademie in diesem Bereich Pionierarbeit geleistet haben. Den Haushaltsplan haben Sie Jahr für Jahr mit solcher Kompetenz aufgestellt, daß den Zuständigen im Bischöflichen Ordinariat gar nichts anderes übrig blieb, als ihn zu akzeptieren. Und ohne Sie, lieber Herr Kunzmann, wüßte ich nicht, ob die Akademie die Baumaßnahme Hohenheim hätte durchsetzen können. Die richtigen Zahlen, den Finanzierungsplan im richtigen Augenblick auf den Tisch legen zu können, hat mehr als einmal die Entscheidungen nachhaltig beeinflußt. So haben Sie wesentlichen Anteil, daß wir in Hohenheim noch vor Ende des Jahrzehnts für uns selbst und unsere Gasttagungskunden ein erweitertes und runderneutes Tagungshaus werden in Gebrauch nehmen können. – Ich könnte hier noch viele Details aufzählen – auch und nicht zuletzt über die schwierige Situation, die wir im Zusammenhang mit der Revision der Akademie vor zwei Jahren bestehen mußten. Ohne Sie hätten wir diese Klippe wohl kaum so problemlos umschiffen können. Die Tagungshäuser haben in den letzten Jahren ebenfalls einen Innovationsschub erlebt. Vieles konnte angeschafft werden, und das Ambiente der Tagungen und die Arbeitsmöglichkeiten dort wurden entscheidend verbessert.

Lieber Herr Kunzmann, Sie verlassen ein in jeder Hinsicht gut bestelltes Haus. Durch ihr Überblickswissen, ihr Urteilsvermögen, ihre Entscheidungskraft und Ihr großes Engagement haben Sie sich um die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart verdient gemacht. In meiner Funktion als Direktor der Akademie und auch als Mitglied des Bischöflichen Ordinariats möchte ich Ihnen hierfür meine Anerkennung aussprechen und Ihnen sehr herzlich danken. Aber ich habe Ihnen auch persönlich sehr zu danken. Sie waren mir gegenüber loyal und kritisch zugleich. Mit Ihrem eigenständigen Urteil haben Sie nie hinter dem Berg

gehalten und waren trotzdem solidarisch in der Gesamtleitung. Sie haben mich in vielen Fragen verlässlich und mit präzisiertem Urteilsvermögen beraten und so viele Entscheidungen wesentlich mitbeeinflusst und mitgetragen. – Ich persönlich verliere in Ihnen einen ebenso fähigen wie kritischen und loyalen Mitarbeiter, mit dem ich auch persönlich sehr gut zurecht kam. Für die Akademie ist ihr Weggang ein großer Verlust. Mir persönlich fällt es nicht leicht, Sie ziehen zu lassen. Meine guten Wünsche für Ihre persönliche wie berufliche Zukunft begleiten Sie. Herzlichen Dank!“

## Verabschiedung von Akademiereferent Franz Josef Klehr

Ebenfalls bei der Adventsfeier der Akademie am 18.12.96 dankte Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst dem scheidenden Akademiereferenten Franz Josef Klehr.

Aus der Rede von Akademiedirektor Fürst:

„Lieber Herr Klehr, seit 1. Sept. 1976 werden Sie als an der Akademie angestellt geführt – also rund 20 Jahre. Blickt man zurück und zählt zusammen, haben Sie in diesen 20 Jahren eine große Zahl von Veranstaltungen an der Akademie durchgeführt. Im Rahmen dieser Adventsfeier ist es nicht möglich, dies angemessen zu würdigen. Ich möchte nur einige Tagungen nennen: wie z.B. die Gespräche mit Rudolf Baro – mit Hermann Lübke – mit und zu Emanuel Levinas in Strasbourg und mit René Girard – vielbeachtete Gespräche mit herausragenden Denkern unserer Zeit. Ich möchte ihr Engagement in der Pädagogik erwähnen, insbesondere die Tagungen zur Auseinandersetzung mit der Waldorfpädagogik zusammen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll. Wenn Sie 10 Jahre zurückdenken, welche vermeintlichen oder tatsächlichen Probleme an-

fänglich bestanden, sich von seiten der Akademie mit der Anthroposophie einzulassen – da hat sich doch einiges geändert. Heute ist es selbstverständlich geworden, solche Themen an der Akademie zu behandeln.

Ich möchte weiterhin erwähnen die lange Reihe der Hohenheimer Symposien zur Christlichen Pädagogik, Ihr vieljähriges Engagement bei den Europäischen Tagen zur Kirchenmusik in Schwäbisch Gmünd, die Veranstaltungen zur zeitgenössischen (Kirchen-)Musik zusammen mit Herrn Prof. Bernhard Krol. – Philosophie und zeitgenössische Musik sind keine einfachen, gängigen Themen. Besonders schwer hat es die Philosophie in einer Gesellschaft, in der zweckfreie Reflexion nicht mehr sehr gefragt ist. Große Teilnehmerzahlen waren hier und in der Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Musik nicht zu erzielen.

Sie haben an der Akademie dankenswerterweise auch Aufgaben für unsere Einrichtung insgesamt übernommen. Sie waren Bibliothekar und verantwortlich für den Konferenzraum und die Zeitungen und Zeitschriften – zeitweilig haben Sie als gewähltes Mitglied der MAV Mitverantwortung getragen für das Ganze der Akademie. In der Vorbereitung und Mitgestaltung unserer Gottesdienste und als Musicus für die Umrahmung der Geburtstage und der Adventszeit haben Sie mit Ihren Begabungen zur Unternehmenskultur unseres Hauses beigetragen.

Lieber Herr Klehr,

die Akademie dankt Ihnen für 20 Jahre Tagungs- und Publikationsarbeit, die Sie mit sprachlicher und inhaltlicher Souveränität durchgeführt haben. Leider können wir nicht alle Ihre Schwerpunkte weiterführen. Im Bereich der Philosophie und der zeitgenössischen Kirchenmusik ist für Nachfolge gesorgt. Andere thematische Schwerpunkte gehen zu Ende.

Lieber Herr Klehr,

ich möchte mich für Ihre Arbeit und Zusammenarbeit bedanken. Wie ich Sie kenne, ist Ihnen vor der nun vor Ihnen liegenden Zeit nicht bange. Sie wissen sich kulturell, literarisch und musikalisch zusammen mit anderen Menschen gut zu beschäftigen. Ich wünsche Ihnen Gesundheit, Gottes Segen und Freude an der neu gewonnenen Freiheit.“

## Dr. Manfred W. Lallinger neu an der Akademie

Dr. Manfred W. Lallinger ist seit dem 1. September 1996 Referent an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Als Nachfolger von Herrn Dingwerth ist er zuständig für die Bereiche Soziales, Politik und Arbeitswelt.

Lallinger wurde am 25.05.1953 in München geboren und wuchs in Baden auf. Im Anschluß an sein Studium an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, das er mit der Ersten Staatsprüfung für die Sekundarstufe I abschloß, nahm er das Studium der Soziologie, Erziehungswissenschaft und Politologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg auf. 1987 erwarb er den akademischen Grad eines Magister Artium, 1992 erhielt er den Dokortitel. Von 1991 bis 1993 war Lallinger als Dozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Forschungsprojekt über die Lebenssituation von Freiburger Kindern am Institut der Albert-Ludwigs-Universität tätig. Seit 1994 war das neue Mitglied im ReferentInnenkreis der Akademie Lehrbeauftragter an der katholischen und evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen in Freiburg sowie Dozent an einer Altenpflegeschule. Im Kontext seiner empirischen Forschungen und seiner Lehrtätigkeit zu sozialen Problemen erwuchs eine Studie zur Sozialhilfebefürftigkeit und Arbeitslosigkeit im Main-Kinzig-Kreis. Zwischen 1989 und 1996 arbeitete Lallinger darüber hinaus beim Caritasverband Freiburg-Stadt e.V. als freier Dozent. Seit mehreren Jahren verfaßt er als freier Mitarbeiter der „Badischen Zeitung“ Artikel zu sozialhistorischen und soziologischen Themen.

Der neue Referent führt die von Herrn Dingwerth geschaffenen Themenbereiche fort und gestaltet zugleich einen weiteren Schwerpunkt, der sich mit der Armutproblematik sowie in besonderer Weise mit der Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen befaßt. Außerdem wird er im Rahmen seiner Tätigkeit Werte- und Normfragen aufgreifen und dabei sein Augenmerk vor allem auf die gesellschaftlich-strukturellen Bedingungen der Werte-Vermittlung richten. Was den Bereich „Wirtschafts- und Arbeitswelt“ betrifft, will sich Lallinger verstärkt auch Fragen und Problemen der Globalisierung und Internationalisierung widmen.



# Akademieverein

Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart wird seit Oktober 1995 von einem Förderkreis unterstützt. Auf der Gründungsversammlung am 20.10.1995 haben die unten aufgeführten Gründungsmitglieder die Vereinigung von Freunden und Förderern der Akademie gegründet. Die Satzung legt den Zweck des gemeinnützigen Akademievereins wie folgt fest:

Zweck des Vereins ist die wirtschaftliche und ideelle Förderung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart entsprechend deren Selbstverständnis und Arbeitsweise. Er verfolgt diesen Zweck insbesondere durch Bereitstellung von Mitteln für die Arbeit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

## **Satzung der Vereinigung von Freunden und Förderern der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart „Akademieverein“**

### **Präambel**

*Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart ist gemäß dem Gründungsstatut aus dem Jahre 1951 dem Auftrag verpflichtet, die „lebendige Begegnung von Kirche und Welt“ zu pflegen und zu fördern.*

*Das Selbstverständnis der Akademie verdeutlicht sich in den Leitideen: „Dialog“, „Gastfreundschaft“, „christliche Zeitgenossenschaft“, „Sachkompetenz“, „Forum der Öffentlichkeit“, „Lernort demokratischer Tugenden“.*

*Dem Selbstverständnis entspricht ihre Arbeitsweise, die sich in Tagungen, Kongressen, Symposien, Arbeitskreisen, Vorträgen, Studientagen, Kunstausstellungen, Seminaren etc. verwirklicht.*

*Als Einrichtung der katholischen Kirche und in ökumenischer Offenheit fördert sie in den inhaltlichen Schwerpunkten ihrer Fachreferate in wissenschaftlich verantworteter Weise die intellektuelle, ethische, soziale, religiöse und ästhetische Kultur von Kirche und Gesellschaft.*

## **Gründungsmitglieder des Akademievereins**

### **1. Vorstand des Kuratoriums**

1. Prof. Dr. Günter Bien
2. Intendant Senator Hermann Fünfgeld
3. Dr. Rolf Thieringer

### **2. Leitung der Akademie**

4. Direktor Dr. Gebhard Fürst

### **3. Weitere Gründungsmitglieder**

5. Frau Waltraud Boelte
6. Frau Ingeborg Siegel
7. Frau Dr. Dorothee Fischer
8. Prof. Dr. Rolf Keller
9. Herr Wolfgang Großmann
10. Prof. Dr. Alfred Büllesbach
11. Herr Hartmut Paeffgen
12. Herr Edmund Schneider
13. Frau Dr. Eva-Maria Kreuz
14. Herr Dr. Wolfgang Schuster
15. Herr Dr. Alois Gerstner
16. Prof. Josef Heinzelmann
17. Frau Odilia Fiege-Jostock

### **Gäste bei der Gründungssitzung**

Herr Gregor Maihöfer, Protokoll

Herr Karl-Heinz Kunzmann, Finanzen

Da die Akademie in ihrer Arbeit in einer Zeit knapper werdender finanzieller Mittel, aber immer wichtiger werdender gesellschaftlicher, kultureller und kirchlicher Bedeutung auf die finanzielle Unterstützung angewiesen ist, suchen wir Freunde und Förderer, die dieser Vereinigung beitreten und die Arbeit der Akademie dadurch wirtschaftlich und ideell fördern.

Anschrift und Bankverbindung:

Vereinigung von Freunden und Förderern der

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Im Schellenkönig 61, 70184 Stuttgart, Tel.: 0711/1640-6

Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 100,-

Konto: Schwäbische Bank, Nr. 1400, BLZ 600 201 00

# Kuratorium der Akademie

Stand: 31.12.1996

## **Vorsitzender des Kuratoriums**

Bien, Dr. Günther  
Professor für Philosophie, Universität Stuttgart.  
Geschäftsführender Direktor des Instituts für Philosophie, Pädagogik und Psychologie

## **Stellvertretende Vorsitzende**

Fünfgeld, Hermann  
Intendant, Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart

Thieringer, Dr. Rolf  
Erster Bürgermeister i. R., Landeshauptstadt Stuttgart

## **Mitglieder**

Adorno, Eduard  
Minister a. D. für Bundesangelegenheiten

Auer, Dr. Alfons  
Professor em.

Beha, Felicitas  
Sozialarbeiterin i. R.

Berghof, Norbert  
Professor, Vorsitzender im Vorstand des Bildungswerkes der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Abteilungsleiter der Abt. II des Landesinstituts für Erziehung und Unterricht

Birn, Dr. Helmut  
Ministerialdirigent, Umweltministerium Baden-Württemberg

Birn, Willi  
Professor, Regierungspräsident a. D.

Brendle, Franz  
Pfarrer, Diözesanstelle Führungskräfte- und Akademiekerseelsorge

Czaja, Dr. Herbert  
Präsident des Bundes der Vertriebenen

Dengler, Hans  
Vizepräsident der Handwerkskammer Ulm

Eckert, Dr. Hanspaul  
Direktor

Eckl, Dr. Rudolf  
Verwaltungsdirektor, Arbeitsamt Ludwigsburg

Fischer, Dr. Dorothee  
Stadtdirektorin, Gesundheitsamt der Landeshauptstadt Stuttgart

Frank, Franz W.  
Direktor, Mercedes-Benz AG

Fromm, Dr. Irmgard  
Oberstudiendirektorin i. R.

Gerber, Gerd  
Oberbürgermeister der Stadt Weingarten

Gerich, Rolf  
Oberbürgermeister a. D.

Gerstner, Dr. Alois  
Ministerialdirigent a. D.

Haas, Alois  
Oberstudiendirektor a. D.

Hajek, Otto Herbert  
Professor, Bildhauer, Staatl. Akademie der Bildenden Künste, Karlsruhe

Heinzelmann, Josef  
Professor, Akademiedirektor i. R.

Karst, Heinz-Hermann  
Ministerialrat a. D.

Keller, Dr. Rolf  
Professor, Ministerialdirektor im Justizministerium  
Baden-Württemberg

Kerstiens, Dr. Ludwig  
Professor em.

Lindacher, Benedikt  
Ltd. Postdirektor i. R.

Mast, Dr. Claudia  
Professorin, Universität Hohenheim

Menz, Dr. Lorenz  
Staatssekretär, Staatsministerium Baden-Württemberg

Paeffgen, Hartmut P.  
Chef vom Dienst, Stuttgarter Nachrichten

Plünnecke, Elisabet  
Akademiedirektorin a. D.

Reisch, Dr. Dr. h.c. Erwin  
Professor, Universität Hohenheim

Schad, Franz  
Ministerialdirigent a. D., Professor em.

Schavan, Dr. Annette  
Ministerin, Ministerium für Kultus und Sport  
Baden-Württemberg

Schick, Otmar  
Bürgermeister, Stadt Laupheim

Seeber, Dr. David  
Journalist

Siegel, Ingeborg

Stadler-Nagora, Irmgard  
Kammersängerin, Württembergisches Staatstheater  
Stuttgart

Tschirdewahn, Dr. Bertram  
Chefarzt, Federseeklinik

Waldburg-Zeil, Graf Alois  
MdB

Weichenrieder, Dr. Lukas  
Abt der Benediktinerabtei Weingarten

### ***Ruhende Mitgliedschaft***

Zeller, Dr. Wolfgang  
Staatssekretär, Sächsisches Staatsministerium für  
Wirtschaft und Arbeit

# Kooperationspartner 1996

- AG Altenhilfe im Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Akademie der Arbeit, Universität Frankfurt
- Akademie für Technikfolgenabschätzung des Landes Baden-Württemberg
- Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen und Verbände
- Arbeitskreis „Junge Erwachsene“ der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart
- ASCHKENAS, Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden
- Bibliothek für Ausländische Literatur, Moskau
- Bildungswerk der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Bischöfliches Ordinariat der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Caritasverband der Erzdiözese Freiburg
- Daimler Benz InterServices (debis) AG, Bildungswesen, Berlin
- Deutscher Caritasverband e.V., Freiburg
- Deutscher Gewerkschaftsbund, Landesbezirk Baden-Württemberg
- Deutsches Netzwerk Wirtschaftsethik e.V.
- Diözesanrat der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Ausschuß Grundwerte in der Gesellschaft, Ausschuß Kultur und Erwachsenenbildung
- Edition Socialmanagement, Kiel
- Erzbischöfliche Akademie der Erzdiözese Freiburg
- Evangelische Akademie Bad Boll
- Evangelische Akademie Bad Herrenalb
- Evangelische Medienzentrale Württemberg
- Evang. Pfarramt Schlüchtern
- Fachhochschule Weingarten/Ravensburg, Fachbereich Sozialarbeit
- Fachstelle für Medienarbeit der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Frauenkommission der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur
- Hans-Böckler-Stiftung Düsseldorf
- Haus des Dokumentarfilms
- Industrie- und Handelskammer Bodensee-Oberschwaben
- Initiativkreis „Wir sind Kirche“
- Institut für EthikManagement, Fachbereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Fachhochschule Konstanz
- Institut für Fort- und Weiterbildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Institut für Osteuropakunde, Universität Tübingen
- Institut für Politikwissenschaften, Universität Mainz
- Jewish Claims Conference, Frankfurt
- Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik, Paderborn
- JVA Stuttgart-Stammheim
- Katholische Fachhochschule für Sozialwesen, Religionspädagogik und Pflege, Freiburg
- Katholisches Bibelwerk Stuttgart
- Katholisches Büro, Bonn
- Katholisch-Theologische Fakultät, Universität Tübingen
- Kunstverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Landesbildstelle Württemberg
- Landeshauptstadt Stuttgart, Ausländerbeauftragter
- Landeshauptstadt Stuttgart, Ausländerbehörde
- Landesverband Württembergischer Karnevalsvereine (LWK)
- Landeszentrale für politische Bildung
- Lehrstuhl für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Unternehmensführung, Universität Nürnberg-Erlangen
- Lehrstuhl für Internationale Politik, Fakultät für Verwaltungswissenschaften, Universität Konstanz
- Lehrstuhl für Kirchenrecht, Kath.-Theolog. Fakultät, Universität Tübingen
- Lehrstuhl für Management, Fakultät für Verwaltungswissenschaften, Universität Konstanz
- Lehrstuhl für Rechtssoziologie, Kath. Universität Nijmegen
- Leiterkreis der Katholischen Akademien in Deutschland
- Missio, Internationales Katholisches Missionswerk
- Ökumenische Ausbildungsstelle für Beratende Seelsorge/Telefonseelsorge Oberschwaben-Allgäu
- Osteuropa-Institut, Universität Hohenheim

- Pädagogische Hochschule Weingarten
- Philosophische Gesellschaft Bad Homburg e.V.
- Priesterseminar der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- Referat Erwachsenenbildung/Erwachsenenpastoral, Fachbereich Frauen, der Diözese Rottenburg-Stuttgart
- St. Gallus-Hilfe, Rosenharz
- Stadt Ravensburg, Kulturamt
- Stadt Schwäbisch Gmünd, Kulturamt
- Stadt Weingarten
- Stiftung Haus Lindenhof, Schwäbisch Gmünd
- Stiftung Liebenau
- Süddeutscher Rundfunk
- Südwestdeutscher Förderkreis der EDCS (Ökumenische Entwicklungsgenossenschaft)
- UNHCR, Bonn
- UNHCR, Kiew
- Vereinigung Schwäbisch-Alemannischer Narrenzünfte (VSAN)
- Zeitschrift für Ausländische Literatur, Moskau
- Zentrale Dokumentationsstelle der Wohlfahrtsverbände im Flüchtlingsbereich (ZDWF), Bonn
- Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz
- Zentrum für Ethik in den Wissenschaften, Universität Tübingen
- Zentrum für ökonomische und politische Studien (Epi-center), Moskau

## Mitgliedschaften der Akademie

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, München  
 Europ. Gesellschaft für Kath. Theologie, Tübingen  
 Freundeskreis der Hochschule für jüdische Studien, Heidelberg  
 Freundeskreis Mooshausen e.V., Aitrach  
 Gesellschaft Oberschwaben  
 Gardinistiftung e.V., Berlin  
 Hotel- und Gaststättenverband  
 Kunstverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
 Leiterkreis der Akademien  
 Netzwerk Wirtschaftsethik EBEN Deutschland e.V.  
 Schwäbische Gesellschaft  
 Universitätsbund Hohenheim e.V.  
 Verband der Historiker Deutschlands  
 Verband Deutscher Kunsthistoriker, München  
 Verein zur Förderung Kath.-Sozialer Bildungswerke, Bonn (aksb)  
 Vereinigung der Freunde der PH Weingarten e.V.  
 Vereinigung der Freunde der Uni Tübingen e.V.  
 Vereinigung von Freunden der Uni Stuttgart e.V.

# Katholische Akademien in Deutschland

Für die Kontakte unter den katholischen Akademien wurde 1958 der „Leiterkreis der Katholischen Akademien“ gegründet, in dem auch die jeweiligen Institutionen aus der Schweiz, aus Italien und aus Österreich vertreten sind.

Der Vorsitz des Leiterkreises liegt derzeit beim Direktor der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Dr. Gebhard Fürst. Dem beratenden Kollegium gehören die Direktoren der Akademien in Münster und Aachen, Dr. Dr. Thomas Sternberg und Diplom-Theologe Hans Hermann Henrix, an sowie der frühere Vorsitzende des Leiterkreises, Gerhard Krems, Schwerte.

Eine Dokumentation des Leiterkreises *Katholische Akademien in Deutschland* (1993) ist zum Preis von DM 5,- über die Geschäftsstelle der Akademie erhältlich.

## Vorsitzender des Leiterkreises

Dr. Gebhard Fürst  
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Im Schellenkönig 61  
70184 Stuttgart  
Telefon: 0711/1640-6  
Telefax: 0711/1640-777

## Mitgliederliste

1. Bischöfliche Akademie des Bistums Aachen  
Direktor: Dipl.-Theol. Hans Hermann Henrix  
Leonhardstr. 18–20  
52064 Aachen  
Telefon: 02 41/4 79 96-0  
Telefax: 02 41/4 79 96-10

2. Katholische Akademie Augsburg  
Direktor: Dr. Franz X. Spengler  
Kappelberg 1  
86150 Augsburg  
Postfach 10 19 07  
86009 Augsburg  
Telefon: 08 21/31 52-2 95  
Telefax: 08 21/31 52-2 63

3. Katholisch-Soziales Institut der  
Erzdiözese Köln  
(Kardinal-Frings-Haus)  
Direktor: Dipl.-Vw. Dipl.-Päd. Joachim Sikora  
Selhofer Straße 11  
53604 Bad Honnef  
Telefon: 0 22 24/26 80 + 28 15  
Telefax: 0 22 24/7 92 08

4. Thomas-Morus-Akademie Bensberg  
Katholische Akademie im Erzbistum Köln  
Direktor: Dr. Wolfgang Isenberg  
Overather Straße 51–53  
51429 Bergisch-Gladbach  
Telefon: 0 22 04/40 84-72  
Telefax: 0 22 04/40 84-20

5. Diözesanakademie Berlin  
Direktor: Dipl.-Theol. Andreas Hölscher  
Westendallee 54  
14052 Berlin  
Telefon: 0 30/300 00 120  
Telefax: 0 30/300 00 125

6. Katholische Akademie in Berlin  
Direktor: Min. a. D. Dr. Werner Remmers MdL  
Hannoversche Str. 5  
10115 Berlin  
Telefon: 0 30/2 80 60 28  
Telefax: 0 30/2 82 68 27

7. Walberberger Institut  
Bildungsstätte der Dominikaner  
Direktor: P. Dr. Richard Glöckner OP  
53332 Bornheim-Walberberg  
Postfach 61 20  
53312 Bornheim-Walberberg  
Telefon: 0 22 27/85-0 (85-251)  
Telefax: 0 22 27/85-252

8. Kommende – Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn  
Direktor: Dr. Peter Schallenberg  
Brackeler Hellweg 144  
44309 Dortmund  
Postfach 12 01 51  
44309 Dortmund  
Telefon: 02 31/2 06 05-0  
Telefax: 02 31/2 06 05-80

9. Katholische Akademie Dresden  
– Forum für Kirche und Welt –  
Bischof-Wienken-Haus  
Direktor: Pfarrer Bernhard Rachwalski  
Tiergartenstr. 74  
01219 Dresden  
Telefon: 03 51/4 71 07 10  
Telefax: 03 51/4 71 76 69

10. Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg  
Direktor: Prof. Dr. Ludwig Wenzler  
Wintererstr. 1  
79104 Freiburg i. Br.  
Postfach 9 47  
79009 Freiburg i. Br.  
Telefon: 07 61/3 19 18-0  
Telefax: 07 61/3 19 18-11

11. Bonifatiushaus  
Direktor: Dr. Antonius Gescher  
Neuenberger Str. 3–5  
36041 Fulda  
Telefon: 06 61/83 98-0  
Telefax: 06 61/83 98-136

12. St. Jakobus-Haus  
Akademie der Diözese Hildesheim  
Komm. Direktor: Dr. Andreas Fritzsche  
Reußstr. 4  
38640 Goslar  
Telefon: 0 53 21/34 26-0  
Telefax: 0 53 21/34 26-26

13. Katholische Akademie Hamburg  
Direktor: Dr. Günter Gorschenek  
Herrengaben 4  
20459 Hamburg  
Postfach 11 12 67  
20412 Hamburg  
Telefon: 0 40/36 95 20  
Telefax: 0 40/36 95 21 01

14. Niels-Stensen-Haus  
Haus der Erwachsenenbildung im Bistum Hildesheim  
Direktor: Dr. habil. Stefan Scheld  
Worphauser Landstr. 55  
28865 Lilienthal  
Postfach 11 60  
28858 Lilienthal  
Telefon: 0 42 08/299-0  
Telefax: 0 42 08/299-144

15. Ludwig-Windthorst-Haus  
Katholische Akademie u. Heimvolkshochschule  
Direktor: Dipl.-Theol. Reinhold Jackels  
Gerhard-Kues-Straße 16  
49808 Lingen-Holthausen  
Telefon: 05 91/61 02-0 (-112)  
Telefax: 05 91/61 02-135

16. Katholische Akademie „Die Wolfsburg“  
Haus für Erwachsenenbildung des Bistums Essen  
Direktor: Dr. Michael Schlagheck  
Falkenweg 6  
45478 Mülheim/Ruhr  
Telefon: 02 08/9 99 19-0  
Telefax: 02 08/9 99 19-110

17. Katholische Akademie in Bayern  
Kardinal-Wendel-Haus  
Direktor: Dr. Franz Henrich  
Mandlstraße 23  
80802 München  
Postfach 40 10 08  
80710 München  
Telefon: 0 89/3 81 02-0  
Telefax: 0 89/3 81 02-103

18. Franz-Hitze-Haus  
Katholisch-Soziale Akademie des Bistums Münster  
Direktor: Dr. Dr. Thomas Sternberg  
Kardinal-von-Galen-Ring 50  
48149 Münster  
Telefon: 02 51/98 18-0  
Telefax: 02 51/98 18-480

19. Caritas-Pirckheimer-Haus  
Akademie der Erzdiözese Bamberg  
Direktor: P. Hugo Stoll SJ  
Königstraße 54  
90402 Nürnberg  
Telefon: 09 11/23 46-0 (-26, -27)  
Telefax: 09 11/23 46 63

20. Katholische Akademie Schwerte  
Akademie der Erzdiözese Paderborn  
Direktor: Dr. Udo Zelinka  
Bergerhofweg 24  
58239 Schwerte  
Postfach 14 29  
58209 Schwerte  
Telefon: 0 23 04/4 77-0 (-31)  
Telefax: 0 23 04/4 77-24

21. Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Direktor: Dr. Gebhard Fürst  
*Geschäftsstelle:*  
Im Schellenkönig 61  
70184 Stuttgart  
Telefon: 07 11/16 40-6  
Telefax: 07 11/16 40-777

*Tagungsgebäude Stuttgart-Hohenheim:*  
Paracelsusstr. 91  
70599 Stuttgart  
Telefon: 07 11/45 31 93  
Telefax: 07 11/45 86 495  
*Tagungsgebäude Weingarten:*  
Kirchplatz 7  
88250 Weingarten  
Telefon: 07 51/56 86-0  
Telefax: 07 51/56 86-222

22. Katholische Akademie Trier  
Direktor: Dr. Herbert Hoffmann  
Hinter dem Dom  
54290 Trier  
Telefon: 06 51/71 05-10  
Telefax: 06 51/71 05-125

*Abteilung Saarbrücken*  
Leiterin: Rektorin a. D. Margreth Müller-Kunsmann  
Mainzer Str. 30  
66111 Saarbrücken  
Telefon: 06 81/6 81 29

23. Katholische Akademie Rabanus Maurus  
Direktor: Dr. Gotthard Fuchs  
Wilhelm-Kempf-Haus 1  
65207 Wiesbaden-Naurod  
Telefon: 0 61 27/7 72 80  
Telefax: 0 61 27/7 72 87

24. Domschule e. V.  
Akademie für Erwachsenenbildung der Diözese  
Würzburg  
Direktoren:  
Prof. DDr. Günter Koch  
Domkapitular Josef Pretscher  
Am Bruderhof 1  
97070 Würzburg  
Telefon: 09 31/3 50 51 18  
Telefax: 09 31/3 50 51 34

*mehr als drucken*

Beratung  
Gestaltung  
Fotosatz  
Desktop-Publishing  
Web-Design  
Internet-Support  
Buchdruck  
Offsetdruck

**Grafik**  
GmbH  
**Druck**

Heusteigstraße 66  
70180 Stuttgart  
Telefax (07 11) 6 45 59 31  
Telefon (07 11) 64 55 90  
eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)  
<http://www.grafikdruck.de/>

Die „Chronik '96“ wird herausgegeben von der  
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Im Schellenkönig 61  
70184 Stuttgart  
Telefon: 0711 / 16 40 – 6  
Telefax: 0711 / 16 40 - 777  
email: AkademieRS@t-online.de  
Internet: <http://www.kirchen.de/akademie/rs>

Verantwortlich für den Inhalt:  
Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor

Redaktion:  
Klaus Barwig, Referent für Öffentlichkeitsarbeit

Die einzelnen Berichte sind von den jeweiligen  
Tagungsleiterinnen und -leitern verfaßt.

Bildnachweis:  
Justinus Maria Calleen  
Markus Dollenbacher  
Frank Eppler  
Ernst Fessler  
Daniel Hartmann  
C. Wirtz

Druck und Herstellung:  
Grafik Druck GmbH, Stuttgart

Schutzgebühr  
10,- DM

Bankverbindung:  
Landesgirokasse Stuttgart 2 045 692 (BLZ 600 501 01)  
Postgiroamt Stuttgart 13 447 – 707 (BLZ 600 100 70)  
Schwäbische Bank Stuttgart 1300 (BLZ 600 201 00)

Für eine finanzielle Unterstützung unserer Arbeit sind  
wir dankbar.  
Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt  
senden wir auf Wunsch gerne zu.

## Zum Schluß eine Bitte in eigener Sache

Die vorliegende Chronik dokumentiert unsere Arbeit während des vergangenen Jahres. Wir durften wieder eine Vielzahl bekannter, aber auch neuer Gesichter in unserem Haus begrüßen. Ich hoffe sehr, daß die Chronik '96 – vor allem publiziert für unsere FreundInnen und FörderInnen, ReferentInnen und GasttagungskundInnen – etwas von der Vielfalt dessen darstellen konnte, was wir während eines Jahres geplant, organisiert und schließlich auch realisiert haben – und dies nicht nur in unseren beiden Tagungshäusern in Stuttgart-Hohenheim und Weingarten, sondern auch an vielen anderen Orten, u.a. im Foyer der Landeskreditbank in Stuttgart, als die Verleihung des Alexandr-Men-Preises an Lew Kopelew in Anwesenheit des Bundespräsidenten stattfand.

Vielleicht haben Sie bemerkt, daß unser Themenspektrum und das Interesse an unseren Veranstaltungen erneut gewachsen sind: Auch im vergangenen Jahr konnten wir nochmals eine Steigerung auf mehr als 17.700 Gäste verzeichnen. Ähnliches läßt sich für unseren hauseigenen Verlag feststellen.

Daß diese Entwicklung in eine Zeit weiter zurückgehender finanzieller Ressourcen fällt, erhöht unsere Verpflichtung zu kostenbewußtem Wirtschaften, aber auch die Bedeutung von Spenden und Zuwendungen für unsere Arbeit bzw. für einzelne Projekte. Konkretes Beispiel ist die erstmalige Hereinnahme von Verlagsanzeigen in die Chronik – ein Beitrag zur stärkeren Refinanzierung der Akademiearbeit. Vieles von dem, was wir tun konnten, wäre ohne solche Drittmittel nicht möglich gewesen.

Um diesem immer wichtiger werdenden Feld für die Zukunft deutlichere Konturen zu geben, wird die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart seit Oktober 1995 von einem Förderverein unterstützt. Zweck des Vereins ist die wirtschaftliche und ideelle Förderung der Akademie entsprechend deren Selbstverständnis und Arbeitsweise. Er verfolgt diesen Zweck insbesondere durch Bereitstellung von Mitteln für die Arbeit der Akademie.

Wir sind – künftig noch stärker als bisher – angewiesen auf Menschen, die den Akademiegedanken und die Dialogarbeit auch durch materielle Zuwendung unterstützen, und laden Sie herzlich ein, dies durch eine Einzelspende oder Ihre Mitgliedschaft im Förderverein zu realisieren.

Unser Bischof, Dr. Walter Kasper, bringt in seinem Grußwort zur Festschrift „40 Jahre Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1951–1991“ zum Ausdruck: „Auch heute ist der Akademie ein weites Aufgabenfeld zugewiesen, das zu bewältigen zugleich geistiger wie geistlicher Wachheit bedarf. Die Akademie leistet dadurch einen doppelten Dienst. Einen Dienst an der Gesellschaft, denn sie bringt das ethische, humane und religiöse Potential des Christentums ins öffentliche Gespräch ein. Und sie leistet einen Dienst an der Kirche, indem sie ‚weltlichen Sachverstand‘ in den kirchlichen Binnenraum hineinvermittelt und so die christliche Verkündigung fähiger macht, die Zeichen der Zeit zu erkennen und sie im Licht des Evangeliums glaubwürdig und mit Aussicht auf Akzeptanz zu deuten.“

Wenn Sie unsere Arbeit unterstützen wollen, können Sie sicher sein, daß Ihre Zuwendung dem von Ihnen gewünschten Zweck (auch projektbezogen) zukommt. Selbstverständlich ist Ihre Spende steuerlich abzugsfähig. Ich bedanke mich an dieser Stelle für Ihr Interesse und hoffe sehr, daß Sie uns und unserer Arbeit auch künftig verbunden bleiben.

Dr. Gebhard Fürst  
Akademiedirektor



Beratung · Gestaltung · Fotosatz · Desktop-Publishing · Offsetdruck · Web-Publishing

Heusteigsraße 66 · 70180 Stuttgart

Telefon (07 11) 64 55 90

Telefax (07 11) 64 55-9 31

eMail [info@grafikdruck.com](mailto:info@grafikdruck.com)